

I
184904

Geschichten vom Teufel

mit Einschluß der interessantesten Volksagen,
Geister- und Gespenster-Märchen, nationalen
Gebräuchen und wahnwitzigen Sprüchen.



Von J. A. Moshamer.

Wien, 1873.

Im Verlage von Albert A. Benedikt.
Druck von Alex. Curich.

I
184904



No 185571

a. Lang 107/11. 81 - 30. 11. 11

Vorwort.

Die Natur ist unsere Mutter, unsere ernährende Amme; von ihr haben wir Alles, somit auch den Aberglauben, mit dessen Ursprung und Wesen wir uns in den nächsten Blättern befassen werden. Was vor Jahrtausenden die Menschenkinder im Traume ihres nebelhaften Daseins an der Mutterbrust eingesogen haben, galt ihnen als theures, ja heiliges Vermächtniß, welches sie von Generation zu Generation fortgeerbt und das zum großen Theile noch bis in unsere Tage herauf sorgsam bewahrt worden ist.

In dieser Aufbewahrung liegt viel Pietät, die einem kindlich warmen Gemüthe wohl ansteht, und da sie zugleich viel Stoff zur geselligen Unterredung bietet, kann man es dem Unmündigen nicht verargen, wenn er sich gern mit dem

unterhält, was ihm seine erwachsene Umgebung zur Kurzweil mitgetheilt hat.

Der Aufgeklärte thut wahrlich Unrecht, wenn darüber sein Urtheil kein rücksichtsvolles und billiges, oder wenn es gar ein höhnisches ist. Ein Volksfreund in unserer Mitte schreibt: „Was wäre unsere Kinderzeit ohne die Märchen? und wo einzelne griesgrämige Pädagogen, die das Kind schon von frühester Jugend an zu einer lateinischen Declinirmaschine machen möchten, gegen die Märchen einschreiten und sie als schädlich und verderblich für die jungen Köpfe verdammen, da verdienten sie vom Volke zum Tempel hinausgetrieben zu werden, denn sie vergreifen sich mit frevlen Händen an dem höchsten Gut, das wir besitzen, — an unserer Jugendzeit!“ —

Gönnen wir dem Armen im Geiste wenigstens insoweit den Genuß, welchen er an seinen alten, meist heidnischen Traditionen findet, als sie ihm weder in physischer, noch in moralischer und religiöser Hinsicht Schaden bringen. Sie gelten ihm nach mühseliger Arbeit in seinen Erholungsstunden in ähnlicher Weise als Tand und Zerstreuungsmittel, wie

den wirklichen Kindern ihre lustigen Spiele und Spielzeuge; wir möchten hinzufügen: wie den Gesellschaftskreisen die Würfel und Karten und die verschiedenen Behelfe des Zeitvertreibs innerhalb der vernünftigen und gesetzlichen Schranken.

Es handelt sich also bei dem Volke bloß um die Grenzlinie oder den Umfang, innerhalb dessen es sich mit seinen landes- und nationalüblichen Sitten und Gebräuchen im Nebelgebiete des Aberglaubens möglich frei bewegen darf. Wo eine Ueberschreitung stattfindet, da obliegt dem Staate wie der Kirche die Verpflichtung: einen Wächterposten aufzustellen, einen Priester, einen Volkslehrer, von welcher Confession er immer sei, wenn er nur als ein vernünftiger, menschenfreundlicher Erzieher und Bildner Amt zu handeln versteht.

Er betrachte jeden Abergläubischen, den er heilen will und soll, a priori als ein Kind, das mit Dingen spielt, die mitunter gefährlich sind; gebe ihm das zu verstehen und suche seine Belehrung darüber möglich praktisch einzurichten. Am wirksamsten dürfte das in sehr vielen Fäl-

len geschehen, wenn der Pädagog den in Rede stehenden Gegenstand mit geschickter Wendung in's Lächerliche, in's Absurde zieht, wie es etwa der Lustspiel-dichter satyrisch und ironisch thut: indem er objectiv das Zwerchfell erschüttert, und subjectiv über einen Geizhals, Scheinheiligen, Starrkopf, Adelsstolzen, Wüstling, Treubruchigen &c. strafend seine Geißel schwingt.

Oft lagert sich um die Stirne eines Schwachsinrigen ohnedies nur eine leichte Staubwolke von Wahnglauben, die leicht wegzublasen ist. So stellen z. B. manche Mädchen (in Galizien) vorwizig eine Frage an das Schicksal über ihre Zukunft. Hierbei zieht jede in der Christnacht, ohne Licht, aus einem Holzstoß ein Scheit hervor, in der Absicht, daran ihren Bräutigam kennen zu lernen: ob er gerade oder krumm, glatt oder rauh, noch grün oder schon alt und dürr &c. ist. Besehen sie dann bei Licht, wie ihr Zukünftiger aussehen wird, ärgern sich die Enttäuschten, während die Anderen sich zufrieden erklären. — Liegt darin nicht Stoff genug, solch ein hirnloses Prognostikon in's Lächerliche zu

ziehen und daraus einen geselligen Scherz zu machen? — Lacht und scherzt hierbei der Betroffene selbst, so erweckt er gegründete Hoffnung, daß er einsieht und dabei insgeheim erschrickt, daß er mit seinem Wahnglauben auf Irrwegen wandelt und weiterschreitend einen Abgrund zu befürchten hat. —

Ungleich schwieriger ist allerdings die Heilung, wenn sich der Geistesunmündige bereits tiefer in das dunkle Labyrinth des Gespensterglaubens verirrt hat und Alles für Teufels- oder Geisterspuk hält, was ihm nicht mehr natürlich erscheint.

Hier gibt es kein allgemeines Recept, keine Panacee; hier hat der Arzt kraft überzeugender Belehrung jeden Kranken einzeln je nach seiner Individualität zu behandeln und dessen umdunkelten Verstand an's Licht hervorzuziehen. Mit der Naturlehre in der einen, mit einer vernunftmäßigen Glaubenslehre in der anderen Hand ist die Cur beim Geisterseher mit optischen, beim Forscher an der klopfenden Wand mit akustischen Mitteln zu unterneh-

men und mit der aufzuhellenden Nacht des Geistes eine Welt- und Lebensanschauung anzubahnen, die zu einer wahrhaften und segensreichen Volksaufklärung führt.

Der Verfasser.

Erster Theil.

I.

Die Macht der Fantasie.

Wir nennen unser Dasein ein Räthsel, unsere irdische Pilgerschaft eine Prüfung, unsern an sich dunklen Planeten ein Durchhaus zu einer lichtvollen Sonne, nennen ihn auch von der Wiege bis zum Grabe ein Jammerthal, wo es unablässig physische wie moralische Kämpfe und ungleich mehr Leiden als Freuden gibt.

Noch hat seit Jahrtausenden kein Weltweiser zur vollen Ueberzeugung zu bestimmen vermocht, woher das Fünklein: Leben oder Seele genannt, ursprünglich gekommen sei und ob es in der Finsterniß des Grabes verlöschen oder ob es selbstständig diesseits oder jenseits, frei oder wieder in Leibeshaft und zu welchem Ziel und Ende fortglimmen werde. Fragen wir deßfalls

keinen Darwin, ein Materialist kann uns nur Trostloses sagen.

Die Astronomie ist die einzige Wissenschaft, der es gegönnt ist, auf den Bahnen der Optik und Mathematik in die Zukunft hineinzuleuchten und den Sternenlauf am Rande der unabsehbaren Welterschöpfung zu berechnen. Trotzdem aber bleibt für uns noch immer die hochwichtige Frage eine müßige: „Wo beginnt und wo endet das uferlose Meer des gestirnten Himmels und gibt es dahin irgendwo eine Brücke für unsere Seele, wenn sie wirklich, wie wir glauben, unsterblich ist?“

„Das Universum“, sagt Pascal, „ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt überall, dessen Peripherie aber nirgend ist.“ — Wir müssen diesen Ausspruch scharfsinnig, müssen ihn jedoch für unsern Verstand auch trostlos nennen, weil er in seiner Beschränkung das, sowie noch sehr vieles Andere, was wir wissen möchten, nicht zu fassen vermag.

Beruhigender finden wir, was Goethe schreibt: „Wir wandeln alle in Geheimnissen; wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich Alles in ihr regt und wie es mit

unserm Geiste in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist.“

Hiermit redet der große Meister der Ahnung, der Divination das Wort, d. i. der gespannten Erwartung kommender Ereignisse, für deren thatsächliches Eintreten wir je nach den Umständen nur Scheingründe haben, jedoch keineswegs eine streng mathematische oder logische Schlußfolgerung ziehen können. Und wenn wir auch die Möglichkeit gelten lassen, daß gewisse Vorgefühle unter gewissen Personal- und Lebensverhältnissen eine Spanne vorwärts einen wahrhaft lichten Seherblick in das Dunkel der Zukunft zu werfen vermögen, so können wir es doch nicht wagen, diese prophetische Gabe bis zu einer solchen Weite auszudehnen, als es ein Jung Stilling, oder Justinus Kerner u. A. zu thun gewagt haben. An der Hand dieser gefühlsberauschten, sensitiven Schwärmer würden wir geradezu in das nebelhafte Gebiet der Geistesseherei und

sofort in diesem Labyrinth immer weitergeführt und endlich schwindelnd der Tyrannei des blinden Aberglaubens überliefert werden.

Und doch, wer sollte es für möglich halten, wer sollte zu diesem Widerspruche den Kopf nicht schütteln? — Doch wandelt selbst der Verständigste, der Weiseste in unserer Mitte, in der sonnenhellen Zeit der Aufklärung oftmals wenigstens Augenblicke, wenn auch nicht Stunden und Tage lang gleich einem Träumenden in diesem Irrsaale und erschrickt, oder lacht über sich selbst ob seiner Schwäche, wenn ihn sein erwachender Verstand aufweckt und wie aus einem Traume rüttelt.

Wir geben demnach einem Friedrich Gerstäcker, der sich dieser Schwäche selber anklagt, vollkommen recht, wo er schreibt: „Es ist eine, wenn auch zuweilen bestrittene, doch trotzdem nicht wegzuleugnende Thatsache, daß alle Menschen auf der Welt abergläubisch sind und uns die Civilisation darum nicht etwa gebessert, sondern eher noch Mittel an die Hand gegeben hat, uns noch tiefer in jenes Labyrinth einzuführen. Selbst der Freigeist, der angebe-

lich gar nichts glaubt, hat seine wunden Stellen, wo er oft noch abergläubischer ist, als alle Uebrigen!“

Unserer Vernunft, sagen wir, ist das Gebiet des Uebersinnlichen, unserem Verstande das des Sinnlichen angewiesen, doch ist es weder die eine noch die andere Seelenkraft, welche uns forschend, aufklärend und überzeugend in diejenige Nebelsphäre einführen kann, die uns als Heimat und Tummelplatz des Aberglaubens gilt. In diese halb sinnliche, halb übersinnliche Region schaut eine andere geistige Kraft, ein anderes Organ in uns hinüber und wird bei diesem Hinüberschauen zu gleicher Zeit schöpferisch, indem es diese eigenthümliche Region mit Gestalten bevölkert, welche mit den wirklichen Naturgestalten hiernieden zwar vielfache Aehnlichkeit in ihren Urzügen haben, im allgemeinen aber doch in einem schroffen Contraste stehen.

Dieses eigenthümliche Geschäft des contrastirenden Schaffens und Bildens verrichtet fast ausschließend — unsere Fantasie.

Wir verstehen hier unter Fantasie eine erhöhte, freithätige Einbildungskraft,

welche als Dichtungsvermögen selbstherrschend reproductiv, d. i. original-schöpferisch wird, ihre Ideen, Bilder und Gestalten zwar häufig aus der wirklichen Sinnenwelt nimmt, dieselben aber in dem Falle, wo sie sich vom Verstande gänzlich losragt, so ungeriebt durch einander wirft und wieder zusammenstellt, daß sie sich von der natürlichen Wirklichkeit und objectiven Wahrheit oft weit über alles Maß entfernt. Ruft die Fantasie, welche vorzugsweise dem kindlichen, d. i. noch unmündigen Lebensalter angehört, nicht den männlich reifen Verstand zu Hülfe, daß er einige Ordnung und Harmonie in das regellose Chaos bringe, so bleiben ihre Schöpfungen bloße Phantasmen, Hirngespinnste, Zerrbilder, Bruchstücke, Fieberträume, krankhafte Mißgeburten, lächerliche Carricaturen, kindische Seifenblasen, Irrwische, ungestaltige Fratzenbilder, nervöse Zuckungen und Schaumgebilde des Wahnsinns.

Bereinigt sich mit dem zu Hülfe gerufenen Verstande auch herzwarmer Gefühl und wirklicher Kunstsinne, so können aus den verstandesmäßig geregelten Schöpfungen der Fantasie wahrhafte Bilder und Gestal-

ten dichterischer Schönheiten hervorgehen, obgleich sie immer noch Anhängsel, ja sogar Urtypen aus dem Nebelgebiete des Aberglaubens, sagen wir, der phantasmagorischen Geisterwelt, Hexenküche und Zauberei an sich haben mögen.

Den schlagenden Beweis hievon haben wir nicht allein an vielen altclassischen Poesien von Homer angefangen, sondern auch an den größten mittelalterlichen Dichtwerken, z. B. Nibelungenlied, Gudrun zc., endlich aus der älteren und neueren Zeit, sagen wir an denen eines Calderon, Shakspeare, Tasso, Goethe, Schiller, Raupach, Grillparzer zc., neben deren epischen und dramatischen Schöpfungen es noch sehr viele andere Dichtungsarten in allen Cultursprachen, in Prosa und Versen gibt, welche uns wahrhaft höheren Kunstgenuß gewähren.

Hiebei reflektiren wir nicht einmal auf jene zahllosen Schöpfungen einer excentrischen Muse, d. i. auf jene Spuch- und Geister-Comödien, Romane, Balladen, Erzählungen, Sagen u. s. w., welche mit Einschluß von Hölle und Teufel, Gespenstern, Hexen und

Drachen zc. den „lauten Markt“ unterhalten, wie Schiller sagt.

Neben der Poesie im edleren Sinne, „die nur edle Gestalten liebt“, beeifern sich gar oft auch die bildenden Künste um die Wette, ebenso aus dem wirklichen Bereich des Aberglaubens, wie aus der Mythengeschichte der vorchristlichen Zeit solche Fantasie-Schöpfungen, körperliche Figuren, Scenen, böse und gute Geister, Zerrbilder, Grotesken und Arabesken zc. herüberzuholen, welche sich in der Natur und Sinnenwelt nirgendwo finden. — Selbst die Tonkunst versteht es, in der Vocal-, wie in der Instrumental-Musik solche Stimmen, Melodien und Klänge zu erfinden, als ob sie wirklich mit einem geheimen Zauber bald ätherisch rein und fein entzückend, bald dumpf und schauerlich erschütternd aus anderen Regionen herübertönt.

Es dürfte wohl schon das Wenige genügen, was wir hier kurz angedeutet haben, um unumwunden behaupten zu können, daß wir den edleren Erzeugnissen einer gezügelten Fantasie durchwegs, somit relativ auch dem kunstsinrigen Ausbeuten des Aberglaubens ungemein viel Dank schuldig sind. Die

Franzosen haben Shakespeare's Hamlet nach Ducis' Uebersetzung und Bearbeitung ohne den Geist auf die Bühne gebracht und die natürliche Folge war, daß das größte Meisterwerk der dramatischen Kunst gänzlich Fiasco machte.

Wie tiefernste Gedanken und mitunter auch erheiternde Gefühle erregt nicht Goethe in seinen meisterhaften Dialogen zwischen Faust und Mephisto, und erregt sie eben deshalb in einem so hohen Grade, weil er das urböse Princip verkörpert mit dem gebrechlichen Menschen dramatisch in Verbindung bringt.

Läßt sich die schöpferische Fantasie nicht mehr vom Verstande leiten und beherrschen, sondern vereinigt sie sich dafür fast ausschließlich mit den Gefühlen und Empfindungen, welche ihren Hauptsitz im Gemüthe haben, gelangt sie gleichfalls in ein nebelhaftes Gebiet, das wir Mysticismus nennen. Dieser befaßt sich meist in frommer oder frömmelnder Weise mit den Geheimnissen des religiösen Glaubens, (Mysterien) erblickt in seiner Gefühlschwärmeri Gottheiten, Genien und Dämonen aller Art in leiblichen Umrissen, ist

also mit dem wirklichen Aberglauben eng verwandt. Er hatte seinen Ursprung gleichfalls in der grauesten Vorzeit und verlor im Laufe der Jahrtausende in dem Maße immer mehr an seinem Umfange, als es den aufklärenden Strahlen der Wissenschaft gelang, stets tiefer in seine Dämmerung und Dunkelheit, wie in die alten Drakel, hineinzuleuchten. Indes bildet auch er einen Zweig der allgemeinen Menschengeschichte, und ihm zur Seite ist füglich der moderne Spiritismus zu setzen.

II.

Mythologie und Geschichte.

Die Geschichte der alten Völkerstämme ist in ihren ersten Perioden und meist Jahrhunderte hindurch in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt. Der Aufzeichnung und Erzählung des Geschehenen geht die Dichtung voran; es ist demnach die Mythologie früher, als die wirkliche Geschichte; jene befaßt sich mit Sagen und Traditionen,

diese mit positiven Thatsachen, es liegt indeß auch manchen dichterischen Ueberlieferungen eine wirkliche Thatsache zu Grunde.

Der umfangreichste und vollendetste Sagenkreis von übermenschlichen Wesen findet sich entschieden in der griechisch-römischen Götterlehre. Der deutsche Gelehrte Creuzer versteht unter Mythologie die symbolisch ausgedrückte religiöse Poesie des gesammten Alterthums. Ihr Ursprung dürfte unfehlbar in der ersten Kindheit eines Volkes in Tibet, Indien oder Aegypten gewesen und aus einer fortschreitenden Personification der Naturkräfte hervorgegangen sein.

Stellen wir uns das sinnlich-vernünftige Wesen vor, wie es dereinst kindlich an der Hand der Mutter Natur gewandelt ist. Die großartigen Erscheinungen im ganzen Bereiche der schaffenden, wie der zerstörenden und sich immer wieder verjüngenden Natur, ferner im gewaltigen Kampfe der Elemente, im wundervollen Kreislauf der Gestirne, in den Wechselfällen des menschlichen Lebens unter Glück und Unglück, Leid und Freude zc. hat dem noch geistesunmündigen Sterblichen so überwäl-

tigenden Stoff zum Schauen, Denken und Fühlen gegeben, daß sein Geist wie sein Herz so zu sagen erdrückt werden mußte. Was er nicht zu begreifen, zu fassen vermochte, das mußte er wenigstens ahnen und glauben, und so gelangte er allmählig zur Vorstellung von übermächtigen Wesen, zur Verehrung und Anbetung derselben. (Polytheismus, Vielgötterei.)

Es ist sonach ein Mythos oder eine Mythe die bildliche Darstellung einer Idee, welche sich ursprünglich auf eine Erscheinung und Beobachtung der Natur gründet und aus der Fantasie eines Dichters, Sehers oder Priesters hervorgegangen ist.

Man unterschied von Anbeginn schon auf Grund des religiösen Gefühls, das dem Menschen angeboren inne wohnt, die übermächtig waltenden Götter je nach den ihnen zugewiesenen Functionen und ihrem Einflusse auf den Menschen in höhere und in niedere, freundliche und wohlthätige oder böse und feindliche, erbaute ihnen Tempel und Altäre, brachte ihnen Opfer und suchte sich mit ihnen durch Priester und Orakel in Verbindung zu setzen.

Der Leser wird uns sicher nicht zumuthen, daß wir die vielfarbigen Mythensysteme, welche die Religionen der alten Völker bildeten, unmittelbar in den weiten Kreis des Aberglaubens versetzen wollen, obgleich wir uns dies streng genommen vom christlichen Standpunkte aus erlauben könnten. Wir gedenken dieser Schöpfung dichterischer Fantasie hier nur aus dem Grunde, weil sie uns wie dem Geschichtsforscher als historische Quellen dienen. Es gibt ja noch heutzutage ungemein viele Sagen, Sitten und Gebräuche, deren Spuren uns auf die heidnische Vorzeit zurückführen, daher es unstreitig von Interesse sein muß, auch in dieser Beziehung den inneren Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit historisch und ethnologisch kennen zu lernen.

Die Urzüge des griechischen Olymp mit Zeus und seinen bekannten Hauptgöttheiten auf den obersten Thronen, seinen vielen Halbgöttern und Heroen zc. an den unteren Stufen, wie sie in den unsterblichen Werken eines Homer und Hesiod erscheinen, finden sich, wiewohl verschiedenartig ausgeprägt, in allen Mythensystemen der alten

Culturvölker des Orients, dieser ursprünglichen und allgemeinen Wiege des Menschengeschlechts. Sie finden sich unverkennbar in den heiligen Wedas der indischen Brahmanen, finden sich in der Glaubens- und Sittenlehre eines Confucius (Kon-fu-tse), ebenso im tibetanischen Buddhismus (Lamaismus), im parsischen Zendavesta des Zoroaster und im ägyptischen Götterpaare Osiris und Isis mit deren zahlreichem Gefolge in heiligen Thier- und Menschengestalten.

Werfen wir unser besonderes Augenmerk nunmehr auf unser germanisches Stammvolk, welches bei seinem ersten Heerzuge aus seiner asiatischen Heimath nach dem Abendlande unter seinem göttlich verehrten Führer Teut oder Tuisco stand und dem der zweite Wochentag (damals vielleicht der erste) Tuistag, d. i. Dienstag geweiht war. Viele Historiker erklären ihn für einen Sohn Wodan's, Andere für Eins mit dem Donnergott Tyr; Tacitus nennt ihn einen Sohn der Erde (terra editus), somit einen Sohn der Göttin Hertha, welcher man gleichfalls den zweiten Wochentag geweiht und Hertag, Ertag genannt hat, wie er jetzt noch bei dem Landvolke heißt.

Das theuerste Gut, welches unsere deutschen Ahnen bei ihrer weiten Wanderschaft nach Europa mit sich genommen haben, ist unbezweifelt der religiöse Glaube ihrer Väter gewesen. Es soll demnach unsere angelegenste Aufgabe sein, denselben näher kennen zu lernen und die Fäden aufzuspüren, durch welche wir noch immer in dieser oder jener Hinsicht mit unseren ehrwürdigen Stammeltern in verwandtschaftlicher Verbindung stehen.

Zu diesem Ende haben wir unser erstes Augenmerk auf die Edda zu richten, d. i. auf die zwei Sammlungen altisländischer Dichtungen, welche als die Hauptquelle der nordischen Götter- und Helden-geschichte gelten und mit der germanischen oder eigentlich deutschen Mythologie auf's engste zusammenhängen.

Auch in der scandinavisch-germanischen Götterlehre bildet die Naturverehrung den Hauptbestandtheil, indem darin zuvörderst die Gestirne Sonne und Mond, ferner die Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde, sofort Morgenroth und Nordlicht, Tag und Nacht, Regen, Nebel, Reif, Hitze und Kälte zc. personificirt als über-

natürliche Wesen erscheinen, während noch überdies verschiedenartige Thiere und gewisse Bäume mit ihren Schmarozergewächsen (Mistel) u. s. w. in den weiten Mythenkreis hinein bezogen werden. Die obersten Götter heißen: Aſen, d. i. von Aſien mitgebracht, wie man annimmt; sie sind die guten, wohlthätigen Mächte im Gegensatze zu den bösen Heimthursen, d. i. Riesen, mit denen sie stets in ähnlicher Weise im Kampfe lagen, wie einst die griechischen Götter des Olympos mit den furchtbaren Titanen und Giganten.

Die oberste Gottheit Odin, auch Othin, Wuotin und Wodan genannt, hat Himmel und Erde erschaffen, reitet auf einem achtfüßigen Roß und da er auch einäugig ist, bedeutet er die Sonne, erinnert also an den indischen Brahma, da er der Inbegriff aller Weisheit ist, erinnert ferner an Phoebos-Apollo, indem man dem Sonnengott alle dichterische Begeisterung, Lieder und Gesänge zuschreibt. Ueberdies hat man ihn noch als Krieger und Zauberkünstler verehrt und läßt ihn die Wallhalla gründen, wo die gefallenen Krieger beigesetzt wurden. Seine Gemahlin Frigg war Hellseherin und dürfte

Eins sein mit Hertha, d. i. die Erde, die sich am liebsten auf der Insel Rügen aufhielt.

Nach Odin genoß dessen gewaltiger Sohn Thor als Donnergott in Scandinavien wie in Deutschland die größte Verehrung, gleich mit seinem Alles zermalmenden Hammer dem Zeus-Jupiter, lag ohne Unterlaß im mörderischen Streite mit den Riesen und Wanen und erlegte die ungeheure Midgardschlange, wie wir später hören werden. Sein Name lebt fort im Donnerstag (Thorstag) wie in vielen mit Thor, Dorn und Donner zusammengesetzten Ortschaften. Der schönste Tempel wurde ihm zu Upsala in Schweden errichtet.

Von Loke oder Loki, dem Bösen, werden wir später handeln. Der furchtbarste aller Riesen war Ymir, bis ihn die tapferen Söhne Bor's erschlugen. Aus seinem Fleische entstanden die wurmähnlichen Alfes, d. i. Zwerge, welche theils gute, d. i. lichte, theils böse, d. i. dunkle Wesen waren.

Die schöne Göttin der Liebe hieß Freya; an ihrem Wagen waren Katzen angespannt, nicht Tauben wie bei Venus-Aphrodite und

der syrischen Astarte. Eine besondere Verehrung genoß auch die immer blühende Iduna, die Bewahrerin der Äpfel, durch deren Genuß die Götter stets jung geblieben sind. — Die Nornen, wie die mit ihnen verwandten Walkyrien erinnern an die griechisch-römischen Schicksalsgöttinnen: Parzen-Moiren, namentlich die drei Hauptnornen, welche aus Urds Brunnen unter der Esche Yggdrasil kamen. Und in ähnlicher Weise, wie die fruchtbare Fantasie des Orients die lebende Natur nach allen Seiten hin mit ihren eigenen Schöpfungen bevölkerte: mit Nymphen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden, Dreaden, Nereiden zc., einen Drachen, eine Sphinx, einen Phönix, ein Seeungeheuer, einen dreiköpfigen Hund, eine Hydra u. s. w. erschuf, hat auch der deutsche Nordländer fast alle Winkel seiner rauhen, unwirthbaren Heimath mit Elfen, Feyen, Nixen, Gnomen zc., hier mit einem Lindwurm, da mit einem Vampyr, einem Schlangenungethüm, einem Vogel Greif, einem Alp, einem guten oder bösen Geist und im Uebermaße mit einem leibhaften Teufel und seinen Weibern oder Rebßen, d. i. Hexen, bevölkert.

Die nordische Götterlehre erwähnt zwei Hauptregionen: die lichte, heiße Welt Muspellheim im Süden, und die kalte, finstere Niflheim, d. i. Nebelwelt im Norden; die Seelen der guten Menschen läßt sie in Gimli, d. i. Himmel kommen, die der Bösen verstoßt sie in Hel, d. i. in die Hölle. Es gibt zwölf Himmelsburgen, die nur von Asen bewohnt werden. Da sie beständig von den bösen Riesen und den Mittelwesen Wanen bedroht werden, so wurde auf einer dieser höchsten und festesten Burgen, Himinbiorg, ein Wächter Namens Heimdall aufgestellt, dessen Horn Giallar in allen Welten gehört wird, der weniger Schlaf bedarf als ein Vogel, der so gut bei Nacht, wie bei Tage sieht und Gras und Wolle wachsen hört. Wie die Götterspeise der Olympier in Nectar und Ambrosia, so hat sie bei den Asen in Eberfett und begeisterndem Meth bestanden. —

Hiezu glauben wir noch einige beachtenswerthe Einzelheiten bemerken zu müssen. Als die Söhne Bors den Riesen Ymir erschlugen, extrank in seinem vielen Blute das ganze Hrimthursengeschlecht bis auf Ymirs Enkel, Thrudgelmir's Sohn, welcher

mit seinem Weibe auf einem Schiffe entkam und Stammvater des neuen Grimthursengeschlechtes wurde. (Noah und die Sündfluth.) Die Nacht, d. i. Nacht, stammte aus dem finstern Riesengeschlechte, heirathete den Dellingur, d. i. Dämmerung aus dem lichtvollen Asengeschlechte und dieser erzeugte mit ihr den reizenden Dagur, d. i. Tag. Bifrost heißt die Brücke, d. i. der Regenbogen, auf dem die Götter in ihre Burgen emporsteigen; diese zwölf Burgen der Asen bezeichnen die zwölf Monate des Jahres.

Unsere Voreltern dachten sich die Erde nach orientalischen Traditionen als eine Kugel, welche aus dem Wasser emporgestiegen ist. Das Wasser galt ihnen als das erzeugende, daher heilige, das Feuer als das zerstörende Element, denn durch dieses wird auch einst die Welt zu Grunde gehen. Nach ihrer Vorstellung hatte die Erde eine Art Leben, wie selbst neuere Philosophen behaupten wollen. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an eine derartige Seelenwanderung, daß der Mensch nach dem Tode wieder als Mensch geboren wird, daß also seine Seele nicht wie nach dem indischen Glauben auf- oder abwärts durch

gewisse Zeiträume in verschiedene Thierkörper wandern muß.

Wir setzen indeß aus Mangel an Raum diese Art der Vergleichung nicht fort, sondern sprechen vielmehr ein Wort von der Verschiedenheit der Fantasieschöpfungen der morgen- und abendländischen Völkerschaften, die sich viele Jahrhunderte hindurch gegen einander wie Kindheit und Mannesalter verhalten haben. Ungleich größer als jetzt waren dereinst die klimatischen Verhältnisse und Contraste Scandinaviens und Germaniens gegenüber der Heimath eines Homer und Hesiod, welche tausend Jahre vor der christlichen Aera gelebt und gesungen. Ringsum die zwei epischen Dichter, deren Gesänge uns wie Geschichtswerke gelten, blühte die Natur in schönster, reichster Fülle und übertrug ihre Reize und Zauber in ihre warmen Herzen, in ihren hellen männlich reifen Geist, in ihre glühende Fantasie und endlich mit den Wohlklängen ihrer edelsten aller Sprachen in die Saiten ihrer Leier.

Hat es der walddüstere, eisigkalte, wüste und sturmdurchbrauste Norden unseres Welttheils, wo noch Tacitus von einem

ewigen Winter (*sempiterna bruma*) spricht, jemals vermocht, in ähnlich wohlthätiger Weise begeisternden Einfluß zu nehmen auf die Skalden, ihre mythischen und historischen Lieder? Vermochte dies unsere Vorzeit in gleich günstiger Weise auf die celto-germanischen Barden und ihre wilden wuchtigen Schlachtengesänge? Nein, leider nein! Die Natur konnte sich nicht in Widerspruch mit sich selber setzen, da sie die Blume, da sie den Baum, da sie den Vogel derselben Art und Gattung in rauher Zone nie so schön und edel, wie unter dem milden Sonnenstrahle gedeihen läßt.

Nichts desto weniger hat sich der isländische Skalde Snorri Sturluson durch seine Dichterwerke: *Heimskringla* unsern wärmsten Dank und einen unsterblichen Ruhm erworben, wenn auch sein schätzbares Vermächtniß lange nicht bis zu der Ruhmeshöhe einer *Ilias* und *Odyssee* hinanreicht.

Ein ganz anderes, ungleich weicheres Gepräge haben die, von nordischen Nebeln zauberhaft umschleierten Dichtungen des Gälens Ossian, des berühmtesten aller Barden und sind wohl in Schottland und Irland, aber nicht auch auf deutschem Boden

in den Mund des Volkes übergegangen und Quellen von Liedern und Sagen geworden.

Wir wollen vorübergehend auch noch des Heldenbuches erwähnen, d. i. einer schätzenswerthen Sammlung epischer Gedichte, die sich vornehmlich mit den Wunderthaten der germanischen Heroen befaßen, mit der von Attila (Etzel) eröffneten Völkerwanderung beginnen und in die Schilderungen ritterlicher Abenteuer auch viele nordische Mythen verweben.

Der gebildete Leser sieht aus dem Gesagten, oder weiß es vielmehr selbst, daß der eigentliche Kunstwerth und innere Gehalt unserer vaterländischen Mythologie weit hinter jenem der griechisch-römischen Götterlehre zurücksteht, ja, daß sie mehr das Product des nachbildenden Scharfsinnes und der nebelhaften, vielfach noch kindischen Naturschauung, als einer lichtvollen, geordneten und wahrhaft dichterischen Fantasie zu nennen ist. Es konnte demzufolge einem Klopstock und Andern nicht gelingen, sie mit patriotischer Theilnahme in die höhere Poesie der Neuzeit einzuführen und durch sie die orientalischen Mythen, welche

sich freilich zu tief in unserer schönen Literatur eingewurzelt haben, mehr und mehr daraus zu verdrängen.

III.

Das Urböse.

Es saßen einmal mehrere Studierende an einem Winterabende in der Schenke beisammen, aßen, tranken, dampften aus ihren Pfeifen und lenkten das Gespräch auf einen ihrer Schulgenossen, der Tags vorher gestorben war, und nun als Leiche im Wein-
hause der nahen Kirche aufgebahrt lag. „Wer hat den Muth“, rief einer aus ihnen, „ohne Geleit und ohne Licht hinüber zu gehen, dem theuern Bruder noch ein letztes Lebewohl nachzurufen und den Beweis zu liefern, daß er wirklich dort gewesen ist?“

„Du hast schon so viele Bravouren gemacht, Freundchen!“ entgegneten die Andern, „wir wollen Dir recht gerne auch diese überlassen und Dich mehr als je bewundern, wenn Du diesen Thatenmuth jetzt

um Mitternacht heldenhaft beweifest. Geh' also hinüber in die Leichenkammer, nimm mit dir diese zweizackige Gabel, stoße sie fest in den Sarg und kehre wieder hieher zurück. Wenn die Geisterstunde vorüber ist, gehen wir Alle in das Beinhaus und besuchen mit einer Laterne, ob Du das Meisterstück wirklich ausgeführt hast.“

Wohl hatte sich der vorlaute Renomist noch eine geraume Weile besonnen, allein gehezt von allen Seiten raffte er sich endlich auf, schlang sich ungestüm in seinen Mantel, griff nach der Gabel und stürzte hastig hinaus.

Die grauenvolle Geisterstunde war längst vorüber, der freigeisterische Maulheld aber kehrte nicht zurück. Die angstvoll harrenden Musensöhne in der Schenke überkam ein „enterisches Gruseln“, doch erweckten sie nach sichtlichen Anstrengungen so viel Muth in sich, in corpore aufzubrechen und mehr vor Grauen als vor Kälte zitternd unter Laternenschein und Hand in Hand in die Leichenkammer hinüber zu gehen.

Ein allgemeiner Aufschrei des Schreckens hallte und wiederhallte durch das Gewölbe, an dessen grauen Wänden die grinsenden

Todtenschädel und Gebeine klastert hoch aufgeschichtet waren. In der Mitte lag der Vermißte todt auf dem Boden hingestreckt, der Sarg mit der Leiche des Kameraden umgestürzt auf seinen Füßen — es war in der That ein erstarrender, entsetzlicher Anblick. —

Der Unglücksfall ließ sich bei näherer Untersuchung ganz einfach und natürlich erklären. Der Kenommist hatte mit der Gabel, als er sie krampfhaft und tief in den Sarg stieß, damit auch unwillkürlich seinen Mantel und sich selbst angeheftet, deßhalb vor Schrecken, als hätte ihn der Teufel selbst gepackt und festgehalten, vom Schlag gerührt seine Seele ausgehaucht und im Niederfallen den Sarg mit der Leiche auf sich von dem Schragen herabgerissen.

Wie der Unglückliche selbst, so glaubte man auch fast allgemein, daß es wirklich und leibhaftig der „Gottseibeius“ gewesen ist, der den verwegenen und übermüthigen Frevler gepackt, ihm seine ungläubige, also sündhafte Seele entrissen und in die Hölle geführt hat. —

Mit diesem Vorfalle, der aus dem vorigen Jahrhundert als Thatsache erzählt

wird und vielen Lesern wohl bekannt sein dürfte, berühren wir so zu sagen den Kernpunkt des Aberglaubens. Es ist das Princip alles Bösen, was es überhaupt in der Welt giebt, somit der schroffe Gegensatz zur Idee Gottes, des Höchsten, was die menschliche Vernunft zu erreichen vermag.

Moses stellt uns das Urböse dar in Gestalt einer Schlange, durch welche sich das erste Menschenpaar tückisch verführen läßt und in Folge dessen aus dem Paradiese vertrieben wird. In der indischen Mythe erscheint der böse Schiwa als Feuer, führt auch den Namen Rudras, d. i. der Schreckliche, gilt als Herrscher über drei Welten und thront auf dem Himalaja von Büßenden umgeben. Noch ungleich bezeichnender ist in der Zendavesta des Persers Zoroaster das böse Princip Ahriman dem guten Princip Ormuzd entgegengesetzt wie die Finsterniß dem Lichte und wie diese unablässig im Kampfe. Die Genien oder Organe des bösen Gottes, Divs genannt, die überall nur Unheil gestiftet, erscheinen in Griechenland unter dem Namen Dämonen, richtiger Kakodämonen im Gegensatze zu den Agathodämonen, d. i. den guten

Geistern in den irdischen Elementen und auch im Kreise des Mondes. Speciell sind im Griechischen die Eumeniden, lat. Furien, auch Hekate und die Lamien und in Egypten das scheußliche Ungeheuer Typhon als verderbenbringende Geister oder Elementarkräfte zu nennen. Bei den Juden haben die bösen Grundwesen: Beelzebub, Lucifer, Belial, Asmodi, Samiel, Apollyon zusammen genommen den Teufel oder Satan (diabolus) ausgemacht, der eben die verführerische Schlange im Paradiese war und selbst Christum zu versuchen gewagt hat. Er ist es nach der Bibel, der in die Menschen fahre, welche man Besessene nennt, er bildet mit seinen bösen Geistern oder Dämonen, deren Menge zahllos ist, den Gegensatz von Jehovah und den Heerschaaren seiner Engel: Elohim, Cherubim und Seraphim. Er ist der Fürst der gefallenen Engel und Fürst der Hölle (Hel) der Vater der Lüge, aller Sünden, Laster und Ränke, der Erbfeind jeder Tugend und Gerechtigkeit, der Verführer der Unschuld, der Schutzherr der Wollust wie der Unzucht und aller groben Verbrechen, auch Widersacher des heiligen Schutzgeistes, der von Gott jedem

Menschen als Führer beigegeben ist. Von ihm entstammt auch dereinst, wenn die Welt durch Unglauben und Entsittlichung schon fast gänzlich verderbt ist, der böse Antichrist, wie wir später hören werden.

Weniger persönlich ausgeprägt erscheint der Teufel in der nordischen Götterlehre. Hier ist Loki, auch Locke, ein Bastard von einem Aesen mit einer Riesin erzeugt, der sich, böswillig und tückisch, wie er ist, mehr dem Charakter seiner bösen Mutter zuneigt und feindselig gegen Odin und die guten Aesen handelt, bis sich diese seiner bemächtigen, ihn mit den Gedärmen seines Sohnes Nari erwürgen und über sein Antlitz eine Giftschlange befestigen.

Ueberhaupt spielt die Schlange im Norden, wo doch dieses Reptil seltener vorkommt, folglich nach asiatischen Traditionen vielfach eine wichtige Rolle. Wir sehen dieses vornehmlich an der ungeheueren Midgardschlange, welche sich der Sage nach rings um die ganze Erde schlang und im Bunde mit dem Grimthursen (Reifriesen) stand, welche, wie gesagt, gleich den Titanen und Giganten, unablässig die Aesen bekriegten.

Zulezt mußte gegen diese wahrhafte Boa Constrictor, diesen Hauptfeind aller Götter, der Donnergott Thor selber, der heldenmüthigste aller Asen, in den Kampf ziehen, und erlegte zwar das Ungethüm, mußte aber an dessen Gifte selber sterben. Das principiell Böse oder Teuflische im Norden hatte ja gleichfalls kein anderes Ziel, als die Weltherrschaft an sich zu reißen, alles Gerechte, Gute und Schöne zu vernichten und insbesondere neben der Macht auch alle Schätze in Gold und Edelgestein wie alle schönen Weiber an sich zu raffen, namentlich die liebreizende Freya und Iduna mit ihren verjüngenden Äpfeln.

Die Helfershelfer und Mittkämpfer all dieser bösen Asenfeinde waren die dunklen oder schwarzen Asen und zum Theil auch die arglistigen Wanen, ferner viele der böswilligen Nornen, Feyen und Nixen. Selbst die oben erwähnten Walkyrien, diese furchtbar lieblichen Schlachtgöttinnen und Töchter Odins, handelten oftmals gegen den Willen und Befehl ihres Vaters, zumal wenn sie ihre verderblichen Zauberkünste ausübten. Endlich gedenken wir noch einer gewissen Classe arglistiger und verschlagener

Weiber, die ursprünglich als Hellscherinnen und Zauberinnen gegolten haben mochten und erst in der Folgezeit den Namen Hexen erhielten und zwar nicht von Saga, wie Viele annehmen, sondern vom altgermanischen Worte Haza, welches Seherin und Priesterin bedeutet.

Es geht aus dem bisher Gesagten unzweifelhaft hervor, daß mit der Idee des Urbösen, die dem Menschen als angeboren innewohnt, auch der Wahnglaube an einen leibhaftigen Teufel und seine dämonischen Organe jeglicher Art aus der heidnischen Vorzeit in die christliche Aera herübergetragen worden ist. Hier ist derselbe je nach climatischem Einfluß und sozialen Culturstufen in der mittelalterlichen Finsterniß zur üppigsten Blüthe gelangt, und hat seine Schatten noch sehr dunkel in das sechzehnte Jahrhundert hineingeworfen, ja! mehrseitig bis zu unseren Tagen herauf verlängert. Bekanntlich hatte selbst der phantasiereiche Reformator Martin Luther noch fest daran geglaubt, daß der böse Erbfeld wirklich in Person herumwandle und schleuderte einmal sein Tintenfaß an die kahle Wand

(in der Wartburg), da er den gräßlichen Höllenfürsten wie er leibt und lebt, zu schauen vermeinte. Und ist nicht, fügen wir kurz hinzu, noch im vorigen Jahrhundert, 1756, ein vierzehnjähriges Mädchen zu Landshut in Baiern, und 1780 eine arme Weibsperson zu Glarus in der Schweiz als Hexe auf dem Scheiterhaufen öffentlich verbrannt worden?

Blicken wir jedoch in der deutschen Culturgeschichte einige Jahrhunderte weiter zurück, wo nach der eigentlichen *Mythe* die Zeit der *Saga* begann, wo nämlich die *Minnesinger*, die lyrischen wie die epischen, die deutsche Poesie zu einer Blüthe gebracht haben, auf welche wir mit vollem Rechte als auf unser erstes, goldenes Zeitalter einen Nationalstolz setzen dürfen.

Hier hat, wie schon in dem oben erwähnten *Heldenbuche*, insbesondere die versifizierte Heldenfage von Siegfried hervorgeragt, der ursprünglich eins ist mit dem Skandinavier Sigurd. Dieses vollendetste deutsche Epos, das allbekannte *Nibelungenlied* (der *Nibelunge Not*), spielt größtentheils auf österreichisch-unga-

rischem Boden, und hatte nicht Heinrich von Ofterdingen, sondern nach Professor Pfeiffer's gründlicher Beweisführung den Minnesänger Kürenberger zum Verfasser. Auch die gothische Heldensage, Dietrich, hat ihre Wurzeln in der nordischen Götterlehre und berührt sich später durch den Hunnenkönig Attila (Etzel) mit dem Nibelungenliede.

Neben der Kunstpoesie, durch welche sich vornehmlich die Dichter Beldeck, Walter von der Vogelweide, der eigentlich erst in Oesterreich singen und sagen gelernt, ferner der Oesterreicher Ulrich von Lichtenstein, Hartman von der Aue, Wolfram von Eschenbach und noch viele Andere unvergänglichen Ruhm erworben haben, ist die Volkspoesie unablässig thätig gewesen, den ihr aus den ältesten Zeiten überlieferten Reichthum von Liedern, Sagen und Märchen noch zu vermehren, national- und zeitgemäß umzugestalten und für die große Menge, welche an dieser Unterhaltung Genuß fand, mundgerecht zu machen. Ebenso eifrig setzte das Volk diese Thätigkeit neben den Meistersängern fort, unter denen bekanntlich Hans Sachs am hellsten hervor-

leuchtet. Es läßt sich annehmen, daß diese an sich minder preiswürdigen Sänger noch mehr, als ihre Vorgänger, auf die niederen Klassen eingewirkt haben, weil sie ihnen eben näher gestanden sind.

Daß mittlerweile die Kreuzzüge sowohl auf die höheren, höfischen und ritterlichen Kunstschöpfungen, als auch auf die volksthümlichen Traditionen in Lied und Erzählung zc. einen sehr bedeutenden Einfluß genommen haben, braucht kaum versichert zu werden. Man möchte sagen, die christlich-frommen Kreuzfahrer vom Könige und Ritter bis herab zum Reisigen und Knappen haben einen andern Zeitgeist in ihre abendländische Heimath aus dem Orient herüber gebracht und auch der schöpferischen Fantasie, somit auch dem in allen Schichten üppig wuchernden, heidnischen Aberglauben neue und reichliche Nahrung geliefert.

„Mit den Kreuzzügen“, schreibt der Kulturhistoriker Dr. Schäfer, „hat sich ein ansehnlicher Stoff von Sagen aller Art in der Tradition der Völker angehäuft; der gleichzeitige poetische Aufschwung der abendländischen Völker bewirkte einen gegenseitigen

Austausch der Sagen und die Kreuzfahrten setzten diese mit der Märchenwelt des Morgenlandes in Verbindung. Altes und Neues, Fernes und Nahes war willkommen, wenn es der Fantasie Unterhaltung gab."

Es haben sich also mit dem reichhaltigen Zuwachs aus den fremden Landen alle bisherigen Sagenkreise erweitert, vorzugsweise aber das jederzeit fruchtbare und empfängliche Gebiet des Aberglaubens, wo eben die immer geschäftige Fantasie neue Pflanzungen anzulegen bemüht ist. Diese hat nun entglüheter und eifriger als jemals alle kriegerisch-ritterlichen Abenteuer nebst allen den damit verbundenen Heldenthaten, Gefahren und Schrecknissen mit den gräßlichsten Zügen und Farben dargestellt und hiebei den Teufel, der eben im heidnisch-jüdischen Orient vorwaltend regiert, mit fanatischer Vorliebe aufgegriffen und noch viel schwärzer, als bisher, gemalt.

Uebrigens hat man es auch damals noch, sagen wir im zwölften Jahrhundert, nothwendig gefunden, in manchen Gauen Deutschlands bei Taufen die Abschwörungsformel, welche schon zur Zeit Carl des Großen (um 800 n. Chr.) üblich gewesen

und in fränkisch=sächsischer Mundart verfaßt war, im kirchlichen Gebrauche zu erhalten. Wir führen sie wörtlich an, um zu zeigen, daß darin Odin und Wodan als heidnische Götzen betrachtet und so ziemlich auf gleiche Stufe mit dem universellen Höllenfürsten gestellt worden sind. Sie lautet:

Forsachistu Diabolae (o) ?

Ec forsacho Diabolae.

End allum diabol gelde ?

End ec forsacho allom diabol gelde.

End allum diabole vuercum ?

End ec forsacho allom diabol es vuercum end uuortum, thuna erende, Vuoden end Saxu Ote ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Entsagest Du dem Teufel ?

Ich entsage dem Teufel.

Und aller Teufelsgemeinschaft ?

Und ich entsage aller Teufelsgemeinschaft.

Und allen teuflischen Werken ?

Und ich entsage allen teuflischen Werken und Worten, dem Götzendienste, dem Wodan und sächsischen Odin und allen bösen Geistern, die ihre Mitgenossen sind.

IV.

Die heutige Geltung des Teufels.

Der witzige Franzose fragt: „qu' est ce que le diable?“ (was ist der Teufel?) und antwortet darauf: „d'avoir une bourse et de ne voir rien dedans, c'est le diable!“ (hat man eine Geldbörse und sieht darin nichts, das ist der Teufel!) —

Der eben so hell als kühn gewordene Zeitgeist unserer heutigen Aufklärung spielt sich allerdings, sogar oft höchst muthwillig, mit dem Teufel und seinem Anhange. Er läßt ihn unter den scheußlichsten, oder auch possirlichsten Gestalten auf der Bühne herumspringen, oder die arglistigsten Rollen spielen, singt auf ihn die beißendsten Spottlieder, malt ihn mit den häßlichsten Zügen und Farben an die Wand und bietet die ausschweifendste Fantasie auf, uns mit seinen Ränken, Schwänken und Zerrbildern zu unterhalten.

Wir lachen mit dem Lachenden, und schauern mit dem Schauernden, je nachdem uns der Pinsel, der Meißel oder die Feder in Lust oder in Schrecken versetzt.

Auders aber sind wir gestimmt, wenn wir die Sache von ihrer ernstesten Seite betrachten, wenn wir mit tiefem Bedauern in die niederen Volksschichten und in ihren noch dunklen, oder erst dämmernden Geist hineinschauen. Hier spuckt der Höllenfürst leider noch in Fleisch und Blut, in leiblicher Existenz entweder unmittelbar selbst in Person, oder durch seine Organe, stört und beeinträchtigt die Uebung des wahren, christlichen Glaubens und greift vielfach verderblich in das bürgerliche Leben ein.

Wer daran die Schuld trägt, weiß der Leser eben so gut, wie wir; sie lag von jeher in dem bedauerlichsten Mangel an Volksschulen überhaupt und insbesondere an vernünftig und zweckmäßig eingerichteten Lehr- und Erziehungsanstalten, während zugleich die häusliche Erziehung und Bildung aus dem einfachen Grunde unausgiebig bleiben, ja nur zu oft geradezu verunglücken mußte, weil die Eltern selbst fast durchwegs geistesunmündig waren und zum großen Theile zur Stunde noch sind. Sie wandeln mehr oder weniger wahnbevangen, wie Kinder, halb oder ganz blind im Nebel und Grauen des Aberglaubens.

Gehen wir indeß mit den untern Volksschichten deßfalls nicht allzu strenge in's Gericht. Es liegt ja wirklich in des Menschen Natur und in der Beschränktheit seines Verstandes ein Etwas, das sich unwillkürlich vom Klaren und Hellen zeitweilig abgezogen und zu einer geheimnißvollen Dunkelheit, wie etwa zur Lösung eines Räthsels hingedrängt fühlt. Sagt doch der große Dichtersfürst Goethe selbst: „daß uns eine Atmosphäre umgibt, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt.“ Und der große Göthe sowohl, als auch ein Herschel, ein Lessing, ein Kant und viele andere Geisteslichter hatten an sich gewisse Schatten, über die sie manchmal selbst ein bißchen erröthen mußten. Sie erblickten zwar allerdings kein gehörntes Schemenbild mehr, wie Luther dreihundert Jahre zuvor auf der Wartburg, allein sie kränkelten und litten doch auch an manchen Schwächen, die sie daran erinnern mußten, daß auch sie gebrechliche Menschenkinder sind, welche nicht zu jeder Stunde auf beharrlich gesunde Geistesstärke rechnen konnten.

Erwähnen wir auch noch in Kürze des großen Welterschütterers und Fatalisten Na-

oleon I., der sich bekanntlich mit seiner ersten Gemahlin Josephine neben vielen hochgeborenen Persönlichkeiten von der schlauen Pariser Sibylle Lenormand aus einem Kartenspiele, sogar aus dem Kaffeefasse weissagen, richtiger gesprochen, den Kopf verrücken ließ.

Blicken wir endlich in die neueste Zeit, wo das bekannte Tischrücken als ein zaubermäßiges Gaukelspiel und Orakel in die Mode kam und selbst die angesehensten Familien schwindelnd in die Wirbel des Aberglaubens hinein gerissen hat.

Jedoch steigen wir aus den höheren Regionen der Gesellschaft wieder in die niederen Volkskreise hinab, und fassen daselbst abermals zunächst den Prototyp alles Bösen und den Cultus, sagen wir Götzendienst ins Auge, der mit ihm getrieben wird. Es ist in der That keine Anekdote, daß noch jetzt manches Mütterchen bei ihrer Andacht auch dem Bildnisse des Teufels ein Lichtlein aufsteckt und ihn bittet, er wolle ihr an der Seele nicht schaden. Seinen verderblichen Umtrieben ist indeß keine freie, sondern eine beschränkte Wirksamkeit angewiesen. Es giebt nämlich im Volks-

wahne bestimmte Nächte, Raun=Nächte genannt, wo ihm und seinem gräßlichen Anhange in der bekannten Geisterstunde eine freiere Bewegung verstattet und eine größere Macht über die Menschen eingeräumt ist.

Zu den vornehmsten Raun= oder Los=Nächten zählt man unsers Wissens die Walpurgis=, Thomas=, Andreas= und Sylvester=Nacht. Da versammelt der leibhafte Teufel, der im Volksmunde gar verschiedene Namen führt: der wilde Jäger, Doromandel, Kirnt, (der Gehörnte), Gangerl, Klaubauf u. s. w. alle seine auserwählten Heerschaaren und bösen Anhängsel, die gefallenen, in der Höllengluth geschwärzten Engel, die menschenfeindlichen Elementargeister, Gespenster und Kobolde aller Art, die bösen Gnomen, Feyen und Nixen, insonderheit die Hexen, welche als seine heidnischen Weiber, Rebse und Odalisten gelten, und außerdem noch „verwunschene“ in allerlei meist häßliche Thiergestalten verwandelte Menschenseelen.

Es dürfte für manche Leser von Interesse sein, wenn wir ein kurzes Namenregister von der weitverzweigten Sippschaft aufnehmen, über welche der Urböse wie

ein Wütherich über seine Leibeigenen gebietet und durch die er die großen wie die kleinen Menschenkinder beständig in Furcht erhält und in Schrecken versetzt.

Bei den Griechen und auch bei den Römern waren es vornehmlich die Cyclopen: Argos, Brontes und Steropes, die man sich als riesige Schmiedegesellen, das Gesicht und die Hände furchtbar mit Ruß geschwärzt, vorstellt. Neben diesen galt in Rom die weibliche Larva (daher Larve) als ein häuslicher Poltergeist. Es gab auch böse, unheimliche Manes, Schatten verstorbenen Uebelthäter und Feinde. Die Lemures oder Lamiae waren gräßliche Weiber mit Füßen und Ohren von Eseln und hausten gewöhnlich um Mitternacht. Die scheußlichen Schreckgestalten Mormo und Manducus wurden von den Priestern und Quästoren aufgerufen, um einen gefährlichen Volksaufstand bezwingen zu helfen. Die Italiener haben noch jetzt die drei furiosen Popanze: Orco, Refana und Tregenda, die sie aus der ewigen Finsterniß herauf beschwören, wenn sie großen oder kleinen Kindern Angst und Schrecken einflößen wollen. Im südlichen Frankreich, namentlich in der Ganguedoc

hat man zu demselben Zwecke den langbärtigen Barbuaud, in Tours den König Hugo, in Orleans das wilde Maulthier Odet, in Paris den griesgramen Mönch in zotiger Kutte, (le Moine bourru) zc.

Die alten Deutschen haben die celtischen Priester und Zauberer Druiden in ihren Glauben aufgenommen und ihnen eine tyrannische Gewalt über die Menschen zugeschrieben. Sie leben als Quälgeister noch jetzt unter dem Namen Trude, richtiger Drude (Alp) im Wahne des Volkes fort, wie wir später hören werden. In Nord- und Mitteldeutschland gelten Wildbertha, der grobe Knecht Kupprecht und noch manch andere unheimliche Wesen als gefürchtete Schreckgestalten. In gleicher Weise ist in den Rheinländern der wilde Hanstrapp eine Art gespenstigen Scheusals für Jung und Alt. Auch der Däumling oder daumlange Hans spielt abwechselnd eine possirliche und boshafte Rolle. In Süddeutschland ist der gräßlich aufgeputzte Kettenmann Krampus am St. Nikolaustage ausschließlich ein unvernünftiger Schreckpopanz für Kinder, während der gehörnte Spadifankerl für den Teufel selber gilt. Der neckische, oft sehr

boshafte Rübezahl spuckt noch immer in Böhmen, Mähren und Schlesien und im nördlichen Ungarn ist der Judzibaba ein ebenso böser und schreckhafter Poltergeist und Quäler, als im Süden der diabolische Trabaccio. Endlich erwähnen wir noch der Dzwimozony, d. i. scheußlich wilde Weiber und Mädchen, welche als böse Berggeister sowohl dies- als jenseits der Karpathen ihr grauenvolles Unwesen treiben.

Das wäre nun eine kleine Uebersicht von dem großen Hofstaate und Gelichter, welche dem Fürsten der Hölle hiernieden unter dem Monde, also nicht unter dem hellen, ihm widerlichen und verhaßten Tagsgestirn, auf jeden seiner Winke und Befehle sflavisch dienstbar zu Gebote steht. Wir werden indeß diese saubere Sippschaft alsbald speciell in ihrer activen Verwendung noch näher kennen lernen und dabei staunen, wie weit sich die zügellose, vom gesunden Verstande emancipirte und vom wahren, christlichen Glauben abtrünnige Fantasie des Geistesunmündigen in Nacht und Nebel verirren kann.

Es giebt hie und da unter dem Landvolke, namentlich im Gebirge, noch heut zu

Tage häuerliche Maulhelden, Kaufbolde und Robbler, welche ganz ernsthaft und feck behaupten: sie hätten den Teufel leibhaftig in Person gesehen, ja, sie hätten sogar hier oder dort mit ihm „gerauft.“ Daß aber dies im Traume oder Rausch geschehen sein dürfte, verschweigen sie klüglich, um durch diese höhere Renommisterei ihren Ruf und Ruhm als wahrhaft „fesche und sakrische Bursche“ bei ihren leichtgläubigen Bewunderern noch mehr zu erhöhen und ihnen den höchsten Grad von „Respect“ einzuflößen.

Wer indeß dem „Gottseibeius“ nicht wirklich unter die Augen getreten ist, und weder schamlos lügen noch prahlen will, hat doch sicher seiner Meinung nach unzweideutige Spuren seines Fliegens, Reitens oder Gehens aufgefunden. Solch eine augenfällige Spur ist unter Anderm z. B. eine gallertartige Substanz, welche vordem von den Gebildeten für einen niedergegangenen und verlöschten Irrwisch, wohl auch für eine Sternschnuppe (Schneuze) gehalten worden ist. Die neueren chemischen Untersuchungen haben aber unzweifelhaft dargethan, daß diese Substanz ein Excrement von großen Sumpf- und Wasservögeln ist, somit

ein Gemeng von verschlungenen Kröten, Fischen und Schlangen. — Sagst Du das dem stockfesten Abergläubischen, entgegnet er sicher kopfschüttelnd: „Ganz und gar nicht, das abscheuliche Zeug hat der Teufel ausgespieen!“ Mit diesen Worten bekreuzt er sich erbläsend und sucht in aller Eile das Weite.

Bemerkt der Bauer an einer Weizen- oder Korn-Aehre eine schaumartige Feuchtigkeith, die der Leser wohl kennen mag, da sie auch im Grase nicht selten vorkommt, so reißt er diesen leichtbeschwerten, gleichsam entheiligten Halm zornmüthig aus und thut dies in dem Wahne, daß der „Gottseibeiuns“, der des Nachts da vorüber gegangen ist, daran „gespürzt“, d. i. gespuckt hat.

Weitere Spuren des schwarzen „Kirnt“ sind vorzugsweise den Jägern wohlbekannt. Wie nämlich der sach- und fachkundige Waidmann im feuchten Boden und im Sande genau die Fußtritte der Hirsche, Rehe, Füchse, Hasen und Dachse, oder auch der Raubthiere: Bären, Wölfe und Luchse erkennt, so ersieht er es auch unfehlbar, wenn der Teufel auf diesem Wege gewandelt ist. Die den Menschentritten ähnlichen Fußstapfen

des „Schwarzen“ sind nicht etwa brandig gefärbt, sondern im Schlamm oder Sande der Art eingedrückt, daß man ziemlich deutlich ausnehmen kann, der eine Fuß müsse gehinkt haben, weil er sich leichter als der andere abgedrückt hat. Es war demnach dieser hinkende Fuß augenfällig der Bocksfuß oder Pferdehuf des Satans und zeigt sich diese Spur noch ganz frisch, so bekreuzt sich der schreckerverbleichte Jäger neunmal und beeilt sich, auf dem kürzesten Waldpfade so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Eben so beeilt er sich, wenn er in der grauenden Abenddämmerung bemerkt, daß eine dunkle Schaar Eulen aus ihren Schlupfwinkeln hervorrauscht und lautkreischend in einer gewissen Richtung eifertig dahinflattert, denn dieses Weges schreitet oder fliegt ganz sicher ihr höllischer Gebieter heran, den sie freudig empfangen und unterthänig begrüßen wollen.

V.

Die Raun-Nächte.

Hier wollen wir den Faden von den Raun- oder Los-Nächten, den wir oben fallen gelassen, wieder aufnehmen und weiter spinnen. Die Benennung Raunnacht leitet sich her von den altdutschen Alrunen oder Alraunen; das sind gewisse, in geheimnißvolle Künste und Wissenschaften eingeweihte, zum Theil auch der Runen- (Geheim-) Schrift kundige Frauen gewesen, welchen die Gabe der Weissagung, Zauberei und Heilkunde verliehen war. Ihr Name stammt daher unbezweifelt aus dem gothischen Run, d. i. Geheimniß und ihr Charakter ging nachmals über auf die alten, verschmitzten und unheimischen Weiber, die man Hexen (wie oben gesagt von Haza) genannt und von denen wir nothwendig noch öfter zu sprechen haben werden, weil sie eben im Aberglauben so vielfach wichtige Rollen spielen.

Wenn der höllenfürstliche Urian in einer der genannten Los- oder Raun-Nächte eine fastnächtliche Lustfahrt auf dem Blocksberg (Brocken) veranstaltet, so gibt das ein

Schauspiel von solch' schreckenvoller und entsetzlicher Art, daß der wahnbefangene Volksmensch gar nicht genug Worte finden kann, um es nur annähernd zu beschreiben. Es ist das die in ganz Süddeutschland unter dem Namen: „das wilde G'jaid, d. i. die wilde Jagd“ bekannte Sage, welche wir aus der nächsten Quelle selbst, somit unmittelbar aus dem Volksmunde schöpfen, und so gut wir es vermögen, schildern wollen.

Auf ein erlassenes, durch höllische Geister allenthalben verkündetes Aufgebot des schwarzen Machthabers versammeln sich in der sturmbewegten Luft alle seiner oberhoheitlichen Herrschaft unterworfenen Wesen und Unwesen, die im Voraus schon der ewigen Verdammniß unrettbar verfallen sind und froh sein dürfen, daß sie noch die irdische Luft athmen können und nicht schon jetzt im Schwefelpfuhl der Hölle kochen, brennen und braten müssen.

Bei solch einer hochfestlichen Luft- und Luftfahrt nehmen alle dämonischen Geister, Gespenster, Feen, Nixen und Schixsen zc. eine sichtbare Körpergestalt an und zwar in so abscheulichen und gräßlich unzüchtigen Formen und Situationen, daß man

sie nur mit Schamerröthen für Ausgeburten der überspanntesten und ausschweifendsten Einbildungskraft erklären kann.

Ein besonderes zahlreiches Contingent zu diesen mitternächtlichen Ausflügen und Carnevals=Lustbarkeiten stellen selbstverständlich die Hexen, welche ganz und gar nicht lauter häßliche Weiber sind. In ihrem Gefolge befinden sich auch viele verführte Mädchen, ausgeschämte Lustdirnen und junge Sünderinnen verschiedener Art, die dem Teufel und seinem Anhang über die Maßen angenehm sind, weil Alles, wie schon gesagt, in leiblicher Gestalt erscheint und sich in fleischlicher Aufregung befindet.

In dem Momente, wo sich die aufgebotenen Hexen zur Fahrt auf den Blocksberg anschicken, puzen sie sich mit aller Kunstfertigkeit auf, versehen sich mit sinnlich aufregenden Liebestränken und salben dann unter lustigen, das heißt, unzüchtigen Liedern eine Pfengabel oder einen Besenstiel mit einer sogenannten zauberkräftigen Hexensalbe, welche nur sie aus geheimnißvollen Ingredienzien zu bereiten verstehen.

Ist solch ein hölzerner Stab, sagen wir flügelloser Pegasus gehörig gesattelt und gezäumt, d. h. eingeschmiert, setzt sich die reisefertige Hexe rittlings darauf und ruft die Worte: „Oben hinaus und nirgends an“ — d. i. angestoßen. Sofort geht im Augenblicke kraft ihrer Zauberkunst der Flug pfeilschnell durch den Schornstein und ob die Lustreiterin auch viele Meilen weit zu ihrem höllischen Gebieter und Liebsten zu fliegen hätte, würde sie doch schon in wenigen Minuten zu ihm und seiner Karavane stoßen.

Eben dahin kommen von allen Seiten her schaarenweise und geflügelt alle die „verwünschten“ Thiere, über welche in diesen Nächten der Urböse eine gebieterische Macht auszuüben hat, als: furchtbare Drachen, Lindwürmer, große Eidechsen, Schlangen, Molche und Kröten, ferner geile Hunde, Böcke und Eber, auch Hirsche, Wölfe und Bären, ingleichen alle Raubvögel, insbesondere aber Eulen, Leichenhühner, rothe Hähne und Fledermäuse u. s. w. Alle diese Unwesen sind kohlschwarz, zotig, struppig und feurig; alle befinden sich in einer Brunst und Lusterregtheit wie wahnsinnig

und mit ihren tausendfältigen, chaotisch vermengten Stimmen bringen sie unter dem Donnerrollen der Wolken und dem Gebrause stürmischer Winde ein Getöse hervor, das man den wahrhaften „Höllenslärm“ zu nennen pflegt, der sich mit kahlen Worten nicht beschreiben läßt.

Auf dem Blocksberge angelangt (d. i. auf dem Brocken im Harzgebirge, doch wird auch bei Pest ein Berg Blocksberg genannt) beginnt der „Hexentanz“ und zwar in der Weise, wie ihn die bildende Kunst häufig in den grellsten Zügen des Uebermuthes, der Frechheit und der ausgelassensten Unzucht darzustellen pflegt. Dieser Tanz dürfte wohl der Ahnherr unseres modernen Cancan sein und erinnert lebhaft an die Bacchanalien (Dionysien, Orgien) der alten Griechen und Römer, welche zuletzt in eine derartige Zügellosigkeit ausgeartet sind, daß sie schon im Jahre 187 n. Chr. auf das strengste untersagt werden mußten.

In Bezug auf die Mahlzeit und die Leckerbissen, welche bei diesen blocksbergischen Fest-Orgien aufgetischt werden, dürfte sicher kein Gaumen, der an feine und lucullische Schmausereien gewohnt ist, zur Lusternheit

gereizt werden und sich um eine Einladungs-
karte bewerben. Während die jungen Herrlein
mit ihren „guten Freunden“ dem lustigen
Tanze fröhnen und mit ihnen abseits ganz
still in Nachthülle und Nebelschleier aus-
ruhen, schmachten und lieblosen, sind ihre
alten Mütterchen und Mühmen am Feuer-
herde beschäftigt. Da kochen sie in ihren
schmutzigen Kesseln von den oben genannten
Thieren zumeist gerade diejenigen, welche
uns am widerlichsten aneckeln und brauen
dazu Getränke, die im wilden Rausche die
häßlichsten Leidenschaften in Aufruhr bringen.

Stellen wir nunmehr an den Erzähler
die Fragen: „Wer weiß das Alles? wer
hat es gesehen, gehört und vermag es als
Thatfache zu schildern?“ — Das wahn-
verblendete Kind aus dem Volke, das diese
Mähre in der Spinnstube aufgelesen hat,
wird sicher zur Antwort geben: „Das kann
eigentlich Niemand wissen, aber bei uns
glaubt man fest daran, daß es wirklich
so ist.“

Im Widerspruche mit sich selbst: „Daß
das Alles zwar Niemand wissen könne, aber
nichts destoweniger wahr sei“ — fährt der
Wahnverblendete in seiner unlogischen Be-

weisführung also fort: „Wann eine Raun-
Nacht kommt, vor der sich alle Leut fürch-
ten, geht ein Jeder, der Vernunft hat, lang
vor der Geisterstund zu Haus, macht seine
Fenster fest zu, verhüllt sie auch und be-
schreibt alle vier Wände mit einem frischen
Trudenkrenz. Dann legt er sich schon früh-
zeitig in's Bett, verrichtet seine Andacht und
versucht mit gekreuzten Händen und Füßen
alsbald einzuschlafen. Wird er trotzdem
durch das wilde Höllen-Gejaid aufgeweckt,
so bleibt er wie angenagelt im Bette liegen,
behält die Augen fest zugeschlossen und betet
für sein Seelenheil mit aller Inbrunst,
bis die grausliche Geisterstunde, somit auch
der entsetzliche Gottseibeinuss und all' die
höllische Gefahr mit all' dem Lärm und
Schrecken glücklich über Berg und Thal
verbraust ist und der heilige Schutzgeist in
uns frohlockt, daß ihm unsere wohlgehütete
Seele fromm, unversehrt und glaubenstreu
geblieben ist. Mit dieser christlichen Stand-
haftigkeit verdient sich Jeder einen neuen
Staffel zum Himmelreiche!“

Hiezu wird von einem Volkskinde noch
erzählt, was einem Menschen geschähe, der
sich unwillkürlich bis Mitternacht im Freien

verspätet hat oder der vorwitzig den Kopf zum Fenster hinausstecken würde, wenn eben das furchtbar wilde Gejaid' an seinem Hause vorüberbraust.

Der Erstere, heißt es, müßte sich auf der Stelle, wo er den schreckhaften „Höllenslärm“ unter Bligitzern, Darren (Blitz, Donner) und Sturm herantoben hört, mit dem Bauche flach auf den Boden hinstrecken, die Arme und Füße kreuzweis legen, die Augen fest zudrücken, ohne zu „blinzeln“, laut beten, oder fromme Lieder singen und Vitaneien hersagen und in dieser Andächtigkeit liegen bleiben, bis er nichts mehr Verdächtiges hört und merkt. Nur so kann er, wenn er übrigens glaubensfest, unschuldig und gutchristlich ist, durch seinen Schutzengel und die Gnade Gottes Heil und Rettung finden.

Ganz entsetzlich aber geht es dem Zweiten. Sobald dieser den Kopf neugierig zum Fenster hinaussteckt, wirft ihm der Höllenfürst ein großes, schweres Hirschgeweih als Krummet oder Ochsenhalfter der Art an den Hals und Nacken, daß er seinen gefangenen Kopf trotz aller Kraftanstrengung nicht mehr zurückziehen kann, sondern in

dieser festen Haft gezwungen ist, all das Grausliche und Gruselige, all das Furchterliche und Erschreckliche, was die Teufelsfahrt an sich hat, bis ans Ende mit anzuschauen. Dieser über alle Beschreibung schaudervolle Anblick aber wirkt auf das Gemüth und den Geist des Borwitzigen, zumal wenn er freigeisterisch und sich vieler Sünden bewußt ist, so entsetzlich heillos ein, daß ihn entweder der Schlag trifft, oder daß er den Verstand verliert und ein völlig verrückter Narr (vulgo Fex, Trottel) wird. Seine gelindeste Strafe wäre diese, daß er die Sprache gänzlich verliert, nur noch ein wenig unverständlich „plutschen und gigitzen“ — d. i. lallen und stottern kann und folglich wie ein armer Stummerl mit seiner gelähmten Zunge gar nichts sagen und erzählen könnte, was er in dieser grausenhaften Raunlnacht gesehen und gehört hat.

In den erwähnten Ros- oder Raunnächten, namentlich in der Sylvesternacht ist es auf dem Lande nach heidnischen Traditionen noch heut zu Tage üblich, daß alte arme Weiber von einem Gehöft oder Bauernhause zum andern als sogenannte Raun-

lerinnen herumstreichen. Wo sie nämlich wissen, daß sich an diesem heilig=schauerlichen Abend eine lustige Gesellschaft zu Spiel und Schmaus zusammenfindet, erscheinen sie vor den Fenstern und Thüren und kündigen ihre Ankunft durch „Rauneln oder Raundln“ an, d. i. sie erheben sogenannte Fisteltöne oder schrillende Geisterstimmen, welche enterisch wehklagend, eindringlich und erschütternd zu den Ohren und Herzen klingen. Veruft man diese nicht unerwarteten und meist schon bekannten Altraunen in die Stube, was auch gewöhnlich geschieht, so läßt man sich von ihnen für das kommende Jahr wahrsagen. Die Raundlerinnen treiben diese Seher= richtiger gesagt: Bettelkunst mit ebensoviel Dienstfertigkeit, als eigennütziger Umsicht und Schlaubeit, daher auch vielfach mit gutem Erfolg. Da sie nämlich als Nachbarn genau alle Lebensverhältnisse, Bedürfnisse und Schicksale der Familie und ihrer geselligen Gäste kennen, so richten sie ihre Weissagungen der Art ein, daß deren Erfüllung alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, und da sie auch meistens glückverheißend, oder nach Umständen trostbringend sind, so können sie um so zu-

versichtlicher auf Freigebigkeit rechnen, welche sich weniger in Spenden von baarem Gelde, als in Geschenken von Fest-Krapfen und Kuchen, von Brot, Mehl, Eiern, Schmalz, Most (Cider) und Branntwein u. s. w. kund giebt.

Hier haben wir also wieder in optima forma die celtogermanischen Druiden, die nordischen Allrunen und Walkyrien, die altegyptischen und griechischen Orakel (Pithia), die römischen Augurn und Haruspex, von denen schon Cicero gesagt hat: „Daß sie einander nicht ohne Lächeln über ihre Wahrsagungen, womit sie das blindgläubige Volk betrügen, anblicken können.“

Nach dem Beispiele dieser prophetischen Raundlerinnen ergötzen sich in diesen geheimnißvollen Losnächten, auf dem Lande, wie in Städten, noch jetzt Tausende von Familien und Gesellschaften theils durch Karten-Ausschlagen und sogenannte Punktirbücher, theils durch Blei- und Wachs-Gießen, durch Schuh- und Pantoffelwerfen 2c. 2c., wie es dem Leser zur Genüge bekannt sein dürfte. Diese Unterhaltungen, welche übrigens selbst in gebildeten Kreisen ganz und gar nicht frei von Aberglauben sind, endigen

schon aus diesem Grunde, wenigstens in der Regel, vor Mitternacht. Es geschieht das aus angeborener oder anerzogener Scheu und euterischer Bangigkeit, denn mit dem Beginn der verhängnißvollen Geisterstunde tritt der schauerliche Erbfeind aller guten Christen in das Recht seiner oberherrlichen Macht über die Menschen.

Hiezu kommt noch zu bemerken, daß bei manchen geselligen Zirkeln, welche in der Sylvesternacht ihre Unterhaltung vom scheidenden Jahre hübsch weit in das neue Jahr hinüber ausdehnen wollen, ein eigenthümlicher Gebrauch herrscht, womit man vielleicht einen Beweis von Muth oder Freigeisterei zu liefern glaubt. Wenn nämlich um 12 Uhr Nachts die grauenvolle Geisterstunde eintritt, pflegt man mit dem ersten Glockenschlage alle Lichter im Zimmer auszulöschen, dieselben aber beim letzten Glockenschlage wieder anzuzünden. — Da wir also den eigentlichen Grund dieses Usus nicht wissen, so glauben wir, während der paar Minuten Finsterniß ist es ein Leichtes, daß der Nachbar am Tische ungeschen das volle Glas des Nachbarn austrinken, oder ihm einen Nasenstüber geben kann; ja, daß

es in dieser Spanne Zeit ein liebendes Pärchen schwerlich unterlassen wird, mit einem spannenlangen Kusse die Länge ihrer Nasen zu messen.

VI.

Die Teufelsbeschwörung.

„Es versteht sich von selbst“, sagt der geistesarme Sohn, oder eine Tochter des Volkes, „daß sich ein schwacher sündhafter Mensch nur aus überschwänglicher Selbstsucht und maßloser Sinnenlust zu dem entsetzlichen Vornehmen bewegen lassen kann, von Gott und dem rechten, seligmachenden Glauben abzufallen, den leibhaftigen Urrian aus der Hölle zu citiren und einen Pact mit ihm zu schließen.“

Wer diesen schrecklichen Schritt zu thun fest entschlossen ist, will Alles das, was er sich nur immer wünschen mag, mit Hülfe

des „Bösen“ erlangen, will sich hier auf Erden schon eine Art Himmel und Seligkeit schaffen, verschreibt dafür seine Seele und nährt im Stillen die vermessene Hoffnung, er könne am Ende doch noch auf schlaue Weise den Teufel überlisten und betrügen.

Der erste und sehnlichste Wunsch solch eines unsinnigen Menschen ist natürlich vor Allem dauerndes Glück in allen Dingen mit unerschöpflichen Reichthümern an Geld, Gütern und Kostbarkeiten aller Art, woran sich gleichsam von selbst hohe Ehren, Würden und Titel knüpfen. Hiezu verlangt er weiter noch für die Lebensfrist, welche ihm der Höllenfürst im geschriebenen (vielleicht auch gesiegelten und gestempelten) Vertrage festsetzt, a parte Schutz und Sicherheit gegen jegliche Gefahr, Verletzung und Unbill, wornach ihn weder Blitz noch Donner treffen, weder Elemente, noch Diebe, Räuber und Mörder beschädigen, keine Waffen verwunden, kein Wolf, Bär oder Schlangengift tödten sollen &c.

Damit noch nicht zufrieden, begehrt der Unbescheidene auch noch eine ausgedehnte Zaubergabe oder Kunst, sich unsichtbar

machen zu können, wann, wo und so oft es ihm eben beliebt, ferner solche Kugeln zu gießen, welche das vorgesteckte Ziel jedesmal unfehlbar treffen — ob er auch um die Ecken von Mauern oder Felsen herum-schießen müßte. Zu dieser Zauberkunst gehört auch noch, daß ihm jedes schöne Weib oder reizende Mädchen, dessen Anblick ihn beseligt und entzückt, auf den ersten Wink mit feuriger Gegenliebe freudig in die Arme fällt. Endlich will der Höllencandidat für den Blutstropfen, mit dem er das Vertrags-Document besiegeln muß, auch diese Schmerzen geheilt wissen, daß er die Gedanken der Menschen errathen, die Sprache aller Thiere, wie die Stimmen der Vögel verstehen und auf Jahr und Tag in die Geheimnisse der Zukunft blicken könne. Kurz gesagt, er will so viel sein, als der Teufel selbst, — und noch ein bißchen mehr.

Nach den Traditionen des Volkes, so weit sie uns bekannt sind, giebt es vornehmlich zwei Wege, auf welchen der Sterbliche zur persönlichen Bekanntschaft und Gemeinschaft des Satans gelangen kann. Diese beiden Wege hat die Fantasie in ihrem ausschweifendsten Fieber-Paroxysmus für den

gräßesten Aberglauben aufgefunden und eröffnet. Sie sind und heißen insgemein a) das Teufel-Ausbrüten und b) das Kreis stehen.

Das Teufelausbrüten.

Hier handelt es sich um ein schwarzes Ei, welches nach der Einen Version von einer Schlange, nach der andern Version aber, die noch verbreiteter, wiewohl durchaus unsinnig ist, von einem rothen Hahn gelegt wird. In Bezug auf den ersten Fall wird gesagt, daß es noch eine Gattung Schlangen oder Mattern gibt, die von jenem Erbfeind abstammt, welcher das erste Menschenpaar im Paradiese arglistig verführt hat. Solch ein Abkömmling ist es also, welchen der Teufel zu gewissen Zeiten und Stunden in einem Sumpf oder Giftpfuhl aufsucht und befruchtet, wonach ein schwarzes Ei zum Vorschein kommt, das in seiner Schale einen diabolischen Embrio einschließt. Ohngefähr dasselbe gilt von dem Ei, welches ein rother Hahn legt, der ohnedieß vielfach als Sinnbild des Teufels und als verwünschenes Thier angesehen wird.

Wenn es nun gelüftet, den Satan leibeigen zu gewinnen, um durch ihn, wie gesagt, eine irdische Glückseligkeit zu erlangen, wie sie alle Fürsten und Reichen der Welt zusammengenommen nicht haben und genießen, sehe zu, daß er in den Besitz solch eines schwarzen Eies kommt.

Um diesen Zielpunkt zu erreichen, findet er die sichersten Mittel und Wege, wenn er einen bösen Geist um Mitternacht citirt, einen Zauber, einen Wahrsager beschwört, oder spitzfindig mit einer Hexe, oder ihrem hübschen Töchterlein einen Liebeshandel anknüpft. Es handelt sich hierbei nur, ob der Lüsterne mit seinem festen Willen und Begehren auch so viel Kräfte in sich hat, um alle die Bedingnisse erfüllen zu können, welche zum Voraus an ihn gestellt werden.

Er muß zuvörderst Gott und dem rechten Christenglauben abschwören und darf neun Tage und neun Nächte hindurch ununterbrochen bloß das thun, denken und reden, was dem Höllenfürsten wohlgefällt und seine Gunst und Liebe erwirbt. Er darf also keine Kirche mehr besuchen, keiner religiösen Function oder Glaubensübung beiwohnen, nicht mehr beten, fasten, Almosen

geben, oder sonst irgend ein gutes und gottverdienstliches Werk verrichten.

Von allem dem hat er vielmehr das Gegentheil zu thun, er muß bei jeder Gelegenheit fluchen, lästern, ehrabschneiden, verleumden, die Unschuld verführen, Tugend und Frömmigkeit verspotten, das Recht verdrehen, dem Nächsten physisch und moralisch Schaden zufügen, wo und wie er nur kann, kein Versprechen, keinen Eid mehr halten, lügen und betrügen, stehlen, rauben und morden, wo es ihm beliebt und frommt, beständig in Rausch und Taumel schwelgen und prassen, kurz, in toller Sinnenlust leben, wie es dem bösen Geiste gefällt, den er sich zum einzigen Vorbilde der Nachahmung zu erwählen hat. Er muß solch ein wüster Gefelle werden, wie Jener, welchen Goethe in seinem Faust beim Zechgelage sagen läßt: „Mir ist so wohl, wie fünfhundert Säuen!“ —

Sagen wir nun in Kürze, der Höllen-Candidat habe diese Vorbedingungen getreulich erfüllt und sei dem zufolge durch gespenstige Führung und Hilfeleistung zum Besitze des schwarzen, teufelsträchtigen Eies gelangt. Da aber die Schale

dieses Kleinods nicht zerbrochen werden darf, sondern das diabolische Küchlein naturgemäß und förmlich auszubrüten ist, so entsteht die wichtige Frage, wie denn das zu Stande kommen soll? —

Der Volkswitz kam in dieser Hinsicht dem Fieber-Paroxysmus der Fantasie auf sinnreiche Weise zu Hülfe und ersann das rechte Mittel, wie das Ausbrüten des Teufels, das durch keine Henne oder ein anderes Thier geschehen könnte, durch den Candidaten selbst ganz einfach zu bewerkstelligen sei.

„Er hat dieses schwarze Ei, das des Pudels Kern in sich schließt, in seine warme Achselhöhle zu legen, und neun Tage lang ruhig darin liegen zu lassen.“

Während dieser Zeit hat er sich eben so zu verhalten, wie es oben für die Probetage angedeutet worden ist. Der Teufel hilft ihm aber jetzt schon als Embryo in jeder Verlegenheit und Gefahr. Er läßt ihn werthvolle Kleinodien und auch kostbare Schätze finden, welche verloren oder vergraben worden sind, läßt ihn bei jedem Hazardspiel, bei jeder Wette viel Geld gewinnen, damit er ihm stets Mittel an die Hand

gebe, in Saus und Braus zu leben, sich in trunkenen Sinnenlust zu betäuben und immer nur auf Schlechtes und Böses zu sinnen.

Kommt dem Höllen-Candidaten zufällig ein religiöser Gedanke, ein schwaches Gefühl von Reue, oder eine leise Sehnsucht nach seiner früheren Lebensbedingung; oder nähert er sich gar einer geweihten Kreuzsäule, einer Kapelle oder Kirche, um etwa ein Gebetlein zu verrichten, so wird das Ei in seiner warmen Achselhöhle ein heißer, glühender Stein und brennt ihn dergestalt, daß er laut zu heulen anfängt und vor Schmerz die fallende Sucht bekommt, aus der er wieder nur in der Geisterstunde erwacht, wo der „Schwarze“ die größte Gewalt über ihn hat, ihn zwar stärkt, aber auch mit neuen Fesseln umstrickt.

In der neunten Nacht endlich empfindet er in der Achselhöhle ein starkes Kitzeln und Prickeln; die Entbindung kündigt sich damit in der männlichen Mutterscheide an, sie erfolgt ohne Hebamme unter kurzen Wehen, der Lucifer springt aus der geborstenen Eischale lebhaftig hervor; er ist vollends ausgebrütet.

Seine Größe und Dicke ist ungefähr die eines kleinen Fingers, seine Gestalt dieselbe, unter welcher er gewöhnlich dargestellt wird: schwarz von Farbe, gräßlich von Angesicht mit rothglühenden Augen, rother Zunge, kleinen Bockhörnern, einem kurzen Hundeschwänzlein und Pferdehuf, ungemein lebhaft in Mienen und Geberden.

Der wackere Ausbrüter verwahrt siegesjubelnd den kleinen Lucifer, der ihm von nun an in Allem dienstbar ist, in einem mit Spiritus (Anderer sagen mit Wehwasser) gefüllten Glase und trägt stich- und kugelfest den leibeigenen Höllenzwerg überall, doch insgeheim mit sich im Gürtel oder Sacke herum. —

Frägt man nunmehr den Erzähler dieser fantastischen Märe: ob er Jemanden kenne, oder aus glaubwürdiger Quelle wisse, daß es jemals einen Menschen gegeben hat, der auch nur den Versuch gemacht hätte, auf diese Weise den Teufel zu gewinnen, so schüttelt er den Kopf verduzt mit blödem Gesichte.

Und fragst du ihn weiter, ob er an die Möglichkeit glaube, den Satan auf die besagte Art in Leibeigenschaft zu bekommen

und durch ihn Alles, was man sich nur wünschen mag, zu erlangen, so zuckt er die Achseln und wagt es nicht, eine bestimmte Meinung auszusprechen; der mit der Muttermilch eingesogene Aberglaube ist ihm so lieb geworden, daß er nicht gern von ihm lassen will. Gewohnheit wird zur zweiten Natur, sagt der Lateiner, und magst du auch diese mit der Heugabel austreiben, kehrt sie doch immer wieder zurück (*consuetudo est altera natura; naturam expellas furca, tamen usque recurret*). Und hieher gehört auch Schillers bekannter Wahrspruch: „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.“ —

Das Kreisstehen.

Mit diesem Ausdrucke versteht das gemeine Volk den zweiten Weg, auf dem man den Teufel beschwören und sich denselben nach den vorstehenden Andeutungen für Alles, was man sich wünscht, dienstbar machen könnte. Dieses Mittel ist mit derartigen Schauern und Schrecknissen verbunden, daß sich dabei die allerunsinnigsten Ausschweifungen einer wilden und gänzlich zügellosen

Fantasie, gleichsam selbst übertreffen, so daß dadurch ein lüfterner Höllen-Candidat von einem Versuche vielmehr abgeschreckt, als angelockt werden müßte.

Wer indeß das Wagniß zu bestehen gedenkt, muß schon von vorne herein ein durchaus verdorbener Wüftling, ein unverbesserlicher und verzweifelter Missethäter, kurz, so weit verkommen sein, daß er sich selbst aufgegeben und allen Glauben verloren hat, jemals selig werden zu können. Er betrachtet sich bereits als einen Bürger der Hölle, will aber doch noch vor seiner ewigen Verdammniß, die Spanne Lebenszeit, die ihm auf Erden noch gegönnt ist, bis auf das letzte, süße Tröpflein ausschöpfen, und den Teufel, der ihn verführt hat und sein künftiger Machthaber sein wird, schon hiernieden persönlich kennen lernen, daher um jeden Preis beschwören.

Zu diesem Ende braucht er einen Zauberstab, den ihm alsbald ein Organ des höllischen Meisters, ein böser Geist, eine schwarze Fee zc. borgen oder verschaffen kann. Ist er mit diesem Wunderinstrumente versehen, so sucht er in einer abgelegenen Gegend einen Kreuzschnitt von zwei

Straßen oder Wegen, welche sich diametral durchschneiden und dann nach den vier Weltgegenden auslaufen. Sofort stellt er sich um die Mitternachtsstunde mitten auf den besagten Kreuzschnitt, beschreibt mit dem Zauberstabe auf dem Boden rings um sich einen Kreis von solcher Weite, daß er darin bequem stehen und sich bewegen kann. Ist das geschehen und die Geisterstunde gekommen, so ruft er die Beschwörungsformel, die uns leider nicht bekannt ist, durch alle vier von diesem Punkte auslaufenden Straßen mit lauter Stimme und erwartet den Erfolg seiner verwegenen Citirung.

Zuvörderst erhebt sich ein entsetzlicher Gewittersturm mit Donner und Schlangengebilden, welche neben dem Zauberkreis einschlagen, den er nicht eine Linie breit verlassen darf. Leuchtende Kugeln fahren durch den Horizont zischend gegen ihn heran und zerplagen mit schrecklicher Explosion vor seiner Nase. Ein fürchterliches Erdbeben erschüttert die Grundfeste unter seinen wankenden Füßen, er darf aber nicht einen einzigen Schritt über den Kreis hinaus-treten.

Nun erscheinen in der Luft und auf dem Erdboden rings um ihn die gräßlichsten Thiergestalten, viel gräßlicher noch, als sie die Natur in den Wäldern, Wildnissen und Sümpfen erzeugt, hier feurige Drachen, Lindwürmer, riesige Schlangen, da Wallfisch-Rachen mit Elephautenzähnen, Wölfe, Bären, grimmige Tiger zc., welche ihn mit ihrem dampfenden Hauche aus der Stelle zu drängen, mit ihren furchtbaren Waffen zu zerreißen, mit ihren höllischen Rachen zu verschlingen drohen. Die Scene verändert sich, die Gefahren für den Kreissteher wachsen noch. Von allen vier Straßen brausen zu gleicher Zeit flammensprühende Höllenungeheuer heran, die wir nur mit vier Locomotiven und langen Trains vergleichen können. Ihrer Richtung nach sollen sie zugleich im selben Momente bei dem Prüfling zusammenstoßen und ihn in ihrer Mitte zu Staub und Brei zermalmen.

Er behauptet aber fest entschlossen unverrückt seinen Stand, weil ihm gesagt worden, nur in diesem Falle werde ihm nichts geschehen und zugleich lernt er im voraus die unsäglichen Schrecknisse der Hölle, seiner künftigen Heimat kennen, von der er sich

noch etwa zwanzig oder dreißig Jahre lang durch seine muthvolle Beharrlichkeit in der Probe fern halten kann.

Der tobende Orkan fährt inzwischen fort, mit schmetterndem Brausen und Krachen die Elementargeister im ganzen Luftraum in wüthenden Aufruhr zu bringen; er reißt große Felsenstücke von den Bergen und rollt sie wie Kugeln heran; entwurzelt Forste und Wälder, setzt sie durch Blitze in Brand, trägt auf den Flügeln der Sturmwinde unter entsetzlichem Geheul und Getöse die brennenden Baumstämme durch den glühenden und sprühenden Horizont und schleudert sie hinter und vor dem Zauberkreis mit solcher Gewalt auf die Erde, daß sie sich unter den Füßen des Höllencandidaten zu zerspalten und einzusinken droht.

Mit dem Qualm und Dampf der brennenden Wälder, wie der oben erwähnten feuerspeienden Ungethüme vereinigt sich der sogenannte Höllengestank, welcher in blauröthlichen Wolken aus einem Schwefelspfuhle emporsteigt, die ganze Atmosphäre mit Dünsten erfüllt, die jedes Wesen, das auf Erden athmet, unter Ekel und Grausen

betäubt und der Lunge fast allen Odem raubt.

Kurz gesagt, es finden sich bei dieser fantastischen Teufelsbeschwörung zwar unter andern Formen, aber im Uebermaße alle die gräßlichen Erscheinungen, unnatürlichen Mißgestalten und Schrecknisse, welche wir plastisch im „Höllens-Breugel“ und in Dantes „Hölle“ (l'Inferno) lesen können. Hier wie dort hat die erhitzte und überreizte Fantasie Schaubilder ausgeheckt, welche sich besser mit dem künstlerischen Pinsel, als mit dem Gänsekiel darstellen lassen. Sapienti sat. —

VII.

Die Teufelaustreibung.

Mit diesem Capitel versehen wir uns unwillkürlich in eine unmittelbare Berührung mit der hl. Schrift, vornehmlich mit jenen Stellen der Evangelisten Matthäus und Lucas, wo von unglücklichen Menschen

gesprochen wird, welche von bösen Geistern besessen waren, und die Jesus vermöge seiner göttlichen Wunderkraft ausgetrieben hat, wornach sie in eine Herde Schweine gefahren und diese in ihrer höllischen Wuth vom Ufer in das Meer gesprungen sind.

Die nachmalige Exegese oder Hermeneutik, d. i. Erklärung, Auslegung dieser Schriftstellen lautet vielfältig von einander abweichend. Die katholische und auch die evangelische Kirche haben die Beschwörung s f o r m e l: Exorcismus genannt, buchstäblich in ihre Glaubenslehre aufgenommen und schon bei der Kindertaufe in Anwendung gebracht und zwar mit Rücksicht auf die Erbsünde, welche allen Sterblichen von ihrer Geburt, somit den Nichtchristen durch ihr ganzes Leben anhaftet. Dagegen hat die reformirte Kirche schon frühzeitig den herkömmlichen Gebrauch aufgegeben und ihm die Deutung dahin unterlegt: „daß er nicht als Austreibung des Teufels, sondern als ein Bekenntniß des angeborenen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlösung zu betrachten sei.“ Dem zufolge beginnt in der protestantischen

Kirche die Taufformel gegenwärtig mit den Worten: „Der Geist des Unreinen gebe Raum dem heiligen Geiste.“

Das Exorciren bei Erwachsenen, welche man für Besessene hielt, während sie sicher nur an gewissen Krankheiten, z. B. an Wahnsinn, an der Fallsucht, an Kolik &c. gelitten haben, hat in früheren Jahrhunderten leider nur zu häufig und zwar meist unter schrecklichen Zwangsmaßregeln und Torturen stattgefunden.

Solch eine grauenvolle Scene läßt sich mit schlichten Worten schwer beschreiben; die bildende Kunst kann sie mit einem geschickten Pinsel ungleich anschaulicher und eindringlicher darstellen. Sollte unserem Leser das großartige Gemälde von der Meisterhand des unsterblichen Rubens, welches unter der Benennung Exorcismus zu Wien im k. k. Belvedere, einen besondern Glanzpunkt bildet, nicht bekannt sein, so wolle er wenigstens eine gute Copie einsehen, um einen Spiegel vor Augen zu haben, wie wahnverblendet und grausam der Aberglaube vormals auch in dieser Hinsicht geschaltet und gewaltet hat. Das zarte Geschlecht kann den Anblick der Haupt-

figur dieses Schauerbildes, d. i. ein von vielen Teufeln besessenes Weib, das von innen durch die bösen Geister, von außen durch die Exorcirenden schreckvoll gemartert wird, kaum eine Minute lang vertragen.

Wir wollen hiezu auch einen geschichtlichen Vorfall aus den Annalen Wien's anführen, eine strafgerichtliche Execution nämlich, welche sich nach J. E. Schlager's Zeugniß am 14. August 1583 mit der sechzehnjährigen Anna Schluttenbauer ergeben hat. Dieses Mädchen, hieß es, war vom Teufel besessen, wurde demnach in der Barbara-Kirche am alten Fleischmarkt (jetzt k. k. Postamt) unter großen Martern exorcirt, und nachdem man nicht weniger als 12652 Teufeln von ihr ausgetrieben hatte, denuncierte sie ihre siebenzigjährige Muhme Elisabeth Plainacher als Hexe, die seit vielen Jahren böse Zauberei getrieben und auch ein Kind gemordet habe. Da es sich damals bei ähnlichen Anschuldigungen nicht um thatsächliche Beweise gehandelt hat, so wurde die arme alte Frau von den städtischen Rumorknechten ergriffen, im Amtshause in der Raubensteinengasse zur Tortur geschleppt und gefol-

tert. Nachdem sie diese grausame Proceedur überstanden, hat man sie an einen Pferdeschweif gebunden, nach Erdbruch (gegenwärtig Erdberg, 3. Bezirk) geschleppt und im Angesichte von unzählbaren Zuschauern noch lebendig in den brennenden Scheiterhaufen geworfen.

Ach! wie viel hundert, ja, wie viel tausend Justizmorde dieser und ähnlicher Art finden sich durch alle Länder und Gauen unsers Welttheils in den alten Chroniken und Criminal-Acten aufgezeichnet. —

Wir hoffen nunmehr unsern verehrten Lesern eine besonders anziehende Lectüre zu bieten, indem wir sie mit dem Leben und Wirken eines katholischen Priesters bekannt machen, der als Mensch und Christ zwar durchaus makellos dasteht, aber das Unglück hatte, in seinem übertriebenen Diensteyfer und in Folge einer schlecht gewählten Lectüre schwachsinnig, wo nicht geradezu irrsinnig zu werden. Er verfiel in mittelalterlichen Mysticismus, gerieth immer tiefer in nebelhafte Abwege und Labyrinth, wurde leidenschaftlicher Sectirer und machte durch seine scheinbar gediegenen

Lehren, ohne daß er es ahnte oder wollte, solch eine unglückselige Aussaat, daß aus ihr bald darauf die beklagenswerthesten Früchte für mehrere tausend seiner gläubigen Anhänger hervorgewachsen sind.

Dieser Mann verdient um so mehr unsere warme Theilnahme, weil er unser Landesgenosse ist und der neuesten Zeit angehört. Der Schreiber dieser Zeilen kannte ihn persönlich, kennt auch aus Autopsie den Schauplatz seines Wirkens und glaubt, daß mancher Leser mindestens seinen Namen kennt, er heißt:

Thomas Böschl.

Thomas Böschl wurde im Mai 1769 zu Höriz unweit Krumau im südlichen Böhmen als der Sohn eines armen Zimmermannes geboren, fand daselbst seiner Talente, Lernbegierde und musterhaften Aufführung wegen gute Freunde und Wohlthäter, die ihn im zehnten Jahre nach Linz schickten und studiren ließen.

Sein Hang und Drang hatte sich schon frühzeitig dem Priesterstande zugeneigt, daher war es auch sein eifrigstes Bestreben, die theologische Laufbahn einzuschlagen und

ein würdiger Diener im Weinberge des Herrn zu werden. Um es kurz zu sagen, galt er durch alle Stufen seiner Studienzeit als ein Muster von Fleiß, Sittsamkeit und Gottesfurcht und empfing im Jahre 1796 zu Linz die Priesterweihe. Nicht lange darnach machte er zufällig die Bekanntschaft des P. Burgowitz, damaligen Stadtpfarrers zu Braunau im Innkreise und wurde von ihm als Cooperator und Catechet eben dahin berufen.

„Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden“ — sagt die Schrift. Zur selben Zeit erhob sich General Bonaparte als ein Kind der großen Revolution von 1789 gleich einem Meteor aus dem blutgetränkten Boden Frankreich's empor und nahm nachmals, wenn auch indirect, als Kaiser Napoleon I. und unheilvoller Welterschütterer auf Böschl's Gemüth, wie in anderer Weise auf Millionen Sterbliche gleich einem bösen Unstern einen höchst verderblichen Einfluß.

Dem gebildeten Leser dürfte es nicht unbekannt sein, daß im Jahre 1806 in Baiern eine Broschüre erschienen ist, unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten

Erniedrigung.“ Es war dies eine sehr scharfe, aber wohlverdiente Geißel, vornehmlich für Baiern, Württemberg und Baden, welche sich sklavisch an den ehernen Siegeswagen Napoleon's schmieden ließen, damit einen offenen Verrath an Deutschland begingen und sich dem fremden Wütherich als dem despotischen Gründer und Protector des Rheinbundes auf das devoteste unterwarfen.

Die französische Polizei, die sich damals mit Blitzesschnelle im römisch-deutschen Reiche eigenmächtig organisirt hatte, fahndete mit dem Aufgebote aller Spürkraft nach der besagten, anonymen Flugschrift, forschte zuvörderst in Augsburg, dem ersten Fundorte derselben in der Stage'schen Buchhandlung und erfuhr nur so viel, daß sie als Speditionsartikel von der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg dahin gesendet worden sei.

Joh. Phil. Palm, der damalige Inhaber der letztgenannten Buchhandlung, wurde nunmehr von der französischen Gendarmerie mit aller Schärfe als verdächtig in's Auge gefaßt und trotz seiner erwiesenen Unschuld festgenommen. Wir können uns indeß wegen Mangels an Raum mit der complicirten,

höchst willkürlich und ungerecht geführten Kriminal-Verhandlung nicht befassen und sagen einfach nur, daß sie mit einem empörenden Justizmord geendet hat. Der französische Marschall Bernadotte handelte, wie er selbst erklärte, im Namen und auf Befehl seines Kaisers und ließ den armen Palm in Ketten nach Braunau schleppen, das die Franzosen noch immer widerrechtlich besetzt hielten.

Ungeachtet aller Vorstellungen und Bitten von allen Seiten zum Tode verurtheilt, verlangte der biedere Bürger und Familienvater, der Protestant war, einen Priester seines Glaubens. Da sich aber ein solcher weder in Braunau, noch in weiter Umgebung befand, so wandte man sich an den katholischen Stadtpfarrer Burgowitz mit dem Ersuchen, er wolle einen seiner geistlichen Amtsgehilfen entsenden, daß er dem armen Delinquenten auf dem letzten Gang aus diesem Leben salbungsvollen Trost zuspreche.

Seine Wahl fiel auf den Würdigsten seiner Cooperatoren, auf Thomas Böschl, der dagegen nicht die mindeste Einwendung erhob, da er in seinem edlen Herzen alle

Menschen, selbst die Juden, mit brüderlicher Liebe umschloß. Ohne Säumniß begab er sich zu Palm in das Gefängniß, befreundete sich mit ihm schon in der ersten Stunde, besuchte ihn zwei Tage hindurch, machte auch Schritte bei dem französischen General St. Hilaire, aber alles blieb vergeblich, für den Empörer und Aufrührer, der doch Palm selbst in den Augen seiner fremden Richter nicht war, Begnadigung oder auch nur einen Aufschub zu erlangen.

Das Todesurtheil, am 25. August 1806 gefällt, wurde noch an demselben Morgen um 11 Uhr — nach Andern aber am folgenden Tage um 2 Uhr in Braunau öffentlich vollzogen. Die Execution geschah, wie nachmals bei Andreas Hofer, durch französisches Pulver und Blei. Böschl begleitete den Unglücklichen auf diesem Hingang in das bessere Jenseits, wo die ewige Gerechtigkeit waltet und Alles wieder ausgleicht und stand ihm voll der liebeichsten und schmerzlichsten Theilnahme bis zum letzten Augenblicke tröstend zur Seite.

Der Eindruck aber, den dieser von aller Welt verdamnte „napoleonische“ Justizmord auf das ohnedies so weiche und reiz-

bare Gemüth des Weltpriesters hervorgebracht hat, war nicht bloß ein ungeheurer und betäubender, er ist für ihn nachgerade ein verhängnißvoller geworden. Er wurde von diesem Tage an seelenkrank; der hochtragische Fall hat sein Innerstes der Art erschüttert, daß sein reizbares Nervensystem in eine fast unheilbare Zerrüttung kam. Diese Zerrüttung von außenher veranlaßt, war gleichsam schon vorbereitet durch die nachtheiligen Eindrücke, welche die Greuel und Schrecknisse der französischen Revolution seit 1789 in seinem Gemüthe hervorgebracht. Diese Eindrücke aber, welche sich durch die fortgesetzten Verheerungskriege Napoleon's noch lange wiederholten und sein geliebtes Vaterland Oesterreich beinahe zertrümmerten, (1809) mußten immer nachtheiliger eingreifen und verletzen, da die früher geschlagenen Wunden, anstatt zu heilen und zu vernarben, stets neu und schmerzlicher als zuvor aufgerissen worden sind. Um es kurz zu sagen, hat sich in Böschl der Hang zur religiösen Schwärmerie und Mystik aus seinen angeborenen Keimen mehr und mehr in heilloser Weise entwickelt.

Um diese Zeit hat sich in dem genechteten Deutschland der schauerliche Wahnglaube verbreitet, daß der corsische Welt-eroberer der längst prophezeite Antichrist, daß also der Name Napoleon einerlei sei mit dem biblischen Apollyon, d. i. der christfeindliche Zerstörer und Verwüster. Die Idee eines Antichrist konnte sich ja verkörpert kaum in einer zutreffenderen Menschengestalt wieder finden lassen.

Daß auch Thomas Böschl als gründlicher Theolog und Mystiker diese altbiblische Idee lebhaft aufgefaßt hat, liegt außer Zweifel und geht aus seinem Seelenzustande wie aus seiner späteren Handlungsweise unverkennbar hervor. Seine allgemeine Weltanschauung nahm jenen traurigen Standpunkt ein, von dem aus ihm der Pessimismus in der schwärzesten Färbung und mit den gräßlichsten Zügen erscheinen mußte. Hier zeigte sich ihm Napoleon, der den h. Vater Pius VI. als Gefangenen von Rom wegschleppen ließ, und seinen Nachfolger Pius VII. tyrannisirte, unter dem Zerrbilde eines Nero und die Gegenwart als das Neronische Zeitalter.

Hiezu muß nun gesagt werden, daß der Wahnglaube an einen Antichrist im engsten Zusammenhange steht mit dem mystischen Wesen des Chiliasmus, das ist des tausendjährigen Reiches, (v. chili, 1000) wo nach der Niederwerfung des höllischen Antichrist und alles Bösen auf Erden, wie die schwärmerischen Chiliaften sagen, ein Zustand des Friedens und Segens eintritt, mit dem jeder nur erdenkliche Lebensgenuß verbunden sein und tausend, nach Bengel zweitausend Jahre lang dauern wird.

Auf das religiös-sittliche Ungeheuer, Antichrist, wird schon im alten Testamente bei den Propheten: Isaias, Ezechiel, Daniel, Zacharias mit verblühten Worten hingedeutet; im neuen Testamente gedenken desselben: Matthäus, Marcus, Apostel-Geschichte, Timotheus, Petrus — am bezeichnendsten aber vor Allen schildert es mit den gräßlichsten Zügen der fantasiereiche Apostel Johannes in seinen Briefen und insbesondere in seiner Offenbarung XIII, 14 und XX, 7 u. Der 18. Vers des Capitels XIII lautet: „Wer Verstand hat, der rechne die Zahl des (bezeichneten)

Thieres, denn es ist eines Menschen Zahl und seine Zahl ist: „Sechshundertsechszehszig“. —

Unter dieser apokalyptischen Zahl ist in Deutschland 1806 ein Buch erschienen, betitelt: „666“, welches in mehrfachen Auflagen die größte Sensation erregt hat und gierig verschlungen worden ist.

Böschl hat sicher auch dieses Buch gelesen; er gehörte unleugbar zu den Chiliaften, gehörte auch zu den Exorcisten, wie wir hören werden.

Seine Lieblingslectüre sind neben den Schriften des Pietisten Jung-Stilling unfehlbar die eines J. J. Gäßner gewesen, der darin den Grundsatz verfolgte, daß die meisten Krankheiten und Seelenstörungen von bösen Geistern herrühren, wornach er psychiatrisch in jedem Epileptischen, Wahnsinnigen, Mattherzigen, Siechen und Lahmen zc. einen Besessenen erblickte und ihn ärztlich als Exorcist behandelte. Einen ganz besonders wirksamen Eindruck machte dessen „Herzbüchlein“ — auf die Fantasie und das krankhafte Gemüth Böschl's, da es dieser mit einer gewissen Vorliebe in seine seelsorgerische Praxis aufgenommen hat.

Indem nun Böschl unverrückten Standpunktes von der Ansicht ausging, daß durch französische Miasmen und böse Beispiele bereits alle Christen vergiftet und verdorben seien, glaubte er nicht säumen zu müssen, die schwere, todesgefährliche Krankheit seiner unglücklichen Glaubensgenossen mit den schärfsten Arzueimitteln zu bekämpfen und durch Gottes Wort und Beistand zu heilen. Dem zufolge ist er mit derselben Rigorosität, die er als fulminanter Bußprediger kund gegeben, auch als Beichtiger in der Kirche und am Krankenbette, als Catechet in der Schule &c. aufgetreten und hat sich überdies manchmal außer der Schule und Kirche als geistlicher Redner zu einzelnen Gruppen seiner Pfarrkinder gesellt. —

Böschl exorcirt.

In dem nahe bei Braunau gelegenen, bairischen Dorfe Kirchberg erkrankte plötzlich eine Küchenmagd, Namens Juliana Rändl unter Symptomen, die es dem herbeigerufenen Arzte, wie auch dem Pfarrer Langenmayr schwer machen mochten, eine richtige Diagnose zu stellen und die erforder-

lichen Heilmittel dagegen anzuwenden. Da die Erkrankte unverkennbare Zeichen von Geisteszerrüttung gab und unter heftigen Convulsionen und ärgernißvollen Irr-Reden in die ungestümste Tobsucht ausartete, glaubte man den Sitz des Uebels weniger im körperlichen Organismus, als vielmehr in dem Aufruhr eines schuldbeladenen Gewissens suchen und annehmen zu müssen. Kurz gesagt, man hielt dafür, daß die Wahnsinnige vom Teufel besessen sei und das Exorciren noch das einzige Mittel wäre, von dem man sich Rettung und Heil versprechen könnte.

Rangenmayr schrieb an seinen geistlichen Freund Böschl und schickte den Brief mit einem Eilboten nach Braunau. Der erbetene Seelenarzt gab der Aufforderung bereitwillige Folge; leider ist es uns nicht bekannt geworden, ob die Operation dieser Teufelaustreibung von günstigem Erfolg gewesen ist.

Wir können nur hinzufügen, daß der weitere Erfolg für Böschl selbst ein sehr ungünstiger war, denn er hat sich unbedachter Weise schwer gegen den Zeitgeist und die öffentliche Meinung versündigt.

Als dieser noch im vorigen Jahrhundert nicht ungewöhnliche Fall bekannt wurde, haben nicht allein Weltliche, sondern auch Geistliche großes Aergerniß daran genommen und sich theils scheu von dem unklugen Schwärmer zurückgezogen, theils gänzlich von ihm abgewendet.

Böschl's Stellung war tief erschüttert. Sechzehn Jahre lang (1796—1812) lebte und wirkte Böschl im Kirchensprengel Braunau a. J. Ein wie aus Wolken gefallenes, vom erzbischöflichen Consistorium in Salzburg eingelangtes Dekret erklärte den Exorcisten und über alles Maß rigorosen Seelsorger seiner gegenwärtigen Amtsführung entsetzt und designirte ihn zum Kaplan in Berndorf, aber unmittelbar darauf in Ampfelwang.

Seit länger schon lebte Böschl der süßen Hoffnung, man werde hohen Orts seinen hervorragenden Diensteifer anerkennen und ihm endlich einmal nach Verdienst und Recht eine ansehnliche Pfarre zukommen lassen; wie schmerzlich mußte er sich somit enttäuscht, erschüttert und gekränkt fühlen, als ihn jener zermalmende Bann-

strahl traf, der trotz aller Remoustrationen nicht mehr abzuwenden war.

Der Schreiber dieser Zeilen kennt das einsame Walddorf Ampfelwang und kennt auch genau den weiten Umkreis von fast 20 Pfarrgemeinden, welche im zweiten Dezenium dieses Jahrhunderts als Schauplatz religiöser Verirrungen und entsetzlicher Gräueltthaten eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Dahin ist Böschl, von Amtsbütteln begleitet, mit einem stadtkerichtlich beige-stellten Wagen wie ein Sträfling geführt worden; dahin hat er nebst Scham, Leid und Zorn auch die unausrottbare Idee eines „tausendjährigen Reiches“ mitgebracht, in Verbindung des bereits in Napoleon erstandenen Antichrist. Der schwärmerische Grübler trug sich mit dem Gedanken, daß er berufen sei: dem höllischen Widersacher eine streitbare Legion entgegen führen und ihn endlich auch mit Gottes Beistande auf dem Schlachtfelde überwinden zu können. Mit dieser Hoffnung baute der schwärmerische Träumer seinen fantastischen Plan noch weiter aus; er stellte sich die riesige Aufgabe, kraft seiner Beredsamkeit:

die Juden zum christkatholischen Glauben zu bekehren, dieselben seiner Kriegsmacht einzuverleiben, mit ihnen nach der Niederwerfung des Antichrist nach dem gelobten Lande zu ziehen und dort das biblische Neu-Jerusalem zu gründen.

Wir sagen es noch einmal: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden“ — es kann ja oft schon die nächste Nacht dunkle Schatten in den hellsten Kopf werfen.

Die Pfarre Ampfelwang, im Bezirke Böcklabruck, wurde bei Pöschl's Ankunft von dem Vicar Mathias Schlichting verwaltet, der den Ankömmling mit aller Freundlichkeit empfing und mit ihm auch im besten Einvernehmen lebte, bis er im Mai 1813 abberufen und an dessen Stelle Johann Göz als wirklicher Pfarrer gesetzt wurde. Auch mit diesem geistlichen Vorstande wußte sich der gemüthsvolle und dienst-eifrige Kaplan in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen und dasselbe längere Zeit hindurch klüglich zu bewahren.

Mittlerweile hat Pöschl die Krämersgattin des Ortes, Namens Magdalena Sickinger, Schwester des vorgenannten Pfarr-

Bicars Schlichting, kennen gelernt und sich näher mit ihr befreundet. Sie war eine Rheinländerin, ziemlich gebildet und wie es heißt, auch ehrsam und glaubensfromm. Sehr bewandert in der Bibel und tief in die Nebel des Mysticismus versunken, galt sie in weiter Umgebung als eine von Gott inspirirte Frau, als Hellseherin und Prophetin, und wie Böschl in seiner Selbstbiographie angibt, habe sie zu ihm schon beim ersten Besuche gesagt, daß er ihr schon ein halbes Jahr vor seiner Ankunft in Ampfelmang im Traume so leibhaftig erschienen sei, wie sie ihn jetzt vor sich wirklich aussehend finde, und daß er sie in freundschaftlichen Gespräche seine „Schwester“ genannt habe.

Diese Frau erinnert uns lebhaft an die nervöse Friederike Hauffe, die so berühmt gewordene Seherin von Brevorst, wie sie Just. Kerner nennt.

Für Böschl ist das sympathische Verhältniß mit dieser hysterischen Krämerin im höchsten Maße verhängnißvoll geworden. Sie gab den Ansichten und Auslegungen ihres geist-, gemüths-, und fantasieverwandten Freundes über die Offenbarung

Johannis ihre volle Zustimmung, sah wie er das tausendjährige Reich voraus und prophezeigte überdies den baldigen Untergang der Welt.

So ist es folgerichtig geschehen, daß das kleine Krämerhaus zu Ampflwang nach und nach insgeheim der erste Sammelplatz einer immer zahlreicheren Volksmenge geworden ist, die sich für Pöschl's neue Glaubenslehre erwärmen und begeistern ließ. Hierzu hat das vorgenannte Herzbüchlein Gassner's, das im Jahre 1812 zu Augsburg, Passau bei Pustet und in andern Städten neu aufgelegt und nach allen vier Winden verstreut wurde und auch nach Ampflwang gelangte, auf alle schwachen Geister und Gemüther den unheilvollsten Einfluß genommen. In dieser mit rohen Holzschnitten ausgestatteten Broschüre reiht sich Teufel an Teufel im Gefolge von den sieben Haupt- oder Todsünden, welche in Gestalt meist garstiger Thierfiguren das sündhafte Herz des Menschen bewohnen. Diese Sinnbilder sind: Pfau, (Hoffahrt), Kröte, (Geiz), Bock, (Unkeuschheit), Schlange, (Neid), Schwein, (Fraß

und Böllerei), Tigerkatze, (Zorn), Schildkröte, (Trägheit).

Pöschl tritt öffentlich als Sectirer auf.

Es war am dritten Sonntag 1814, als Pöschl auf Geheiß der Seherin Sickingen seinen Löwensprung vom Predigtstuhle wagte und dem vollgefüllten Gotteshause mit donnernder Stimme seine neue Glaubenslehre verkündete. Er hatte sich hiezu das entsprechende Thema von der „Heilung des Aussätzigen“ erwählt, und sprach darin unter Anderm, daß er vom Herrn gesendet sei, die Kirche von ihrem Aussatze zu reinigen, die Christgläubigen zu retten vor der ewigen Verdammniß, die Gebesserten mit den Juden zu verschmelzen, auf Grund der neuen Offenbarung eine Universal-Religion zu stiften, den Antichrist mit allem Bösen zu vernichten und sonach das tausendjährige Reich im neuen Jerusalem zu gründen.

Die versammelte Volksmenge, heißt es, war geradezu verblüfft, elektrisirt und wie versteinert. Nichts destoweniger wurde die neue Glaubenslehre, welche die gänzliche Hingebung in Gott und die Reinigung des

Herzens von allem Aussatze bis zur Aufopferung des Lebens kategorisch verlangte, von der Mehrzahl wie ein Dogma angenommen, zumal da nach vollständiger Buße und Besserung eine überschwängliche Glückseligkeit in lockende Aussicht gestellt wurde. Die Minderzahl, namentlich das weibliche Geschlecht, dem jede Gemeinschaft mit Männern, Spiel, Tanz und Gesang auf das strengste untersagt, dagegen anhaltend schwere Arbeit, spärliche Kost, Kasteiung und Geißelung des Leibes bis auf's Blut befohlen war, zitterte schreckerblassend an allen Gliedern, weinte, schluchzte, heulte, sank wie ohnmächtig und verzweiflungsvoll einander in die Arme und vermochte sich lange nicht zu fassen.

Es läßt sich erachten, daß der Pfarrer Götz den Sectirer, mit dem er ohnedies schon seit längerer Zeit zerfallen war, scharf zur Rede stellte und zur öffentlichen Widerrufung seiner Irrlehren aufforderte. Daraus entspann sich ein langer, hitziger Streit, der damit endete, daß Böschl bei der Erklärung stehen blieb, er wisse sich schuldlos, folge einem höheren Wink und Befehle und werde sich auch höheren Ortes für

Alles, was er spreche und thue, gehörig zu verantworten wissen.

In Folge dessen verfügte sich Götz schon am folgenden Tage (24. Jänner 1814) nach Böcklabruck zu dem Dechant F. J. Freindaller, der vormals in Linz der Lehrer, Gönner und Wohlthäter Böschl's gewesen war. Dieser hatte schon vier Tage darnach auf Grund einer pfarrämtlichen Vorladung beim Decanat zu erscheinen. Er stellte sich pünktlich ein, bestand ein langes Verhör, konnte aber trotz allem Zureden, Warnen und Drohen nicht zum Widerruf bewogen werden, sondern setzte, nach Ampfelwang zurückgekehrt, seine Proselytenmacherei noch ungestümer fort und dehnte sie auch auf die angrenzenden Pfarrgemeinden aus.

Freindaller begab sich, von Götz dringend gebeten, persönlich nach Ampfelwang und da seine Bekehrungsversuche bei Böschl auch diesmal fruchtlos blieben, machte er wiederholte Anzeigen an das h. Consistorium in Salzburg.

Bis zur erzbischöflichen Entscheidung vergingen Wochen. Inzwischen hatte Böschl's loses Treiben in 15 bis 16 Pfarrgemeinden gegen fünftausend Personen (aber nicht

120 bis 130, wie es irrig in manchen Büchern heißt) nach pfarrämtlichen Ausweisen den Kopf verrückt und namenlose Verheerungen angerichtet.

Erst am 5. März 1814 ist aus Böcklabruck polizeiliche Assistenzen nach Ampfelwang gekommen und hat sich des geistlichen Sträflings bemächtigt. Seine Gefangennehmung erregte bei seinen fanatischen Anhängern, Böschlianer genannt, die schreckenvollste Sensation und die Sybille Sickinger fiel in Ohnmacht und auf das Krankenlager.

Der gezwungene Aufenthalt Böschl's im Pfarrhose zu Böcklabruck dauerte etwas über drei Wochen; gegen Ende März wurde er gerichtsamtllich nach Salzburg geschafft und dort im Priesterhause der alten Subavia abgesetzt. —

Hier erhielt Dr. und Prof. Alois Sandbichler, einer der berühmtesten Theologen die geistliche Oheraufsicht über den Berirrten, und obgleich er sich mit ihm alle Mühe gegeben, ihn des Besseren zu belehren und zu befehren, sind doch alle Versuche durchaus fruchtlos geblieben. Ebenso wie verstockt, war er auch arglistig und

verschmitzt, denn ungeachtet aller Bewachung fand er doch fast ohne Unterlaß geheime Mittel und Wege, eine eifrige Correspondenz mit seinen getreuen Anhängern in und um Ampfelwang zu unterhalten. Da aber dieser beständige Verkehr für die Länge doch nicht unbekannt bleiben konnte, so wurde der Gefangene dem Kloster St. Peter zum Gewahrsam überantwortet. Da er aber seinen Briefwechsel auch aus diesem geistlichen Verliese fortzusetzen mußte, hat man ihn der Polizei-Direction zur strengen Aufsicht übergeben.

Man sollte es kaum glauben, und es ist doch thatsächlich geschehen, daß der strengbewachte Arrestant, wie er nachmals selbst bezeugte, auch im Polizeihause Mittel und Wege gefunden hat, sich mit seinen Anhängern schriftlich und auch mündlich in näheren Verkehr zu setzen.

Die Heerde ohne Hirten.

Als unser tragischer Held in die Hände der Justiz fiel, ernannte er seinen umsichtigsten und vertrauenswürdigsten Anhänger, den Wolfsegger-Revierjäger Exrenberger in Ampfelwang, zum General-Vicar. Dieser

waltete auch mit dem besten Willen seines Amtes, so weit es in seinen schwachen Kräften lag. Er führte nach dem Beispiele der Wiedertäufer (Anabaptisten) eine Art Gütergemeinschaft ein, hielt aber sehr streng auf gute Sitten, Fleiß und Ordnung, nannte alle Nichtpöschlianer, Verworfenen, verbannte jeglichen Luxus und veranstaltete häufige Conventikel, wo unter allerlei Andachtsübungen auch gereinigt d. i. exorcirt wurde.

Der damalige (bairische) Landrichter Wintrich in Böcklabruck konnte den stets ungestümer anwachsenden Umtrieben nicht länger zusehen und schickte seine Sicherheitsorgane in diejenigen Ortschaften, wo der meiste Unfug herrschte. So sind die polizeilichen Streifungen, z. B. in Frankenburg, Ampelwang, Schlagen, Ottnang, Alzbach &c. am dringendsten nöthig gewesen. Die größten Schreier und Wühler, namentlich der wüthende Schmidtofferl (eigentlich Johann Haas) aus Ottnang wurden eingezogen und mit fast barbarischer Strenge behandelt, konnten aber auf keine Weise bewogen werden, der pöschlianischen Irrlehre abzuschwören.

Inzwischen ist es den rastlosen Bemühungen des Pfarrer's Götz gelungen, viele verirrte Schäflein wieder zurück zu rufen und auch die Hellscherin M. Sickinger, welche durch ihre Visionen und Wahrsagerien so viel Unheil gestiftet, in so weit zu heilen, daß sie ihre Wühlereien nicht weiter trieb.

Mit dem Eintritte des Jahres 1816 erhob der gefangene Sectirer in seinen Briefen auf Schmuggelwegen seine prophetische Stimme noch ungleich kräftiger und erschütternder, als je zuvor. Er verkündete den bevorstehenden Untergang der Welt. Und da er in seinen Zuschriften und Briefzetteln jedesmal den mahnenden Zuruf betonte: „Thut Buße! um Gottes Willen! thut Buße!“ so mußte der gottesleuchtete Meister bei seinen schreckersfüllten Correspondenten nothwendig bei vollem Glauben an seine Worte auch den lautesten Nachhall finden.

Manch' betagter Leser wird sich mit uns noch genau erinnern und Jüngere erschauen es aus den Annalen jener Zeit, welche eine entsetzliche Geißel das weitgreifende Mißjahr 1816 allenthalben gewesen ist. Die

Böschlianer hatten das Unglück der wachsenden Theuerung nicht allein gleichmäßig mit allen andern Glaubensgenossen zu theilen, für sie war dieses Hungersjahr ein untrügliches Vorzeichen des nahen Weltunterganges und daher ein Jahr der Angst und des Schreckens, das sie von einem Tage zum andern mit Leib und Seele immer neu auf die peinlichste Folter spannte.

Das qualvolle Jahr verging, die Welt blieb in ihren alten Angeln, die armen Leute aber waren unter Drangsal, Kummer und Noth zu Schemen und Sceletten abgezehrt. Am 1. Jänner 1817 erschien der oben erwähnte Schmidtofferl, aus Ottwang, der bisher ein wüthender Exorcist gewesen, in Ampfelwang, rief alle seine Glaubensgenossen zusammen, stellte sich auf einen schneebedeckten Düngerhaufen und verkündete der Menge: „Es sei ihm bereits dreimal Gott Vater erschienen und habe ihm mitgetheilt: er werde Böschl's Kerker durch ein Wunder aufschließen und ihn auf den päpstlichen Thron erheben; mir aber hat er aus unverdienter Gnade das Amt des ersten Apostels zuerkannt. Auch habe ich nach Prag zu reisen, um dort

die Befehrung der Juden und ihre Verschmelzung mit den gereinigten Christen in Angriff zu nehmen und mit der Universal-Religion Neu-Jerusalem zu begründen.“

Dieser wahnsinnige Mensch, dessen Zustand die Aerzte „Hirnparalyse“ nannten, fand allenthalben Glauben und werthtätige Theilnahme, exorcirte fort, wie bisher, er- nannte eine alte Wirthin, Namens Edern, zur Muttergottes, eine Weberstochter Gßtöttner zu einer Heiligen &c. und trieb sein schauerliches Unwesen noch bis zum 21. Februar 1817, bis ihn der eiserne Arm der Justiz ergriff und unschädlich machte.

Der 30. März 1817.

Ein fanatischer Bauer Namens Josef Haas zu Vorderöschlagen bei Ampfelwang ließ sich von einer sogenannten Heiligen, d. i. von der robusten Bauerndirne Marie Burgstaller exorciren und wurde bei dieser gewaltsamen Teufelaustreibung durch Faustschläge, Fußtritte, Frottirungen bis auf's Blut &c. der Art mißhandelt, daß er zugleich leiblich und geistig krank geworden ist. Da er sich indeß für vollkommen gereinigt hielt, bildete sich der Wahnsinnige

ein: „er sei der Messias, sei leibhaftig Jesus Christus und berufen, die Welt auf's Neue zu erlösen.“

Je größer in diesen Tagen ein außergewöhnlicher Unsinn war, desto leichter hat er Glauben und Anhänger gefunden. Alles im Dorfe eilte herbei und ließ sich mit gefalteten Händen vor dem neuen Welterlöser auf die Knie nieder, welcher das Werk, welches Böschl als Prophet begonnen, nunmehr vollenden wird.

Um seine höhere Sendung gleichsam zu legitimiren, erklärte sich Haas für allwissend und verkündete pathetisch den dreißigsten März als den von Gott festgesetzten Tag des Weltuntergangs und des Gerichtes!

Seine ersten Functionen bestanden darin, daß er ein feierliches Weihfest anordnete und als Messias einen heiligen Hof, d. i. einen Kreis von Süngern und Aposteln auserwählte. Die leidenschaftliche Aufregung und Gährung nahm nunmehr mit jedem Tage zu, namentlich in Borderschlagen, Ampfelwang und Frankenburg, wo sich um Ostern unter den exaltirtesten Böschlianern sogar eine Ver-

schwörung anzettelte, mit dem Vornehmen, alle Kuratgeistlichen in weiter Umgebung zu ermorden. Der fürchterliche Entschluß kam Dank der Vorsichtsmaßregeln nicht zur Ausführung.

Das schrecklichste Ereigniß aber geschah in der Nacht vom 30. zum 31. März, also am Vorabende des Weltunterganges im Hause des Josef Haas. Dieser lag schon den ganzen Tag vorher in schweigsamer Verzweiflung stöhnend und seufzend auf der Ofenbank und zitterte bei dem Gedanken, daß er sich morgen als Sohn Gottes für die Menschheit müsse schlachten lassen. Das Leben ist doch gar so süß; es überkam ihn eine unbezwingbare Feigheit und Selbstsucht, darum forderte er seine Taufpathin Marie Hözinger, die bei ihm diente, auf, sie solle sich anstatt seiner für die verworfene Welt opfern lassen, wornach sie unmittelbar im Himmel als Selige unter die Seligsten aufgenommen werde.

Die arme Bauerndirne, eine Waise, und seit vier Jahren eine bigotte Schwärmerin für Böschl und seine Lehre, erklärte sich bereitwillig, Stellvertreterin für den

heiligen Opfertod zu sein. Am Morgen des 30. März ließ sich Haas noch einmal exorciren und exorcirte dann selbst alle Angehörigen im Hause, voraus seine ihm auf's liebeichste ergebene Tochter Franziska, welche seit länger schon ähnliche Visionen gehabt hat, wie die Krämerin Magdalena Sickinger.

Im anstoßenden Häuschen wohnte ein Auszügler, der siebenzigjährige Greis Georg Rehammer mit seinem Weibe und seiner Tochter Genoseva. Sie galten bei Haas als Verworfenne, weil sie nie unter Pöschl's Fahne treten wollten, darum auch nicht werth waren, länger zu leben.

Bis gegen Mitternacht trabte Haas in steigender Gemüthsaufregung in der Stube herum und stierte mit rollenden Augen in alle Winkel hinein, da er überall den Teufel witterte. Sofort ließ er von seiner Tochter einen Hausaltar herichten, vor dem alsbald in gräßlicher Weise Menschenopfer dargebracht werden sollen, wie sie einst die Heiden ihren Götzen geschlachtet haben.

Vor diesem Altare sollte zuvörderst die Familie Rehammer bluten, deßhalb

schickte der Wahnsinnige seine Tochter hinüber, um sie zu holen. Da aber Franziska bei den Nachbarn weder Gehör noch Einlaß fand, requirirte ihr zornwüthiger Vater drei starke Männer und befahl ihnen die Widerspänstigen mit Gewalt herüber zu zerren, oder in die Pfanne zu hauen.

Es widerstrebt uns, das darauf erfolgte Blutgemekel näher zu beschreiben; wir sagen einfach, daß der alte Rehhammer mit seiner Tochter im Kampfe schwer verwundet, der greisen Mutter aber der Schädel mit einem Beil zerschmettert wurde.

Bald darauf kam ihr Sohn, Georg Rehhammer, der im Dorfe als Knecht diente, keuchend herbei, sah das entsetzliche Blutbad, in dem seine Angehörigen schwammen und eilte nach Ampfelwang, um schnelle Hülfe herbei zu rufen.

Nach diesen Gräueln und Schrecknissen galt es erst, das eigentliche Sühnopfer darzubringen. In dem Conventikel bei Haas befanden sich etwa zehn Personen, darunter zufällig eine Bäuerin Namens Zaurieth, die streng genommen keine Böschlianerin gewesen sein soll. Der Wahnsinnige begann seine Schlächtereier damit, daß er

zuerst seine Stellvertreterin Maria Höglinger zu Boden warf und ihr mit einer Art von unten herauf mörderische Streiche versetzte. Eine Minute darnach reißt der wuthschäumende Tigermensch sein eigenes Weib, das krank im Bette lag, mit seinen Krallen hervor und versetzte ihr einige zum Glück nicht tödtliche Streiche, da ihr die Zaurieth hilfreich beisprang, dafür aber von Haas mit dem Tode bedroht wurde und diesem nur dadurch entrann, daß sie geistesgegenwärtig und kühn dessen geschwungenen Arm faßte und schnell die Flucht ergriff.

Als der wackere Pfarrer Götz gegen Morgen mit einer sauve-garde von etwa zwanzig tüchtigen Männern, worunter der Federermeister Thallhammer aus Ampfelmwang der Tüchtigste war, herbei kam, gab es große Schwierigkeiten, sich des entmenschten Haas und seines gleich wahnsinnigen Anhangs zu bemächtigen. Doch gelang es ohne langen Kampf und ohne Blutvergießen — durch Ueberlistung.

Die am selben Tage noch aus Böcklabruck herbei gerufene Assistenz behandelte die Gefangenen leider nicht als das, was

sie augenfällig waren, als Irrsinnige, sondern als gemeine Verbrecher der niedersten Verworfenheit. Einige Kotten waren so geistig verkommen, daß sie nicht mehr wie Menschen redeten, sondern wie Hunde bellten, wie Schafe und Kälber blöckten, als wären sie wirklich in das Thierreich hinabgesunken.

Es läßt sich demzufolge erachten, daß Jahr und Tag vergingen, bis man alle diese Verirrten wieder in die menschliche Gesellschaft und zu ihren Geschäften zurückführen konnte.

Die Nachricht von all' diesen Greuelthaten und Unglücksfällen wirkte auf Pöschl, den weichmüthigen, selbstverständlich so erschütternd, daß er längere Zeit hindurch krank wurde und sogar das Bett hüten mußte. Dabei blieb er aber weit entfernt, seinen heillosen Irrwahn aufzugeben und sich des Bessern belehren zu lassen.

Am 9. April 1817 wurde der verstockte Sectirer auf erzbischöfliche Anordnung und unter polizeilicher Eskorte von Salzburg nach Linz überführt, wo man ihn abermals zum Widerruf seiner Irrlehre auf-

forderte. Da er aber hiezu auf keine Weise zu bewegen war, hat man ihn weiter nach Wien geschafft, wo ihm das Deficienten-Priesterhaus (III. Bezirk, Ungargasse Nr. 38) zum Aufenthalte angewiesen worden ist.

Da er keineswegs als wirklicher Verbrecher galt, erhielt er vollen Deficientengehalt von 280 fl. C. M., durfte jedoch keine geistlichen Funktionen, sondern auf sein dringliches Ansuchen nur Ministrantendienste verrichten.

Uebrigens verblieb der gehirnparalytische Schwärmer ein unbeweglicher Fels, ein nicht aufzuschmelzender Stahlguß, ein unzertrennbarer siamesischer Zwilling mit seinem Glauben an die neue Offenbarung, an eine baldige Judenbekehrung, an ein tausendjähriges Reich, an eine jüdisch-christliche Kirche als Universal-Religion und an seine Berufung auf den päpstlichen Stuhl im glückseligen Neu-Jerusalem. In dieser glühenden Erwartung waren seine Koffer seit zwanzig Jahren mit allen Reise-Utensilien bepackt, da er jeden Tag einem

Befehl vom Himmel zum Ausbruch entgegen sah. Darüber eilte die Natur mit ihm an's Ende; er starb 68 $\frac{1}{2}$ Jahre alt, am 15. November 1837 am Nervenschlage.

Zweiter Theil.

Sagenkreise

im österr. Kaiserstaate.

Es ist bereits im ersten Theile über Sagen im allgemeinen und insbesondere über die Götter- und Heldensage in der Kunst- wie in der Volkspoesie das Nothwendigste bemerkt worden, insoweit sie auf den Aberglauben mehr oder weniger einen unverkennbaren Einfluß genommen haben. Hier behandeln wir die Sagen gegliedert, namentlich die eigentlichen, erwähnenswertheren Volksagen mit der Be-

schränkung auf den österreichischen Kaiserstaat, und zwar wieder mit der Rücksicht, daß ihr Inhalt vorzugsweise, wenn auch hie und da auf historischer Grundlage beruhend, doch als eine sichtliche Schöpfung einer überspannten und krankhaften Fantasie, somit auch in der Form als ein bloßes Wahngewilde erscheinen muß. —

Man nennt die Volksfage mit Recht eine unwillkürliche Dichtung, die sich traditionell von Mund zu Mund fortpflanzt und sich deshalb von Gau zu Gau vielfach verändert, bis sie von einer geschickten Feder aufgefaßt eine festere Gestalt annehmen. Inzwischen aber dauert die Mischung mit andern fremden Elementen noch immer fort, während einzelne Volksstämme die ihren Sitten und Gebräuchen am meisten zusagenden Traditionen möglich unverändert bewahren und als schätzbare Vermächtnisse ihrer Väter betrachten. —

Uebrigens bleibt der innerste, schwarze Kern der abergläubischen Ueberlieferungen immer und überall das urböse Princip, d. i. der Teufel, spielt die Hauptrolle in der Sage, wie im Liede und ausgedehnten Volksbuche und

verzweigt sich darin mehrfach in seinem An-
hange der dienstbaren Geister und Kräfte;
deßhalb beginnen wir auch mit den:

I. Teufelssagen.

1. **Der Stock im Eisen.** Wir räumen den Vorzug, wenn er auch in dieser Weise eben nicht schmeichelhaft, der österreichischen Kaiserstadt ein. Der weithin bekannte „Stock im Eisen“ gehört zu den ältesten Wahrzeichen in Wien und wird auch deßhalb seit vielen Jahrhunderten auf das sorgfältigste bewahrt. Es ist das ein etwa 8 Fuß hoher, durchaus mit Nägeln beschlagener Baumstrunk, der sich zwischen dem St. Stephansplatze und Graben an der Ecke zur Kärntnerstraße, also im Mittelpunkte der inneren Stadt befindet.

Man hält ihn für ein Denkzeichen des ungeheuern Wienerwaldes, der sich einst bis an diese Stelle ausgedehnt haben soll und knüpft an ihn die folgende Sage:

Es hatte sich einmal ein Schlosserlehrling, der von seinem rohen Meister tyrannisch behandelt wurde, außerhalb der Stadt verspätet und da das Thor bereits geschlossen

war, sollte er Sperrgeld bezahlen und besaß nicht einen Hälbling. Als er aus Furcht vor einer derben Züchtigung bitterlich zu weinen anfang, trat der Teufel in Gestalt eines hochrothen Männleins zu ihm und versprach im Geld gegen Verschreibung seiner Seele. Der Junge ging den Vertrag unter der Bedingung ein, daß ihm seine Seele nur dann gehören sollte, wenn er je eine Sonntagsmesse versäumen würde.

Am folgenden Tag kam das rothe Männchen zum Meister des Jungen und bestellte für eine Eiche im Wienerwalde eine eiserne Spange mit einem unaufsperrbaren Schlosse. Da sich weder der Meister noch seine Gesellen an diese kunstvolle Arbeit wagten, erklärte der Lehrling feck, er wolle dieses Kunstschloß verfertigen, denn er rechnete heimlich auf den Beistand des Bösen. Nachdem er Schloß und Spangen angefertigt und damit den bezeichnuten Eichstamm an das anstoßende Holzhauerhäuschen befestigt hatte, wurde er zum Gesellen erhoben. Den Schlüssel des Kunstschlosses behielt das rothe Männlein.

Der neue Geselle ging auf Reisen, kam bis Nürnberg, machte dort großes Auf-

sehen durch seine wundervolle Geschicklichkeit, erregte aber auch Mißgunst und Neid und kehrte wieder nach Wien zurück. Hier vernahm er, der Stadtrath sei erzürnt darüber, daß der Schlüssel vom rothen Männlein mitgenommen wurde und habe demjenigen, der es verstünde, einen neuen Schlüssel zu machen, das Meisterrecht zugesagt. Der junge Geselle übernahm die Arbeit und brachte sie zu Stande, wiewohl ihm das rothe Männchen aus Zorn zweimal den Schlüsselbart verdrehte.

Sofort begab sich der ganze Stadtrath mit dem jungen Künstler zur Eiche und überzeugte sich, daß das Schloß wirklich geöffnet wurde. Der darauf zum Meister ernannte Geselle schlug den ersten Nagel in den Baumstamm und warf siegjubelnd den Schlüssel in die Höhe, — der zu Federmann's Erstaunen nicht wieder auf die Erde herabfiel — folglich in der Luft vom Teufel aufgehascht wurde.

Der Ruf des jungen Schlossermeisters stieg von Tag zu Tage mit seinem Glücke und Reichthum; er hatte jetzt nur noch darauf zu sehen, daß er die Sonntagsmesse nicht versäume. Seine Glücks-

umstände aber verleiteten ihn gar bald unter Einfluß des Teufels zu einem wüsten Leben, namentlich zum Spiele, das er neben seinen nächtlichen Schwärmereien immer leidenschaftlicher trieb.

An einem Sonntagmorgen saß er mit mehreren Zechbrüdern im Wirthshauskeller zum steinernen Kleeblatt unter den Tuchlauben und erinnerte sich bei Saus und Braus zu spät an seinen Vertrag mit dem rothen Männlein. Er kam bei St. Stephan an, als es eben zwölf schlug und die letzte Messe beendet war. Vor dem Thore des Domes erwartete ihn bereits der Böse, nahm plötzlich eine furchtbar riesige Gestalt an, packte ihn mit seinen Krallen und fuhr mit der guten Beute triumphirend durch die Luft.

Seit dieser Zeit hatte jeder Schlosser-gefelle Wien's, oder hieher Ankommende dieser Profession einen größern oder kleinern Nagel in dieses alte Wahrzeichen geschlagen, bis der Stamm so gepanzert war, daß an ihm kein Stifftlein mehr anzubringen war.

2. Die mitternächtliche Schlittensfahrt.
Wie wir in der Dämonomania, d. i. Ge-

spensterwuth, des Chronisten Johann Bodini lesen, hat der Communalrath Wien's zu Anfang des Jahres 1667, der Schlaf und Ruhe über Alles zu lieben schien, eine strenge Warnung gegen das allzu ungestüme und geräuschvolle Schlittenfahren erlassen und es unter Strafandrohung verboten, daß nach zehn Uhr Abends noch ein Schlitten lärmend mit Schellen und Peitschenknall durch die Stadt fahre.

Der Höllenfürst ist Exlex, wie wir wissen, er setzt sich in seinem plutokratischen Uebermuthе gar so gern, wie manche unserer schnellfahrenden Barone über alle Gesetze und Gebote hinaus, ja! er handelt am liebsten schroff dagegen. So hat er sich denn in einer besonders übermüthigen Laune beikommen lassen, am 26. Jänner des genannten Jahres um Mitternacht in galanter Begleitung einer Dame der wienerischen Stadtobrigkeit mit Qualleffect ein Schnippchen zu schlagen, denn seine lange Peitsche ist sicher eine Boa Constrictor gewesen. Wie unser Chronist versichert und wie es auch gleichzeitige Bildwerke bekräftigen, hatte der diabolische Schlittenfahrer

anstatt eines ritterlich schönen Antlitzes mit lockigem Gehaar und zierlich zugestutzten Bartes einen borstigen Schweinskopf, spie dicke Feuerfäulen aus seinem Rüssel und machte solch einen Höllenlärm, wie ihn sonst hundert Schlitten nicht verursachen.

Die erwähnte Dame wird dem grunzenden Cicisbeo mehr als ebenbürtig geschildert, denn ihr reizender Putz bestand in einem, vielleicht gleichzeitig in der Hölle modischen Ueberwurf von Nattern, Schlangen, Eidechsen und Kröten zc. alles das glühend und zum Ueberflusse auch noch mit lauter Ungeziefer bedeckt.

Schließlich wird noch hinzugefügt, daß der Nachtwächter auf dem Graben, welcher dieser gesetzwidrigen Equipage pflichtgemäß entgegen treten wollte, von dem Schweinsrüssel wuthschraubend angeblasen und in Folge dessen sterbenskrank geworden ist. —

3. Das Kopfverdrehen. Daß die österreichische Kaiserstadt seit sehr langer Zeit schon viel von dem Urrathe in sich geschlossen hatte, den man gegenwärtig die

halbe Welt (demi monde) zu nennen pflegt, dürfte auch aus der folgenden Sage hervorgehen. Eine Wiener Chronik erzählt, im Jahre 1510 hat ein recht hübsches, aber ebenso leichtsinniges Mädchen gelebt, das nur darauf ausging, den Männern die Köpfe zu verdrehen, sie arglistig in ihre Netze zu locken und aus ihren Reizen Capital zu schlagen. Zu diesem Ende setzte sie sich täglich stundenlang vor ihren Spiegel und putzte, kräufelte und schminkte sie sich mit eben so viel eitler Selbstgefälligkeit, als sinnlicher Genuß- und Gewinnsucht. Wie aber flüchtige Naturen oft schnell andern Sinnes werden und reumüthig in sich gehen, so geschah es auch bei dieser Venus-Tochter. Sie faßte den Entschluß, in das, schon im 14. Jahrhundert in der Singerstraße gestiftete B ü ß e r i n n e n = H a u s bei St. Hieronymus einzutreten und ebenso wie die andern Bußschwestern, welche Aeneas Sylvius glattweg bekehrte Buhldirnen nannte, (meretrices conversae) ein durchaus frommes und gottesfürchtiges Leben zu führen.

Nachdem sie mit einem feierlichen Eide ihrem Sündenwandel abgeschworen

hatte und eingekleidet war, überkam sie nur zu bald wieder die Reue, wornach sie nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, die strenge Klosterzucht mit dem lustigen Weltleben zu vertauschen. Diese heißersehnte Gelegenheit führte der „Schwarze“ in der Person und Gestalt eines Schornsteinfegers herbei. Der lockere Vogel entschlüpfte dem Käfig, begrüßte siegjubelnd die Freiheit, setzte sich wieder, wie ehemals, selbstgefällig vor den Spiegel und drehte das frisch aufgeputzte Köpfchen buhlerisch hin und her.

Auf einmal aber stieß die meineidige, darum dem Teufel verfallene Ewatochter zitternd und erbleichend einen furchtbaren Schrei aus. Im Spiegel erschien ihr das Gesicht des Schornsteinkehrers — jedoch gehört, gräßlich verzerrt und feuersprühend. Endlich trat die höllische Mißgestalt aus dem Rahmen hervor, und drehte ihr den Kopf geradezu um, so daß sie ihn nicht mehr vorwärts wenden, sondern nur noch ihren Rücken anschauen konnte. — Der Böse verschwand hohnlachend und hinterließ einen so üblen Geruch, daß das arme Mädchen daran erstickt sein soll. —

4. **Burbaum.** Der zweite, bis jetzt noch unvollendete Thurm an der Nordost-Seite des wundervollen St. Stephansdomes in Wien steht mit einer Volksfage in Verbindung, welche in ihren Grundzügen so ganz der Sage gleicht, die man sich bekanntermaßen in Regensburg von dem Bau der dortigen Cathedrale und der herrlichen Donaubrücke erzählt. Wie hier der Baumeister seinem Lehrjungen wetteifernd gegenüber und der Letztere mit dem Teufel im Einvernehmen steht; ebenso ergiebt sich in Wien ein ähnliches Verhältniß mit dem Bauherrn Anton Pilgram und seinem Lehrjungen Hans Burbaum, welcher so gern der Schwiegersohn seines Meisters werden wollte, indem er in dessen reizende Tochter sterbens verliebt war und sonder Zweifel auch von ihr zärtlich geliebt wurde.

Eines schönen Tages faßte der Jüngling den kühnen Muth, förmlich als Freier aufzutreten und um die Hand der Geliebten bittfällig anzuhalten. Sein Meister aber, heißt es, der aus Ehrgeiz, Künstlerstolz und Habsucht viel höhere Pläne mit seinem schönen Töchterlein im Sinne hatte,

gab dem armen Bewerber mit sichtlichem Hohne zur Antwort: „Ja wohl, Junge! wenn du den zweiten Thurm binnen Jahr und Tag ganz so zu bauen vermagst, wieder erste ist, so sollst du mein Eidam werden!“ —

Wie denn bekanntlich die Liebe gar vielfach tolle Streiche macht, so ist das auch hier der traurige Fall gewesen. Burbaum verschrieb seine Seele in schwacher Stunde dem Höllenfürsten gegen das Versprechen, daß er ihm behülflich sei, den zweiten Thurm in der von seinem Meister festgesetzten Frist in voller Kunstherrlichkeit herstellen zu können.

Als nun Pilgram sah, daß der Bau des geschickten Jungen wunderbar schnell und meisterhaft emporwuchs, entglühte in seinem bösen Herzen solch ein großer Haß und Neid, daß er ihn nicht mehr zu bezwingen vermochte. Es hauchte ihm somit der Teufel einen wahrhaft teuflischen Anschlag in die Seele, um sich auch dieser zu bemächtigen. Pilgram construirte und legte dem Jungen auf dem hohen Baugerüste eine so kunstvolle Falle, daß ein

Jeder, der darauf trat, unrettbar in den Abgrund stürzen mußte.

So ist es geschehen, daß Burbaum ahnunglos den Fuß auf das Fallbrett setzte und in der dunklen Tiefe den Hals brach. Aber auch Pilgram nahm gar bald ein schlimmes Ende, denn von den Thränen seiner trostlosen Tochter schmerzvoll erweicht und von Gewissensbissen gefoltert, legte er verzweifelt Hand an sich selber.

Nach diesem grauenvollen Teufelsspuce trug man fortan unheimliche Scheu, den unterbrochenen Thurmbau fortzusetzen und zu vollenden.

Der Dichter Eduard Duler hatte sich vor etwa drei Dezzennien begeistert gefühlt, die Sage dramatisch zu bearbeiten und im Theater an der Wien auf die Bühne zu bringen.

5. Das Adam- und Evaspiel. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat man in Wien und andern Orten das sogenannte Adam- und Evaspiel mit Zuziehung des Teufels im Dialoge kurz vor Weihnachten gegen Entgelt in Wirthshäusern mit wenig Decenz, in manchen Privatziakeln

aber mit noch viel weniger sittlichem und ästhetischem Anstande gespielt. Da dieses lockere Schauspiel im improvisirten Paradiese und fast im adamitischen Costume mit ärgernißvollem Lärm, mit ausgelassenen Tänzen und von Seite des teuflischen Possenspielers mit den muthwilligsten Mienen, Geberden und Bocksprüngen verbunden war, so lehnte sich die frommgläubige Welt mit energischem Proteste dagegen auf und erklärte dieses unzuchtige Spiel als ein wirkliches Werk des Teufels. Sonach erschien auch am 19. Dezember 1719 von Seite der Stadtobrigkeit ein strenges Verbot gegen diese Unterhaltung, die auch allmählig nach wiederholten Strafandrohungen und wirklichen Strafen unterdrückt worden ist.

Der berühmte Volksprediger Abraham à Sancta Clara läßt sich über diesen Unfug in seiner bekannten, originellen Weise also vernehmen:

„Eine saubere Komödie hat Adam angefangen im Paradies, in diesem irdischen Lustgarten, eine Komödie, allwo drei Personen gespielt, Adam, Eva und der Teufel, aber dabei unser Heil verspielt; eine Ko-

mödie, dessen Theatrum zwar das Schönste, von Gott selbst gefertigte war, aber die Action war des Teufels; eine Komödie, die zwar nicht lange gedauert, aber einen ewigen Schaden verursacht hat; eine Komödie, die so viel gekostet hat, daß selbst Gottes Sohn daran hat zahlen müssen; eine Komödie, welche Satan zu unserm größten Nachtheile componirt hat; eine Komödie, wobei keine Prämie ausgetheilt, sondern wobei uns das Prämium des ewigen Lebens entfremdet worden ist. — *Serpens decepit me et comedi* — (die Schlange betrog mich und ich aß) sagte Eva — das war nun die saubere Komödie!“

6. König Friedrich der Schöne. Nach dem Tode des römisch-deutschen Kaisers Heinrich VII. waren die Churfürsten uneinig in der Wahl eines neuen Reichsoberhauptes. Ein Theil wählte den Herzog Friedrich III., den Schönen, von Oesterreich, der andere Theil den Herzog Ludwig von Baiern, 1314. Dieser heillose Zwiespalt hatte einen achtjährigen Krieg zur Folge. Bei Mühlendorf kam es, 1322, zu einer mörderischen, entscheidenden Schlacht.

Der bereits in Bonn zum deutschen Könige gekrönte Friedrich von Habsburg wurde besiegt und gefangen, wornach ihn sein königlicher Gegner Ludwig auf das Schloß Trausnitz in der obern Pfalz brachte und drei Jahre lang in der Gefangenschaft behielt. Sein tapferer Bruder Leopold versuchte alle Mittel, den Unglücklichen zu befreien, es gelang ihm jedoch nicht, während die treue Gemahlin des Verhafteten, Elisabeth, durch anhaltend schmerzvolles Weinen ihr Augenlicht verlor.

Inzwischen hatte ein patriotischer Studiosus in Wien einen spitzfindigen Plan entworfen, den allgeliebten Fürsten zu befreien und sich als fahrender Ritter nach Trausnitz begeben. Hier wußte er sich durch sein einschmeichelndes Wesen bei dem Burgherrn so beliebt zu machen, daß er ihm als lustiger Gesellschafter, als Minnesinger und anziehender Erzähler wunderbarer Kriegsthaten und Abenteuer höchst angenehm und fast unentbehrlich wurde. Er konnte in der Beste, ohne den leisesten Verdacht zu erregen, frei herum gehen, wann und wohin es ihm beliebte. So war es ihm ein Leichtes, sich heimlich des Schlüssels

zu bemächtigen, der das Schloß des Gefängnisses seines armen Königs aufsperrte.

Spät in der Nacht, wo schon alle Schloßbewohner zu Bette gegangen waren, schlich sich unser Studios leisen Trittes zum Burgverließ, öffnete die Thüre, weckte den König Friedrich, und flüsterte ihm zu: „Er wolle ihm vertrauensvoll und unverweilt folgen, denn er werde ihn sicher befreien und nach Wien bringen.“ —

Der Gefangene, schreckoll erwacht und überrascht, sprang noch schlaftrunken und träumerisch vom Lager, hielt die vom Monde geisterhaft beleuchtete Gestalt des Fremdlings für den leibhaften Teufel, bekreuzte sich und rief mit lauter Stimme das biblische: „Apage Satanas!“ und rief auch ebenso laut den nahe wohnenden Burgkaplan zu Hülfe, ohne den weiteren Reden des vermeinten Höllengestes Gehör zu schenken.

Als der Studiosus sah, daß sein Plan in Trümmer gehe und kein Augenblick mehr zu verlieren sei, wenigstens seine eigene Haut zu retten, eilte er zu demjenigen Fenster im Corridor, wo er schon vorher ein langes Seil, oder eine Strick-

leiter befestigt hatte. Er schwang sich hinaus, ließ sich mit Blitzesschnelle in die Tiefe hinabgleiten und lief wie ein gehetzter Hirsch dem nahen Walde zu.

7. Der Hermannskogel. Es mochte tief in der christlichen Vorzeit gewesen sein, als auf dem zum Rahlgebirge (mons cetius) gehörigen Hermannskogel, der höchsten Bergspitze um Wien, ein Nonnenkloster stand, welches ein frommer Ritter, Namens Hermann, erbaut haben soll. In diesem Stifte gab es einmal ein überaus verschmitztes Mädchen, welches zugleich fromm scheinen und doch auch die Freuden der Welt sinnlich mitgenießen, also eine Art Amphibienleben führen wollte. Es war nämlich ihrer Arglist und einschmeichelnden Ueberredungskunst gelungen, daß sie in diesem heiligen Hause als Schwester aufgenommen wurde, nachdem sie vorher schon mit Hexen, bösen Geistern und dem Teufel selbst in vertrautem Umgange gestanden hatte.

Wie die Volksfage erzählt, vermochte sie es in gewissen Geisternächten nicht über sich, in ihrer einsamen, langweiligen Zelle

zu verbleiben, sondern setzte sich auf den Besenstiel und ritt durch die Luft auf den Blocksberg zum lustigen Hexensabbath, wo sie sich bei Tanz und Schmaus mit dem Höllenfürsten köstlich unterhielt und ein Liebesbündniß anknüpfte, mit dem sie Herz und Seele verpfändete.

Eines Tages erschien vor ihr ein stattlicher Jägersmann mit einem goldenen Hüfthorne und lud sie unter bezaubernden Worten ein, ihm in das nahe Gehölz zu folgen, um dort einen Schatz von hohem Werthe zu beheben, den seine Spürhunde unter einer Buche aufgefunden hätten. Da er das kirre gemachte Mädchen noch überdies mit feurigen Liebeschwüren und großen Versprechungen zu verlocken wußte, so konnte die Leichtsinnige nicht umhin, aus dem Kloster wie aus einem Kerker zu huschen und mit ihm Hand in Hand an Ort und Stelle zu eilen. —

Der berühmte Orientalist und Gelehrte Hammer = Purgstall, der diese Sage in schlichte Verse gebracht hat, fährt hier fort:

Auf einmal ward sein langes Haar
 Verwandelt in ein Hörnerpaar
 Dem Rücken zugebogen,

Ein Flammenkleid von Schwefelgrün
Mit heißem Pech und Terpentin
Hatt' er nun angezogen.

Das Augenweiß war wild verzerrt,
Der Mund entsetzlich aufgesperrt
Wie Krokodilen-Rachen;
Das Hüfthorn wirbelt sich empor
In einen Schweif, drauf sitzt ein Chor
Von Schlangen und von Drachen.

Sonach packte der verwandelte Jägersmann mit seinen Krallen ingrimmvoll die Gottvergessene, zerriß ihren Leib und fuhr mit ihrer Seele in den Höllenpfuhl. Seit dieser Zeit läßt aber die Volksfage den dunklen Schatten der Unglücklichen fortwährend in Gestalt eines alten, tief gekrümmten und stummen Weibes am Fuße des bewaldeten Hermannkogels herumwandeln. Hier befindet sich nächst dem Dorfe Sivering eine Bergquelle, „Jungfernbrünnl“ genannt, welche für heilkräftig gilt und in deren Grunde man Nummern wahrnehmen soll, weßhalb von jeher und noch bis auf unsere Tage herauf gewinn-

jüchtige Potterieschwestern zu gewissen Zeiten oft schaarenweise dahin gewallfahrtet sind.

8. Das Gablerkreuz. Auf dem Hochwege zwischen Klosterneuburg und dem romantischen Dorfe Weidling befindet sich eine steinerne Säule mit dem Bildnisse des gekreuzigten Erlösers und dieses wird insgemein das schwarze, oder das Gabler Kreuz genannt. Daran knüpft sich die folgende Sage. Nahe bei Weidling wohnte vor etwa 300 Jahren in einem armseligen Häuschen ein Hauer, (d. i. Winzer) Namens Gabler, der im Besitze eines kleinen Weingartens war, von dessen Erträgnissen er leben sollte. Da er indeß über das Maß dem Trunke ergeben war, deßhalb seinen Weinstock vernachlässigte und immer eine schlechte Fehsung (Ernte) bekam, hörte man ihn bei seiner rohen, wilden Gemüthsart nichts als fluchen, lästern und Alles zum Teufel wünschen.

Das hörte natürlich der Lucifer, der ja überall seine Augen und Ohren hat und dachte bei sich: „Diesen Säufer, Wildfang und Gotteslästerer kann ich leicht zur Beute

machen, er ist ein herrliches Wildpret für meine Höllenküche und Tafel.“ —

Sofort gesellte sich der Böse unter allerlei Gestalten zu ihm, schenkte ihm Geld zum Trunke, bezahlte im Wirthshause die Zeche für ihn, verwirrte ihm den Kopf in Betreff des christlichen Glaubens, so daß er am Ende gar nichts mehr glaubte und im beständigen Rausche fortfuhr, Alles in der Welt zu verfluchen und das Heiligste zu lästern.

„Lieber Hans! sagte eines Tages der Böse zu ihm, liefere mir einmal den thatsächlichen Beweis, daß du wirklich nichts mehr glaubst und stürze die Christussäule dort oben von ihrem Gestelle.“

Der volltrunkene Wüstling erkletterte wildmuthigen Laufes die Anhöhe, schlug mit seiner Gartenhau nach dem heiligen Bilde und schauderte erst über seinen gottlosen Frevel, als er hellrothes Blut von dem zertrümmerten Crucifix herabströmen sah. Verzweiflung packte den Missethäter; er stürzte sich hauptlings in eine tiefe, dunkle Felsenschlucht, in welche auch lachend der Teufel nachsprang, um das Opfer seiner Verführungskunst in einen

noch viel tieferen Abgrund, in den gräßlichen Schlund der Hölle hinabzustürzen.

Das gegenwärtige Bildniß an dieser Stelle ließ der Churfürst von Mainz Heinrich Maximilian im Jahre 1672 errichten. — Hiezu bemerken wir noch, daß in der dortigen Umgebung sowohl, als auch in Wien jeder schlechte Wein entweder Reifbeißer, oder Gabler genannt wird.

9. Der Donaustrudel. Die Schiffleute auf der Donau wissen bald bei dieser, bald bei jener Stelle an beiden Ufern abenteuerliche Geschichten und Sagen aus der Vorzeit zu erzählen und verflechten auch öfter unter allerlei Variationen den Teufel in ihre Redseligkeit. Dieser erscheint bei dem sogenannten Teufelsthurm an dem einst so gefährvollen Donaustrudel (und Wirbel) als ein schwarzes Männlein und bietet alle seine Macht auf, die er über die Menschen hat, daß sie hier zwischen den umschäumten Klippen und Rissen, die sein eigenes böses Werk sein sollen, verunglücken. Die Sündhaften sollen hier den Tod finden, damit sie nicht mehr Zeit hätten, sich zu bekehren und zu bessern; und eben-

so sollen daselbst die Frommen und Tugendhaften umkommen, weil sie seinen Verführungskünsten so viele Hindernisse in den Weg legen. —

So war ihm der gottesfürchtige Bischof Bruno von Würzburg ganz besonders verhaßt, und als dieser mit seinem kaiserlichen Vetter Heinrich III. im Jahre 1045 auf der Donau gen Wien herabfuhr, suchte die schwarze Höllemajestät die Wellen des Stromes so hoch und ungestüm aufzuwühlen, daß das Schiff unweit Werfenstein wirklich in die peinlichste Gefahr gerieth, an den Felsen zu scheitern.

Es gelang indeß den geschickten Rudern, den Sieg über Wind- und Wogensturm zu erringen, wornach der Kaiser mit seinem bischöflichen Gaste bei Persenbeug an's Land stieg, um in diesem Felsenschlosse ein Nachtlager zu nehmen.

Kaum waren aber die Reisenden in's Zimmer getreten, stürzte unter ihnen der Fußboden ein, wo zwar dem Kaiser im Falle kein Leid geschah, der Bischof hingegen einige Rippen brach und am 7. Tage eines seligen Todes starb. — Indeß jubelte der

Schwarze doch, weil er jetzt einen Feind weniger zählte.

10. Das Schneiderschlößl. Weiter aufwärts und näher der bairischen Grenze macht sich am rechten Donau-Ufer eine kleine Burgruine bemerkbar, welche auf einem steilen Granitfelsen gelegen ist und im Munde der Schiffleute den Namen Schneiderschlößl führt. In diesem alten Bauwerk, erzählen sie, hat vor Zeiten einmal eine todte Gais einen Schneider umgebracht.

Es hat nämlich in einem entlegeneren Landdorfe ein Schneider gelebt, der über alle Maßen sündhaft war, nie eine Kirche besucht, seine Kundschaften mit dem Abzwicken der Scheere betrogen, im Arbeitslohne weit überhalten, alles Geld vertrunken, immer nur geflucht und gelästert und endlich seine Nachbarn so sehr in Zorn gebracht hat, daß sie ihn mit Prügeln und Dreschflegeln aus dem Dorfe fortgejagt haben.

Auf der Flucht ließ ihn der Teufel eine Gais (Ziege) finden, die er stahl, wornach er mit ihr in dieses halbverfallene Schlößl gezogen ist. Hier lebte er noch

mehrere Jahre, wie es heißt, von allerlei Waldfrüchten und von der Milch seiner Gais, welche kohl schwarz, mit langen Hörnern versehen, kurz, kein natürliches Vieh gewesen sein soll.

Als die Gais verendete, hob der Schneider, über das Unglück furchtbar fluchend, ihren todten Leib mühevoll auf eine Fensterbrüstung, um sodann die Last hinabfallen zu lassen und in der Donau zu begraben. Hier hat aber die todte Gais, welche ganz sicher vom Teufel besessen war, mit einem ihrer Hörner in den Rock oder in ein Knopfloch des Schneiders unvermerkt hinein gebohrt und ihn, als er sie aus den Händen fallen ließ, mit sich hinab in das Wellengrab gerissen, wo sie vielleicht, während er jammervoll unterging, wieder aufgelebt und an's Ufer geschwommen ist.

11. Die Teufelsmauer. Eine andere Schiffersjage erzählt uns eine romantische Liebesgeschichte und verlegt ihren Schauplatz nach Aggsbach am linken Donauufer. Im Schlosse des genannten Ortes lebte vor Zeiten ein Fräulein von so blendender Schönheit und fesselndem Liebreiz, daß sie alle

Herzen bezauberte. Am heißesten entglüht für diese Donau-Nymphe waren der Ritter von Spitz und der Ritter von Aggstein, deren Burgruinen noch jetzt das Augenmerk aller Reisenden auf sich ziehen und auch in der Geschichte, wie Dürrenstein zc. wichtige Rollen spielen.

Die zwei Liebenden, beide Raubritter, bewarben sich zu gleicher Zeit um die Hand des Edelfräuleins und da dieses mehr Neigung zu dem Burgherrn von Aggstein, einem Nachkömmling der einst so mächtigen Kuenringe, empfand, als zu jenem von Spitz, so befragte sie ihren Vater, wie sie sich zu verhalten habe, um nicht Anlaß zu einem blutigen Streite zu geben.

Dem zufolge sprach der gleichfalls besorgte Vater zu den zwei Bewerbern: „In Penzing nächst Wien wird eben ein großes Turnier abgehalten; sie möchten also daran Theil nehmen, und wer den ersten Preis erringt, soll sein Eidam werden.“

Der tapfere Ritter von Aggstein kehrte als Sieger zurück und bestimmte schon für den folgenden Tag seine Hochzeitfeier.

Sein Gegner gerieth darob in Verzweiflung und war schon im Begriff, sich

in die Donau zu stürzen, als ihn ein graues Männlein zurückhielt, ihm Trost zusprach und sagte: „Edler Ritter! schenket mir Vertrauen, verschreibt mir eure Seele und morgen früh schon könnet ihr mit der Geliebten in Spitz die Hochzeit feiern.“

Mit Anbruch der Nacht begann nun das graue Männlein am Ufer eine Mauer aufzuführen, nämlich die Teufelsmauer zu Aggsbach, durch welche der Strom gestaut und das Wasser so hoch geschwellt werden soll, daß es bis zur ungewöhnlich hohen Beste emporsteige und darin Alles ertränke.

Wohl wäre das Zauberwerk gelungen, allein der wachsame Hahn, der kupferne, auf dem Kirchturme zu Aggsbach hat die Vollendung vereitelt, indem er durch sein lautes Krähen die Einwohner vom Schlafe erweckte und aufrief, die Arbeit des Teufels zu verhindern.

Deßhalb höchlich ergrimmt schoß der Höllenfürst einen Pfeil auf den besiederten Thurmwächter ab; das Geschloß drang, aus solch unfehlbarer Hand geschleudert, dem vorlauten Rikeriki-Schreier mitten durch den Kopf, wie es heute noch an ihm an derselben Stelle zu sehen ist.

Der Ritter von Aggstein führte also die Braut heim; sein Gegner, dem der Teufel wegen Mißlingens seiner Arbeit nichts anhaben konnte, pilgerte reumüthig nach Palästina, verrichtete viele fromme Werke und soll bei seiner Zurückkunft in das Servitenkloster zu Schönbüchl als Büsser getreten sein.

12. Zwei ungleiche Nachbarn. In einem kleinen Dorfe an der bairischen Grenze lebten einmal zwei Bauern, deren Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude nahe aneinander standen, während ihre Wiesen- und Feldgründe vielfach, bloß durch schmale Raine mit Marksteinen abgetheilt waren. Dagegen ist die Gemüths- und Denkungsart dieser Landwirthe, welche wir Hinz und Kunz nennen wollen, gänzlich abweichend, ja, völlig entgegen gesetzt gewesen, obgleich sie blutverwandte Vettern waren.

Die Schuld lag nicht in Hinz, den wir ehrbar, fromm und rechtlich nennen müssen, sondern in Kunz, der gar viele böse Charakterzüge in sich trug, insbesondere von Geiz und Habsucht beherrscht wurde und dem zufolge alle Menschen im Geschäftsverkehre,

somit auch seinen Better, wie er nur immer konnte, arglistig pressete und gewissenlos über-
vortheilte.

Ueber Hinz, den Gerechten, kam eine schwere Prüfung des Himmels, er fiel in eine Krankheit, die ihn mondenlang an's Bett heftete und seine Sehkraft der Art schwächte, daß ihm bald gänzliche Erblindung drohte.

„Ei, dachte sich Kunz, das kann ich mir ja vortrefflich zu Nutzen machen und recht leicht einige Marksteine tiefer in seine Gründe hineintrücken, um dadurch die meinigen zu vergrößern.“

Gedacht, gethan! schon in der nächsten Nacht, wo im Dorfe bereits Alles schlief, machte sich der diebische Bauer auf und versetzte ein paar Grenzmarken, wobei er mit einigem „Grufeln“ einen grauen Hund, der ihn gleichsam warnend ankunerte, an sich vorüber laufen sah, ihn aber weiter nicht beachtete.

Als er einige Zeit darnach hörte, daß sich des Nachbars Augenübel verschlimmert habe, ließ er sich wieder vom „Bösen“ versuchen und verleiten, abermals ein paar Marksteine einige Klaftern weit zu verrücken,

und da ihm diesmal ein rabenschwarzer, struppiger Hund zulief und ihn zähneknirschend und belsernd anzufallen drohte, so stellte er seine Arbeit ein und ging angstdurchschauert nach Hause.

Er fand keine Minute Rast und Ruh. „Zum Teufel! fluchte er, ich muß doch noch einmal hinaus und die versezten Markzeichen, welche ich des verdammten Hundes wegen nur flüchtig und schlecht eingerammt habe, besser und fester verscharren und somit die Arbeit unkenubar machen, sonst kann sie mich verrathen.“

Wie er nun wieder mit Spaten und Haue auf die Felder ging, um beim Mond- und Sternenlicht die halbvollbrachte Arbeit zu vollenden, stürzte der Höllenhund diesmal flammend und feuersprühend in gereizter Wuth heran, packte ihn mit langen Bärenkrallen, zerriß seinen Leib und fuhr mit seiner sündigen Seele in den höllischen Abgrund.

Nicht lange darnach genas der brave Hinz, erhielt auch wieder sein Augenlicht, und da sein Nachbar und Better keinen Leibbeserben hinterließ, so ist ihm als nächstem

Verwandten dessen ganzes, ansehnliches Gut und Vermögen zugefallen.

13. Ein Spiegelbild. An der Heerstraße von Ried nach Schärding befindet sich in einem schattigen Forste eine Capelle, welche den Namen „Maria Eich“ führt, weil sie über einem Eichbaumstrunk erbaut ist, an welchem ein gnadenreiches Madonnenbild hängt.

Die daran haftende Volksfage erzählt, ein Ritter von Hunt, dessen Burg am Flößchen Antissen gestanden hat und jetzt nur noch wenige Ueberreste zeigt, hat als Kreuzfahrer in Palästina Wunder der Tapferkeit verrichtet und in Aegypten einen Tempel des Typhon, d. i. des dortigen Teufels zerstört. In Folge dessen setzte ihm Satanas zu Wasser und zu Lande voll der Zorn- und Rachewuth nach und legte ihm auf der Heimkehr tausendfache Schwierigkeiten in den Weg. Der ebenso fromme als tapfere Ritter von Hunt überwand alle Hindernisse und vermied alle Fallstricke des „Bösen“, der ihm endlich beim Ausbruche eines, von ihm selbst erregten Gewittersturmes in Gestalt eines schwarzen

Ritters erschien und ihm einen Zweikampf anbot.

Nicht allein die Lanze und das Schwert des Teufels, sogar Blitz und Donner stürmten wüthend gegen den christlichen Ritter und zersplitterten ihm den Schild, hinter dem ein heiliges Marienbild befestigt war, welches ihm einst sein Oheim, der Prälat vom Kloster Admont geschenkt haben soll. Dieses geweihte Amulet ward seine Rettung, denn das Glas im goldenen Rahmen war wie ein Spiegel, in welchem sich der „Schwarze“ mit all' seiner Scheußlichkeit selbst erblickte und kraft des wunderbaren Reflexes zugleich alle die Streiche, welche er wider den Gegner führte, an sich selbst empfand, deßhalb sein schwarzes, feuersprühendes Roß schnell umwendete und spornstreichs die Flucht ergriff.

14. **Im Salzkammergute.** Mehrfachen Schauerfagen zufolge hat dereinst in vielen Gegenden des romantischen Salzkammergutes der böse Feind mit besonders wilder und furchtbarer Zornwuth gehaust. Dies geschah vornehmlich zu jener Zeit, als das

Christenthum durch Missionäre aus Salzburg und Baiern dahin verpflanzt wurde.

Der gegenwärtig so viel besuchte, österreichische Rigi, zwischen dem Atter-, Mond- und Abersee gelegene, 5630 Fuß hohe „Schafberg“ nämlich, ward von dem Höllenfürsten mit Vorliebe auserkoren, der Tummelplatz seiner bösen Werke und Umtriebe zu werden. Diesem Riesenfelsen hat er auch einmal in seinem ingrimmvollsten Zornausbruche mit seinen stahlernen Zähnen ein ungeheures Stück weggebissen, weshalb diese nordwärts schroff abschließende Seite noch jetzt Teufelsabbiß genannt wird. Nach dieser Nordseite hin erhebt sich auch, von Weissenbach in der Richtung gegen Schörfling, eine wildromantische Bergkette, welche einst „der Gehörnte“ vielfach unheimlich gemacht und die auch deshalb den Namen Höllengebirg erhalten hat. —

Eine andere Sage knüpft sich an den melancholischen Mondsee und lautet in Kürze: „An dem felsigen Ufer desselben oblag einmal ein Herzog aus Baiern dem Jagdvergnügen und da er an diesem verhängnißvollen Tage alle seine Pfeile umsonst verschossen, wurde er zornig und

fluchte auf heidnische Weise. Von diesem Augenblicke an hatte der Teufel Macht über ihn und ließ ihn im Felsenlabyrinth so lang herumirren, bis stockfinstere Nacht einbrach und ebenso finstere Wolken den Himmel umzogen. Da der Irrende mit jeder Spur auch alle Hoffnung verlor, den Rückweg nach Hause zu finden, so rechnete der böse Verführer mit Zuversicht darauf, der Prinz werde noch mehr in Zorn entglühen und noch wildere Flüche ausstoßen, wornach er sich seiner in der Mitternachtstunde bemächtigen könnte. Er täuschte sich; der hochfürstliche Waidmann fluchte nicht; in dem Momente, wo er noch einen einzigen Fußtritt vorschreitend über einen schauerlichen Abgrund in den See gestürzt wäre, mahnte ihn sein heiliger Schutzgeist, inne zu halten und ein frommes Gelübde zu thun. Wie er nun das Gelübde gethan, trat er aus dem Banne des Teufels und aus den Wolken trat zugleich der helle Mond hervor und leuchtete ihm auf dem rechten Wege nach Hause.

Von dieser Begebenheit her, wird gesagt, schreibt sich die Benennung Mond-See; wir müssen jedoch hinzufügen, daß

dieses Wasserbecken seiner Krümmung wegen schon von den Römern, *lunae lacus* genannt worden ist.

15. Der Falkenstein. Nicht weniger abenteuerlich und grauenvoll waren des Teufels Untriebe an der Südseite des Schafberges, wo sich an seinem Felsenrücken der bewaldete Flözberg Falkenstein anlehnt, dessen Fuß die smaragdnen Wellen des Aber- oder Wolfgang-Sees bespülen.

Auf der Höhe des Falkenstein, den man von der Seite St. Gilgens am bequemsten besteigt, was der Schreiber dieser Zeilen aus Autopsie bezeugen kann, hat gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts der heilige Bischof Wolfgang von Regensburg fünf Jahre lang als frommer Einsiedler gelebt. Er hat nicht allein die dortige Gegend durch Aushauen der Wälder &c. urbar gemacht, sondern mit aller Anstrengung die beseligende Lehre Christi ringsum verbreitet, so daß ihm, der Sage nach, von Gott die Kraft, Wunder zu wirken, verliehen worden ist.

Es hatte dem zufolge der würdige Diener des Herrn ungeheure Kämpfe mit dem Teufel zu bestehen, dem er öfter nicht anders mehr auszuweichen vermochte, als daß er durch starre Felsen lief, welche wie weiches Wachs vor ihm auseinander gingen, sich aber vor dem naheilenden Satan schnell wieder schlossen. Einmal erregte der Böse einen fürchterlichen Sturm auf dem Aberssee, um ein Schiff voll frommer Wallfahrer zu versenken; da lief aber der Wunderthäter mitten durch den Felsenberg, sprach an dessen steiler Wand den bischöflichen Segen über das Schiff aus und der Sturm legte sich. Ein anderesmal wollte der Teufel aus Ingrimme eben diesen Felsen zermalmend über den Heiligen wälzen und stürzen; der Bedrohte aber stemmte sich mit beiden Händen so fest an, daß sich alle zehn Finger in das Gestein eindrückten. Alle diese Wunderspuren sind jetzt noch sichtbar, zumal der Felsengang in der Kapelle, wo er einst gewohnt hat.

Kurz vor seiner Rückreise nach seinem Bischofsitze in Regensburg warf er aus seiner Einsiedelei sein Beil mit dem Vorsatze ostwärts durch die Luft, an der Stelle,

wo es niederfallen würde, ein Kirchlein bauen zu wollen. Das Beil war fast eine Stunde weit geflogen. An dieser Fundstelle am See ist nachmals St. Wolfgang erstanden und ein vielbesuchter Wallfahrtsort geworden.

16. Der Hangar. Das oben erwähnte Höllengebirge am Attersee führt in seiner nördlichen Verlängerung den Namen Hangar, wo es weit ausgedehnte Urwälder, tiefe, schauerliche Felsenschluchten, finstere Höhlen und dazu grauenhafte Volksfagen vom Teufel, Wald- und Berggeistern gibt.

Auf dem Hangar ließen wir uns von einem Führer eine Geschichte erzählen, wie sie nur die roheste Fantasie ersinnen, oder durch Tigermenschen eine Thatsache werden konnte. Es haben sich einmal vor langer Zeit in diesen Waldgründen ein paar Bursche herumgetrieben, welche wie Holzknechte aussahen, aber nicht von ehrsamem Arbeit, sondern von Wilddieberei, Raub und Mord gelebt, und die Dörfer rings herum beständig in Angst und Schrecken versetzt haben. Man hielt sie für Söhne

zweier Hexen und so waren sie schon im Voraus dem Teufel verfallen.

Dieser ist ihnen auch eines Tages oder Nachts leibhaftig erschienen, nannte sie seine lieben Söhne und sagte zu ihnen: „Ihr wollet Geld, viel Geld, ich weiß das und will euch reich machen, ihr sollet dreißig Jahre lang in Ueberfluß schwelgen und prassen. Dort oben, in der einsamen Hütte, wie ihr wissen mögt, haust ein Holzknecht mit seinem jungen Weibe, die eben gesegneten Leibes und allein zu Hause ist. Thuet ihr, wenn es euch gelüstet, Gewalt an, bindet ihr sodann die Hände und die Füße, schneidet ihr mit einer scharfen Klinge den Unterleib auf, zieht aus ihrem Schooße das kleine Kind hervor und schneidet diesem mittelst einer Scheere von den Händchen die zehn Finger ab, denn sie werden um Mitternacht brennen wie die Kerzen. Habt ihr das vollbracht, so geht in die nächste Felsenhöhle, leuchtet mit den brennenden Fingerchen dort herum, und ihr werdet so viel Gold- und Silberschätze finden, daß ihr sie kaum fortschleppen könnet.“

Ob die zwei Bursche das auch wirklich gethan haben und heidenmässig reich geworden

sind, hat unser Erzähler nicht zu behaupten gewagt.

17. Ein Forstteufel. In einer Salzburger Chronik lesen wir, man sei im Jahre 1531 unter der Regierung des Cardinals und Erzbischofs Matthäus Lang bei einer Jagd auf dem bewaldeten Haunsberg zum Schrecken und Entsetzen aller Jagdgenossen auf einen sogenannten Forstteufel gestoßen. Man habe indessen alsbald Muth gefaßt und dieses Monstrum, wie es heißt, diesen zwitterhaften Wärmolf, wie es Andere nannten, von allen Seiten schlan umstellt, gefangen genommen und an den Händen und Füßen, an den vier Pfoten fest mit Stricken gebunden. Der näheren Beschreibung nach war dieses thierische Ungethüm, oder diese teuflische Mißgeburt gelb von Farbe, zottig, über alle Maßen wild und bedrohlich, trug auf dem Kopfe einen rothen Hahnenkamm, hatte Adlersfüße, welche in Löwentagen endeten, einen langen Hundschwanz und über Alles das doch ein menschliches Angesicht und einen Bart um das Kinn. Es zeigte offenbar grimmigen Haß gegen die Menschen, denn es konnte ihren

Anblick nicht ertragen, sondern verbarg sich, wo es konnte, in einen dunklen Winkel, nahm aus ihren Händen durchaus keine Nahrung, ob man es schmeichelnd anlocken, oder zum Essen und Trinken gewaltsam zwingen wollte und mußte in Folge dessen nach wenigen Tagen verenden.

18. Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim. Bekanntlich hat dieser merkwürdige Mann in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Wunderarzt, Chemiker, Astrolog, Magier, Quacksalber zc. das ungeheuerlichste Aufsehen erregt. Man bringt sein abenteuerliches Leben auch mit dem Teufel in Verbindung. Als er einmal unweit Innsbruck in einem Walde spazieren ging, hörte er eine Stimme, welche ihm zurief: „Ach, erlöse mich aus dieser Tanne, wo ich eingeschlossen bin.“ — „Wer bist du?“ fragte Paracelsus. Die Antwort war: „Man nennt mich den Bösen, allein für dich werde ich der Gute sein, wenn du mich befreiest. Sieh, hier oben rechts am Stamme bemerkst du ein rundes Zäpflein mit drei Kreuzen, dahinter hat mich ein Geisterbanner ein-

gezwängt.“ — Darauf entgegnete der Magier: „Wohlau, ich will dich befreien, wenn du mir zwei Bedingungen erfüllst. Gib du mir für's Erste eine Arznei, welche alle Krankheiten heilt, und für's Zweite eine Tinktur, womit ich Alles, was ich will, in Gold verwandeln kann.“

„Das sollst du haben, so wahr ich der Teufel bin!“ erwiderte der Häftling, wornach der Zauberer mit einem Federmesser das Zapflein an der Tanne losmachte und sah, daß aus dem Löchlein eine schwarze Spinne hervorkroch, eilig am Stamme herniederlief und im Moose verschwand. Aber gleich darauf erhob sich vom Boden ein magerer, hoher Mann in einem rothen Mantel, unter dem sich dürre Hahnenfüße bemerkbar machten, schlug mit einer Haselruthe an einen Felsen, daß er sich spalte, wornach er aus der Kluft zwei Fläschchen hervorzog.

„Da sieh, sprach er, dieses weiße Fläschchen enthält die alle Krankheiten heilende Arznei und dieses gelbe Fläschchen die Goldtinktur.“

Als hierauf der Böse sagte, er wolle jetzt nach Innsbruck fahren und den Gei-

sterbanner holen zur Strafe, weil er ihn in dieses Baumloch gesperrt habe, dachte Paracelsus daran, den Teufel zu überlisten, und damit den Gefährdeten zu retten; er sprach demnach zu dem Rothmäntler: „Dieser Geisterbanner muß wahrhaft ein allmächtiger Mann sein, weil er es vermocht hat, dich in ein so kleines Astloch hineinzuzwingen als eine Spinne, in die du dich sicher nicht selbst verwandeln konntest.“

„Das kann ich allerdings!“ versetzte der Hochmuthteufel, „und kann vor deinen Augen in dasselbe kleine Loch wieder hinein kriechen, wenn ich es will.“ — „Nein! das glaub' ich nicht, sagte der Arzt, solch ein Kunststück auszuführen, bist du sicher nicht im Stande. Für dieses wunderbare Schauspiel möcht' ich sogar diese zwei Fläschchen geben.“

„So sieh mich an“, versetzte der Höllenfürst — der sich in diesem Augenblicke in eine häßliche Spinne verwandelte, eilsfertig am Tannenstamme hinaufkrabbelte und in das Astloch hinein schlüpfte; ebenso schnell aber drückte Paracelsus das Zäpflein mit den drei Kreuzen hinter ihm nach und so

war der Ueberlistete wieder in seiner vorigen Haft und der Geisterbanner gerettet.

Paracelsus war auch einmal in Wien, (Küssenpfennig) verlebte seine letzten Tage in Salzburg und starb daselbst im Jahre 1541.

19. Die eiserne Geldkiste. Es lebte einmal in der Stadt Koberreith (Koveredo) ein wälischer Kaufmann, der an Geiz und Habsucht nirgend seines Gleichen hatte, somit ein „Ausbund“ von einem Harpagon war. Er sah gelbroth aus, gerade wie das Gold, und da er an diesem Metalle niemals genug hatte, verschrieb er seine Seele dem Höllenfürsten und ließ sich von ihm in alle die schwarzen Künste und Geheimnisse einweihen, durch die er noch immer reicher werden konnte.

Der Goldteufel machte ihm eines Tages auch ein eisernes Geschenk; das war eine ungeheuer große und schwere Kiste, deren Deckel allein mehrere Zentner gewogen haben soll und nur mit einer künstlichen Vorrichtung, wie mit einer Schraubenwinde aufgehoben und niedergelassen wurde.

Als die Zeitfrist des geschlossenen Vertrages mit dem Teufel herankam, der seine Rechnungen auf Stunde und Minute zu machen pflegt, und der gelbrothe Wucherer jeden Augenblick fürchten mußte, daß ihn der schwarze Gläubiger holen werde, verspernte er sich in ein dunkles Gewölbe, wo eben die goldgefüllte Kiste stand, hing an die eiserne Thüre und auch an das vergitterte Fenster ein Kreuz nebst einem Trudenfuße und Amuletten und glaubte damit dem „Bösen“ den Eingang zu verschließen.

Die Geisterstunde kam, der Geizhals warf sich nach seiner Gewohnheit über die geöffnete Geldtruhe, ohne zu wissen oder zu ahnen, daß der Teufel ohnedies immer in einem so großen Schatze steckt und grub und wühlte mit alter Wollust, jedoch diesmal auch mit Angst und Grauen im Goldmeere herum, tief übergeneigt, als wollte er seinen brennenden Durst darin stillen. *Auri sacra fames.* —

Urpötzlich fiel der zentnerschwere Deckel auf sein Hinterhaupt und erwürgte den Eingeklemmten unter Mithilfe des schneidigen Randes der Kiste. Es half da kein Bahrungsmittel, kein Gegenzauber;

Teufel riß dem Erdrösselten die sündige Seele aus dem Leibe und fuhr mitten durch die Wand. Wie zum Schlusse noch gesagt wird, ist das Loch an der Wand fortan schwarz gefengt und offen geblieben, denn so oft man es vermauern wollte, hielt kein Kalk, kein Mörtel, kein Stein oder Ziegel auf dem andern.

20. Der Wassermann. Wie uns der alte niederösterreichische Dichter Seifried Helbling gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts versichert, sei die Tanzlust nirgendwo so groß und ungestüm gewesen, als bei dem krainerischen Volke. Hier wurde an Sonn- und Feiertagen bis zur ärmlichsten Dorfschenke hinab der „Windische beim monotonen Schall der slavischen Dudelsackpfeife“ mit solcher Wuth und so viel Schwung getanzt, als sollte dabei jedem, insbesondere den Mädchen die Lunge zerspringen.

Es war am ersten Sonntag des Monats Juli 1547, wo in Laibach auf dem alten Markte unter einer breitästigen Linde, neben einem Brunnen, außergewöhnlich viele Menschen zu einer großen Tanzunterhaltung

zusammenströmten, wobei sich die älteren Bürgerleute an mitgebrachten Speisen und Getränken ergötzten und labten, das junge Volk aber sich unermüdllich im lustigen Reigen drehte.

Unter den Tänzerinnen glänzte ob ihrer körperlichen Reize wie ihres schönen Aufpuzes ein Mädchen hervor, dem die ältere Sage den Namen Ursula Schäfferin, der noch lebende, slovenische Dichter Franz Preschern aber den Namen Rosa Schäfer gibt. Diese blühende Maid fesselte aber nicht bloß die Augen der Männer und Jünglinge durch ihre Schönheit und Tanzkunst, sondern lenkte auch in nicht günstiger Weise die Aufmerksamkeit aller Anwesenden dadurch auf sich, daß sie in Blicken, Mienen und Geberden über allen Anstand frech und ausgelassen erschien.

Als die gesellige Unterhaltung so recht frisch und lebendig in Schwung kam, näherte sich ein wohlgestalteter, schön gekleideter Jüngling unter artigen Manieren und bot Allen zum Gruße freundlich die Hand, welche indeß nicht warm, sondern feucht und kalt anzufühlen war und in der Berührung ein gewisses Grauen erregte.

Auf diesen schönen und feinen Fremdling warf Ursula allsogleich anlockend ihre lächelnden Blicke wie zauberhafte Schlingen und machte damit auch bald ihren bezielten Fang. Halb zog sie ihn, halb fiel er hin und das reizende Paar begann den „Widischen“ so lebhaft, so zierlich und feurig zu tanzen, daß man es allgemein unter lautem Beifallklatschen bewunderte.

Es nahm indeß der landesübliche Nationaltanz mit jeder Bewegung mehr und mehr ganz andere, sogar ärgernißvolle Formen an. Das feurige Paar umschlang sich mit jedem Schritte fester und inniger mit den Armen, bewegte sich bald nicht mehr um die schattige Linde, blieb auch nicht länger auf dem Boden des Tanzplatzes, sondern tanzte wie toll und rasend weitaus in die Länge, näherte sich in wirbelnder Schnelligkeit dem Gestade des Raibachflusses am Sitticherhof vorüber, sprang endlich vom Ufer in den Fluß und verschwand unter den Augen der anwesenden Schiffleute unter den Wellen.

Sonach ist aus dem Wassermann (Povodni moz) der Teufel geworden und

hat uns die Lehre gegeben, daß man auch der Tanzlust vernünftige Schranken setzen soll.

Anastasius Grün, (Graf Anton Auer-
perg) besang diese Volksfage in einer Bal-
lade „Die Strombraut“ und schließt mit
der Strophe:

„Wohl Mancher, der einst von dem Mäd-
chen gewußt,
Frägt oft noch, wohin sie wohl kam?
Sie ruht an des liebenden Wassermann's
Brust

Als Braut an dem Bräutigam;
Und unten im wogenden Wasserpfühl,
Dort fand sie des Friedens Port,
Dort steht ihr Brautkammerlein still und kühl,
Dort liebt sie nun ewig fort.“ —

21. Der Grünrockerte. Das von
Slovenen umwohnte, deutsche Waldvölklein,
die Gotscheer, hat gleichfalls seinen bösen
Erbfeind und weil es ringsum in Wald
und Wiese alles grün sieht, gibt es ihm
diese Farbe und nennt ihn: Der Grün-
rockete oder auch der grüne Herr. Er
treibt mit diesen armen Leuten ein recht
muthwillig grausames Spiel, namentlich
mit hübschen Mädchen, wenn sie sich allzu

enthaltfam und spröde gegen ihn benehmen. Manchmal weiß er sie indeß doch kraft seiner Verführungskünste kirre und willfährig zu machen.

Eines schönen Sonntages sollte ein Gotscheer-Mädchen in die Kirche gehen und andächtig dem Gottesdienste beiwohnen. Da gesellte sich aber in einschmeichelnder Weise der grüne Herr zur ihr, gänzelte sie mit schönen, süßen Worten, führte sie an der Kirche vorüber auf dem Jahrmärkte herum und kaufte ihr seidene Bänder, Kettlein, Ringe und andere hübsche Dinge.

Im Nachhausegehen durch Wald und Gebüsch wird in aller Zärtlichkeit für kommenden Sonntag ein Stelldichein verabredet. Der Grünröcke bringt selbst, obwohl Gast, leckere Speisen und Getränke mit und stellt es geschickt an, daß die Angehörigen des Mädchens berauscht werden, und bei der Tafel einschlafen. Mittlerweile hatte das Mädchen den Liebhaber von hinten und vorn etwas genauer betrachtet und bemerkt, daß er am Kopfe gehört sei. Darüber blaß vor Schrecken, ersieht sie den rechten Augenblick und ergreift die Flucht, entflieht aber nicht aus

dem Hause, sondern kriecht in den Ofen hinein.

Kurze Zeit darauf vermißt der Teufel seine Schöne, sucht sie in aller Hast, entdeckt sie vermöge seiner Spürkraft, zieht sie voll Zornwuth aus dem Ofen hervor und zerreißt sie mit seinen Krallen. Darauf schreibt er noch mit ihrem Blute auf dem Boden: „Eure Tochter brennt im Pfuhl der Hölle“ und fährt mit der Seele der Ermordeten dahin ab.

22. Der Teufelsstein. Nahe dem böhmischen Dorfe Schippin befindet sich vereinzelt, wie ein erraticher Block, ein großes Felsenstück, welches seit Jahrhunderten den Namen „Teufelsstein“ führt. Die daran haftende Sage berichtet: Es ging einmal auf dem hier vorüberführenden Wege ein Wandersmann, der vordem noch ein Heide war, sich aber vor Kurzem bekehren und taufen ließ und ein frommgläubiger Christ geworden ist. Darüber faßte der Satan, der ihn einst unter seine Lieblinge gezählt hatte, einen ingrinnvollen Haß. Diesen hielt er jedoch anfangs arglistig zurück und suchte den Abtrünnigen

mit den lockendsten Mitteln der Ueberredungskunst wieder für sich zu gewinnen. Erst als er sich überzeugte, daß bei diesem Ueberläufer zum Christenthum alle Versuche zur Rückkehr fruchtlos seien, begegnete er ihm mit den furchtbarsten Vorwürfen, Verwünschungen und Drohungen; endlich machte er Mene, den Verhassten gewaltsam anzufallen und mit seinen Klauen zu zerreißen.

Auf das packte der Glaubensstarke, der sich durch seinen h. Schutzgeist wunderbar beseelt und gestählt fühlte, den höllischen Gegner und schleuderte ihn mit so übermächtiger Gewalt an jenen Felsen, daß sich dessen Gestalt in demselben, wie in weichem Wachs abdrückte und bis auf die Hörner noch am heutigen Tage daran zu sehen ist.

23. Die böhmische Teufelsmauer. Es geschah im Laufe des achten Jahrhunderts, daß die Lehre des Kreuzes mit ihren Segnungen auch in Böhmen, namentlich in Prag, mehr und mehr Eingang gefunden hat. Darob war der Höllethyrann auf das äußerste in Zornwuth gebracht und

sann auf Mittel, den Fortschritten des Christenthums wo möglich Einhalt zu thun und dessen Bekennern, wie er nur konnte, Schaden und Leid zuzufügen.

Zu diesem Ende riß der Euclfer bei Hohenfurth, wo die Moldau, das Kind des Böhmerwaldes, noch im Knabenalter steht, das hohe Gebirg aus der Grundfeste und schleuderte die Felsentrümmer in den Fluß, um ihn zu stauen, seinen Lauf abzuwenden und der auf's höchste verhaßten Hauptstadt Prag das Wasser zu entziehen. Das Werk dieser höllischen Zorn- und Rachewuth heißt: „Teufelmauer.“

Der hier noch jugendliche Fluß hat in der That einen schauerlichen Kampf mit den tausend Felsenkegeln, Rissen, Klippen und Steinklüften zu bestehen und wallt und schäumt da unter Tosen und Brausen, als würde er in seinem raschen Gefälle einestheils von einem zauberhaften Sturme gepeitscht, anderntheils über unterirdischen, ja! höllisch-vulkanischen Feuerherden in's Sieden und Kochen gebracht, um bei steten Wallungen in Dämpfe aufgelöst zu werden.

24. Ritter Arnulf und seine Töchter.

Ein schlesischer Ritter Namens Arnulf fühlte in sich einen unwiderstehlichen Trieb, auf Abenteuer auszugehen und wo möglich auch außerordentliche Zauberkünste zu erlernen, welche ihn reich machen sollten. Er begab sich dem zu Folge nach dem gelehrten Wälschland und machte dort nach vielem Herumsuchen die Bekanntschaft eines Mannes, der sich als Schwarzkünstler großen Ruhm erworben hatte, jedoch in Wahrheit der Meister Urian, d. i. der Teufel selber war und nur darauf ausging, die Menschen zum Bösen zu verführen, um sonach ihre Seelen zu gewinnen.

Dieser wälsche Magier nannte sich Trabaccio, empfing den deutschen Ritter mit zuvorkommender Freundlichkeit, nahm ihn bereitwillig als seinen Schüler an und verwickelte ihn alsbald der Art in die Netze seiner diabolischen Arglist und Tücke, daß er ihm nicht mehr heil entschlüpfen konnte.

Nachdem Arnulf bis zu einem hohen Grade in die Zauberkünste eingeweiht war, nahm er Abschied von seinem Meister und forderte ihn auf, er wolle ihn einmal auf

seiner Burg besuchen, wo er ihn auch nach all' seinen Kräften entlohnen würde. —

Trabaccio sagte ihm den freundschaftlichen Besuch zu, wornach sein gelehriger Schüler in seine Heimath zurückkehrte und sich bald darauf verheirathete. Seine Gemalin gebahr ihm drei Töchter, welche unter guter Pflege blühend heranwuchsen und die der Vater in all' den erlernten Zauberkünsten sorgsam unterrichtete.

Eines Tages erschien Trabaccio auf der Burg Arnulfs und verlangte von ihm den gebührenden Lohn für seinen Unterricht. Als ihm der Schüler verlegen zur Antwort gab: er wolle sich pflichtschuldig dankbar erweisen, so weit er es vermag und ihm seine goldgefüllte Geldbörse anbot, verwandelte sich der Wälsche in eine riesenhaft furchtbare Gestalt, spie Feuerflammen aus seinem Rachen und streckte bedrohlich seine Tieglerkrallen aus. Darauf sprach er: „Für meine Mühe und Dienste, die ich dir geleistet, hätte ich wohl deine Seele verdient, allein ich lasse dir noch das Leben, nur mußt du mir eine deiner

Töchter versprechen, sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht haben wird.“ —

Ritter Arnulf fühlte sich umgarnt und gefangen; er unterzeichnete den Vertrag blutenden Herzens mit seinem Blute, wornach der Teufel schadenfroh lachend vor seinen Augen verschwand.

Mittlerweile ist der Ritter aus schmerzvoller Reue, daß er sich mit dem „Bösen“ so tief eingelassen hatte, ganz abgezehrt und sterbens krank geworden und hat auch endlich, vielfach befragt, seinen schwer bekümmerten Töchtern die Ursache seiner Krankheit und stillen Verzweiflung bekannt gegeben.

Die zärtlichen Töchter trösteten den armen Vater und sagten: „er möge gutes Muthes sein, denn da sie in allen magischen Künsten gut unterwiesen seien, so wagen sie es zu hoffen, die Zauber des fremden Meisters entkräften zu können, selbst wenn er der leibhaftige Samiel wäre!“ —

Der Ausbruch eines furchtbaren Gewittersturmes kündigte den drei Zauber-schwestern an, daß der gefürchtete Bräutigam im Anzuge sei. Sie begaben sich

aus der väterlichen Burg in's Freie, beschrieb da mit einem Zauberstabe einen Kreis und erwarteten den grauenvollen Unhold. Dieser fuhr unter Donner, Blitz, Sturmgeheul und allen elementarischen Schrecknissen wildbrausend heran und zwar mit einer so furchtbar riesigen Gestalt, daß ihn die entsetzten Mädchen nicht mehr bloß für einen Schwarzkünstler halten konnten, sondern als den wirklichen Höllenfürsten erkennen und entmuthigt verzagen mußten.

Um aber dennoch nicht in seine Gewalt zu kommen, blieb ihnen nur noch ein Rettungsmittel übrig, nämlich denjenigen Zauberspruch zu thun, der auch die eigene Person in Stein verwandelte.

Sie thaten diesen Spruch, wurden im Augenblicke drei starre Felsenblöcke und betrogen somit den Teufel um seine Beute. Dieser verschwand mit einem erschütternden Donnerfluch in der nächsten Bergschlucht, die bis zur Hölle führte. Vater Arnulf beklagte schwer den Verlust seiner Töchter und hoffte nur noch darin Trost und Ruhe zu finden, daß er ein strenges Büsserleben zu führen beschloß.

25. Der Teufel als Drache. Die romantischen Umgebungen der alten, polnischen Hauptstadt Krakau haben für Naturfreunde, Dichter und Maler die interessantesten Sehenswürdigkeiten und darunter einige Höhlen und Grotten, welche in gewohnter Weise mannigfaltige Volksfagen hervorgerufen haben. Wir beschränken uns hier auf die sogenannte Drachenhöhle, die auch vielfach Teufelsöhle heißt. Sie vertieft sich in den Berg Wawel, unweit Djcow, und genießt schon wegen ihrer beträchtlichen Größe, als auch wegen der Schauerlichkeit ihres inneren Baues und über Alles das wegen des höllischen Ungeheuers, das einst in ihr gehaust hat, einen ausgebreiteten Ruf. Dieses Ungethüm war der Volksmeinung nach der Satan selbst in der Gestalt eines Bindwurms oder Drachen und hat in weiter Umgebung unter Menschen und Thieren die gräßlichsten Verheerungen angerichtet. Noch jetzt zeigt man den fremden Besuchern große Haufen von Knochen aller Art und erzählt ihnen unter Anderm:

„Es sei einmal ein polnischer Helden-Ritter gewesen, der gegen die Türken und

Heiden im Orient die größten Wunder der Tapferkeit verrichtet hat. Bei seiner Heimkehr ist er von allen Seiten bestürmt, gebeten und beschworen worden, er möchte dieses entsetzliche Ungethier, das auch Feuer ausspie, mit Schwert und Lanze bekämpfen und sieggewohnt wo möglich erlegen. Der ebenso kühne als tapfere Edelmann wagte den Kampf, der fürchterlich gewesen sein soll, aber glücklich mit der Erlegung des höllischen Ungethüms geendet hat.

26. Ein Raxenpflug. An einem südwärts auslaufenden Zweige der Karpathen liegt ein Dorf, Namens Harsány, über welches in grauer Vorzeit ein Gespan herrschte, der ein ebenso großer Wüftling als Wütherich gewesen ist und auch mit dem Teufel im Bunde gestanden sein soll. Als nun die dem Despoten zugemessene Frist herankam, erschien auch der schwarze Urian, um die ihm verschriebene Seele zu holen. Dem sündhaften Dorsthyrann war indeß das schwelgerische Leben so über alle Maßen lieb, daß er demüthig kriechend um Verlängerung bat und deßfalls dem Höllethyrann eine Wette antrug. Diese bestand

darin, daß seine Seele erst dann verfallen sei, wenn der Schwarze den Rücken des Harsäner-Berges, bevor der Hahn kräht, mit vier Katzen umgeackert haben wird.

Ein Mütterchen, das in der Nähe neugierig lauschte, vernahm den Vertrag. Mit einbrechender Nacht spannte der Teufel vier Katzen an den Pflug und arbeitete mit seinem kleinen Gespann so tüchtig, daß er das Werk noch vor Ablauf der Geisterstunde vollenden zu können hoffte.

Er war mit der Arbeit noch nicht ganz fertig, als ein Hahn in der Nähe laut zu krähen anfang, da ihn jenes wachsame, dem Zwingherrn ergebene Mütterchen kneipte und dadurch sein Leben rettete.

Der überlistete und besiegte Satanas verschwand mit seinen Katzen, natürlich voll Ingrimm, aber die Furchen, welche er mit dem Pfluge auf dem erwähnten Berge geackert, sind heut zu Tage noch sichtbar.

27. Der Hectethaler. Die Teufelsfrage von dem Hectethaler, deren Melissantes erwähnt und die auch variirt in Grimms bekannten Volksmärchen der Deutschen figu-

riert, hat sich gleichfalls über die Grenzen Ungarns verbreitet. Man versteht unter dem Ausdrucke Hecke=Thaler oder Groschen insgemein ein solches Geldstück, welches sich im Besitze eines bösen, sündhaften Menschen durch den zauberhaften Einfluß des Teufels gleichsam selber ausheckt und deshalb sich beständig vermehrt und den Besitzer immer reicher macht. Und wo recht viel Geld ist, heißt es, da ist sicher auch der Teufel.

Solch' einen Heckethaler kann man nach dem Volkswahne nur immer in der Geisterstunde der heiligen Christnacht erlangen; es ist jedoch dieser Erwerb mit großer Gefahr für das Leben und für die Seele verbunden.

Die Eine Art und Weise, vom Teufel einen fruchtbaren Heckethaler zu bekommen, besteht darin, daß man eine schwarze Kacke in einen Sack steckt, dreimal Mitternachts um die Kirche läuft, ohne zu beten, und sodann den Sack dem an der Thüre harrenden Satanas übergibt. Das Alles muß aber binnen wenigen (man sagt 9) Minuten geschehen, denn wäre man bis dahin nicht unter einem Obdach, so hätte

der Schwarze, der inzwischen die Kage zerreißt, auch die Gewalt dasselbe an dem säumigen Menschen zu thun.

Nach der zweiten Art und Weise hat man im Freien rings um sich einen Kreis zu beschreiben, sich in die Mitte zu setzen und rings auf dem Kreise Thaler (oder Groschen) zu legen. Diese Münzen hat der Teufelbeschwörer vorwärts und rückwärts dreimal zu zählen, ohne sich um ein einziges Stück zu irren, oder von den bösen Geistern und Gespenstern, die außer dem Kreise herum sitzen, im Zählen und Rechnen irre machen zu lassen. Gelingt ihm diese Kunst, so verdoppelt sich über Nacht jedes Geldstück; mißlingt es ihm, so ist er eine Beute des auf ihn schon habfüchtig lauernden Teufels.

28. Die wunderbare Linde. Auf dem einsamen Schloße Buchlau in Mähren, unweit der ungarischen Grenze, hat vor etwa zweihundert Jahren ein Burgherr gehaust, der einen Diener, Namens Wlczek gehabt, dem er alles Zutrauen schenken zu müssen glaubte. Dieser Junge aber war überaus falsch und hinterlistig, belog und

betrog seinen Herrn, wo und wie er nur konnte, vergeudete das Geld insgeheim auf die liederlichste Weise und verübte einmal mit Hülfe des Teufels, mit dem er sich vertraut machte, einen sehr beträchtlichen Diebstahl.

Der Missethäter wollte mit dem Gelde entfliehen, wurde jedoch auf der Flucht eingeholt und von den Häschern nach Buchlau zurückgebracht. Hier fiel er weinend und schluchzend, als empfände er wirkliche Reue, seinem Gutsherrn zu Füßen und flehte um Gnade. Dieser stand eben im Begriffe, ein *Lindenbäumchen* in die Erde zu pflanzen und herrschte im Zorne dem Bittenden zu: „Was, ich soll dich begnadigen, dir das verwirkte Leben schenken? Ebenso wenig kannst du fortleben, als dieses Bäumchen fortwachsen könnte, wenn ich es umgewendet mit dem Gipfel in die Erde pflanzen würde!“

„O, mein Herr! das vermag ich zu thun“, entgegnete der diebische Wüstling in geheimer Rechnung auf die Hülfe des Teufels. Darauf pflanzte er die junge Linde der Art in den Boden, daß die Wurzeln in der Luft sich ausbreiteten.

Der Burgherr lachte höhnisch und

sagte: „Am dritten Tage schon wird man sehen, daß das arme Bäumchen verwelkt und am dritten Tage soll auch dein Lebensbaum absterben, denn ich lasse dich mit dem Kopfe abwärts an den Galgen hängen.“ —

Es geschah jedoch anders; die junge Linde gedieh, ihr in die Erde gegrabener Gipfel faßte darin Wurzeln und ihre Wurzeln in der Luft wurden zu Aesten und Zweigen. Der Baum, etwa 40 bis 50 Fuß hoch, grünt und blüht noch immer fort und bildet die Gestalt eines großen Sonnen- oder Regenschirms. — Auch der Pflanzler Wlczek lebt fort, heißt es, aber nicht mehr auf Erden, sondern dort, wo der Schwarze fürstlicher Hausherr ist. —

29. **Der Wollustteufel.** In einem Flecken Istriens, unweit Pisino (Mitterburg) lebte einmal ein wohlhabender Landwirth, welcher, obgleich verheirathet, doch solch ein unverbesserlicher Wüstling war, daß von ihm allgemein gesagt wurde, daß er den leibhaftigen Wollustteufel im Leibe trage. Er setzte seinem braven Weibe so viele Hörner auf, daß sie unter der schweren

Fast immer nur gebeugt gehen konnte. Sie verklagte ihn auch bei dem Pfarrer; weil aber der ausschweifende Bauer auch den heuchlerischen Frömmeler und argen Scheinheiligen spielte und öfter zur Beichte ging, so absolvirte ihn der allzunachsichtige Priester und ertheilte ihm nie eine strenge Kirchenbuße.

Sonach setzte der Wüstling durch die Einflüsterungen des Teufels sein Sündenleben fort, bis er, wie ein eckelhaftes Schwein im Schlamme erstickt, ein frühzeitiges Ende nahm.

Nicht lange darauf folgte ihm auch der betagte Pfarrer in die Grube nach; doch fanden Beide keine Ruhe und ließen auch der verwitweten Bäuerin keine Ruhe. Sie mußten ihr über Jahr und Tag allnächtlich der Art erscheinen: „daß der Bauer als eine gehörnte Sau zu ihr kam und den Pfarrer als Reiter auf dem Rücken trug.“

30. Der Antichrist. Es ist bereits oben unter dem Cap. Thomas Pöschl davon gehandelt worden, daß die Sage vom Antichrist und dem mit diesem zusammenhän-

genden tausendjährigen Reiche (Chiliasmus) aus mehreren biblischen Stellen des alten Testaments, vornehmlich aber aus der Offenbarung des heil. Johannes hervorgegangen ist.

Hier haben wir die Volksfage vom Widerchrist in der besonderen Form zu behandeln, wie sie im südlichen Deutschland, namentlich im Salzburgischen und selbst hier unter mancherlei Variationen erzählt zu werden pflegt.

Im Munde des Volkes wird hier der Antichrist nicht als der wirkliche Teufel, sondern als der kommende Sohn desselben angesehen, den jener mit einer lasterhaften Heidin, oder Jüdin zeugen und als schrecklichen Zerstörer und Verderber (Apollyon) in die Welt setzen wird.

Die Zeit, wann dieses höllische Unge-
thüm geboren, und wann es seinen furcht-
baren Feldzug im Bunde mit allen bösen
Geistern und sittenverderbten Menschen
gegen die glaubenstreuen und frommen
Christen eröffnen wird, ist zwar nicht be-
kannt, aber doch in etwas vager Weise
angedeutet.

In dem bekannten, unweit Salzburg gelegenen „Untersberge,“ heißt es, sitzt in einer goldenen Halle der Kaiser Friedrich Barbarossa von Hohenstaufen (nach Andern aber Karl der Große) im kaiserlichen Ornat mit Krone und Scepter an einer großen Marmortafel als ein höchst ehrwürdiger Greis mit einem langen Barte. Wenn sich dieser graurothe Bart dreimal um die runde Tafel geschlungen haben wird, was nicht lange mehr dauern dürfte, so ist dies ein Zeichen, daß der Antichrist bereits auf Erden wandelt und zum Kriege rüstet.

Ein zweites Anzeichen der baldigen Ankunft des Widerchrist ist auf der nahen Walscher-Haide ein dürre Birnbaum, der schon einmal umgehauen, aber aus der Wurzel wieder hervorgewachsen ist. Sobald nun dieser wunderbare Baum neu grünen, blühen und Früchte tragen wird, kommt es zum Ausbruch eines Krieges, wie man sich keinen schrecklicheren und verheerenderen zu denken vermag.

Alle guten Christen werden sich wie ein Mann erheben, der Bauer greift nach Sense und Sichel und läßt seine Pflug-

eisen in Spieße umschmieden; es wird vom Rhein bis ostwärts zur Salzach so furchtbar gekämpft, daß die Streitenden und ihre Rosse bis über die Schenkel im Blute stehen, alle Flüsse und Bäche von Blut überschwellen, namentlich die Isar und der Inn; viele Städte, Märkte und Dörfer werden theils in Schutt und Asche verwandelt, theils so entvölkert und verödet werden, daß sich die Raubthiere unter ihren Trümmern verbergen. Die schrecklichste Zerstörung aber wird das frommgläubige Salzburg erleiden, wo die Füchse hinter dem Altar der h. Rupprechts-Kirche ihre Jungen aushecken werden.

Die blutigste Entscheidungsschlacht wird man endlich auf der großen Walsershaide (nicht Welfershaide) rings um den erwähnten Birnbaum liefern. Seit Menschengedenken hat man aus den innern, hohlen Räumen des Untersberg, auch Wunderberg genannt, laute unverkennbare Kriegsvorbereitungen und Exercitien vernommen: Trommelwirbel, Trompetenklang, Commando-Worte, Kriegsrufe, Waffenklirren, Pferdegestramp und Wiehern, denn der tapfere Kaiser Friedrich Barbarossa (Roth-

bart) hatte seit Jahrhunderten eine ungeheure Armee in den Waffen meisterlich eingeübt, (von Pulver, Schießgewehren, Kanonen und Mitrailleurseisen kann bei ihm natürlich nicht die Rede sein) und wird nun gegen den Antichrist zu Felde ziehen.

Die Hauptschlacht wird so mörderisch und entsetzlich sein, wie auf Erden noch niemals eine ähnliche geliefert worden ist, zuletzt wird aber Barbarossa mit dem Beistand Christi und aller guten Geister als Sieger daraus hervorgehen und den Antichrist mit all' seinem bösen Anhang für immer vernichten.

Nach diesem wundervollen Siege des Guten über das Böse, der himmlischen über die höllischen Kräfte, wird nach der Offenbarung Johannis das tausendjährige Reich Gottes voll Seligkeit beginnen und Neu-Jerusalem erstehen, wie bereits oben gesagt worden ist. —

An den „Unterberg“ knüpfen sich außerdem noch mehrere Wunder- und Geisterfagen, welche in einem eigenen Volksbüchlein erzählt werden. Wir wollen nur einige davon herausheben und hier anschließen, obgleich wir sie füglich im nächstfolgenden

Abchnitt, als eigentlich dahin gehörig, einreihen sollten.

Ein Bürger aus Reichenhall (unbekanntes Namens) soll im Jahre 1527 von einem alten, ehrwürdigen Baarfüßer-Mönch in das Innere dieses „Wunderberges“ geführt worden sein. Sie schritten durch eine dunkle Pforte mit eisernen Thürflügeln und kamen zunächst zu einer ausgedehnten Wiese, auf der ein prachtvolles Gebäude mit Glockenthürmen und einer goldverzierten Uhr stand. Sofort gelangte man zu einer überaus großen und ebenso so schönen und reichausgeschmückten Kirche. Darin befanden sich nicht weniger als 200 Altäre und über 30 Orgeln mit allen dazu gehörigen Musikinstrumenten. Man celebrierte eben ein Hochamt mit 600 Mönchen und zahllose Scharen von Andächtigen strömten von allen Seiten herbei. Der Reichenhaller Bürger wußte sich vor Erstaunen über alle die Wunder und Herrlichkeit, die er gesehen, gar nicht zu fassen und fand nachmals nicht Worte genug, um sie nur theilweise erzählen zu können.

Nach dem Gottesdienste führte ihn der freundliche Mönch zu einem Plaze, von

wo er in unabsehbarer Weite viele hundert schön geharnischte Ritter und Keisige und Tausende von bewaffneten Kriegeren gesehen, welche eben militärische Uebungen ausführten. Endlich zeigte ihm der Führer von der Ferne noch den glänzenden Saal, wo der Kaiser Friedrich, von hohen Fürsten umgeben, an der Marmortafel saß, um die sich sein Bart schon so weit zweimal herumschlang, daß er zum dritten Male nur noch eine Ecke zu überwachsen hatte.

Weiter wird von diesem Berge erzählt, daß sich in seinem Innern neben schönen Palästen, Kirchen, Klöstern und Kasernen zc. auch reizende Gärten und Haine mit spiegelklaren Quellen, endlich unermessliche Schätze, ja! hohe Hügel von Gold und Silber befinden. Die Wächter derselben sind Gnomen, d. i. kleine Erd- und Berggeister, dort Bergmännlein genannt, deren schon die israelitische Mythengeschichte Erwähnung thut, und die bei anderen alten Völkern Pygmäen heißen, welche nach Plinius in Städten und Häusern von Eierschalen wohnen. Diese Gnomen zeigen sich in der Dämmerung auch öfter außerhalb des Berges und können allerlei Gestalten

annehmen, lieben es nicht selten, die Menschen zu necken, lassen sich von ihnen aber auch gern mit Milch, Butter, Käse und Honig bewirthen. Auch ist es schon geschehen, daß dichte Gnomenschaaren des Nachts förmliche Prozeffionen nach Salzburg unternahmen und daselbst in der Domkirche, oder in jener auf dem Nonnenberge bei blendendem Lichterglanz unter Orgelspiel, Paukenschall und Gesang einen feierlichen Gottesdienst hielten.

Diese kleinen Wächter der Schätze sind im Laufe der Zeit gar oft schon durch diebische Schatzgräber beunruhigt worden, welche mit ihren Spaten, Hauen und Wunschelruthen in die Berghöhlen und Schluchten eindringen und gute Beute machen wollten. Waren die Bergmännlein nicht im Stande, diese raubsüchtigen Leute zu bekämpfen und in die Flucht zu jagen, so riefen sie die Bergriesen zu Hilfe, denn auch solch' gigantische Wesen sollen in den zahllosen Grotten und Klüften des „Wunderbergs“ hausen, wie etwa die einäugigen Cyclopen in den Eingeweiden und Essen des Aetna.

Endlich gedenken wir noch der wil-

den Frauen, welche die Sage mitten unter die erwähnten Zwerge und Riesen versetzt. Ja noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1753) haben die Dorfbewohner von Grödich bei der Behörde die Anzeige gemacht, daß die wilden Frauen vom Untersberg häufig auf ihre Viehweiden herauskommen und sich da einschmeichelnd zu ihren Hirtenbuben gesellen. Warum man sie wilde Frauen nennt, ist uns nicht recht klar, als häßlich werden sie nicht geschildert und da sie ein wunderbar schönes, langes Flachshaar haben sollen, möchten wir sie lieber schöne Frauen nennen. Freilich mag das Prädicat wild in so ferne gerechtfertigt sein, als diese Mädchen eine etwas leidenschaftliche und ungestüme Vorliebe zu Hirtenbuben, zumal zu hübschen, milchbärtigen Anabekundgeben und ihnen manch süßen Leckerbissen bringen. Man erzählt Beispiele, daß von ihnen, nach längeren Vertraulichkeiten, schon so manch ein hübscher Bauernjunge in den Berg, oder in eine kühle Grotte hinein verlockt, d. i. entführt worden ist.

Auch wird gesagt, daß solch' eine Fee längere Zeit hindurch mit einem Manne,

der sich für einen Junggesellen ausgegeben, ein ungemein zärtliches Verhältniß gepflogen, dasselbe aber plötzlich abgebrochen hat, als ihm eines Tages sein Eheweib nachschlich und die Liebenden in feuriger Umarmung traf.

Die wilde Frau erwies sich bei dieser Entdeckung ganz und gar nicht wild, sondern vielmehr sanft und edelmüthig, denn sie beschwor ihn, dem angetrauten Weibe fürder pflichtschuldig treu zu bleiben und gab ihm mit dem Verweise, sie niemals wieder aufzusuchen, zum Angedenken einen Schuh, der ganz mit glänzenden Goldmünzen angefüllt war.

II. Unnatürliche Wesen und Spuckgestalten.

Gleichwie ein irdischer Machthaber um seine Person einen glänzenden Hofstaat hält, zu den Stufen seines Thrones bunte Schaaren beordeter und besternter Hofschranzen aufstellt, bei jedem Schritt und Ritt ein zahlreiches Gefolge hat und über Hunderttausende von wehrhaften Streit-

kräften gebietet; ebenso zählt auch dem Volkswahne nach seit der Mythenzeit der mächtige Fürst des Hölleereiches unzählbare Legionen von slavisch dienenden Hilfskräften, welche je nach ihren Classen und Rangstufen auf alle seine Winke lauschen und seine despotischen Befehle pünktlich vollziehen.

Zu diesem höllischen Hofstaate auf Erden, der die Bestimmung hat, überall das Böse über das Gute, die Lüge über die Wahrheit, das Laster über die Tugend, das Unrecht über das heilige Recht obsiegen zu lassen, die schwachen Menschen zu überlisten, zu allem Schlechten zu verführen, vom rechten Glauben abtrünnig und für die ewige Verdammniß reif zu machen, rechnet man gewöhnlich:

„Alle Verderben bringenden Elementar-, Berg-, Wald-, Forst-, Grab- und Haus-Geister, Gespenster aller Art, Hexen und Truden, böse Feen und Nixen, Zauberer, Schwarzkünstler, Alraunen, Gnommen, zc. zc., welche hier und dort auch einzeln wieder besondere Namen

führen und nationale Charakterzüge haben.“

Hiezu kommen noch verschiedene „verwünschte Thiere“, welche wir schon bisher zum Theile kennen gelernt haben, zum größeren Theile aber im nächsten Abschnitte zur Sprache bringen werden.

Endlich erstreckt sich der Einfluß des Teufels sogar auf das Pflanzenreich, aus dem er mit besonderer Vorliebe die folgenden hegt und pflegt und für seine Zwecke ausnützt: „Alraunwurzel, gefleckte Hundzunge, Mistel, Beifuß, Ingrün, Palmen, 2c. 2c., weil daraus die Zauberer und Chemiker gewisse Pulver, Patwergen, Salben, Liebestränke, Elixire, u. s. w. bereiten können, welche den Menschen entweder physisch oder moralisch schaden, die Hunde in Wuth versetzen, den Kühen und Ziegen die Milch verderben und andern Thieren böse Krankheiten bringen. —

1. Ein Grabgespenst. Die Cathedrale zu St. Stephan in Wien hatte einst und noch vor etwa zweihundert Jahren rings um sich einen eigenen Friedhof mit einer weiten Umfangsmauer, wie gegenwärtig die

meisten Pfarrkirchen auf dem Lande. Angebaut an den Dom befand sich die Wohnung der Kirchendiener und nebenbei ein sogenanntes Beinhaus in mehreren Abtheilungen, wo die Gerippe, Schädel und Knochen der ausgegrabenen Todten sorgsam aufbewahrt wurden. —

Wie uns der Chronist David Hauber erzählt, besuchte Einer der Kirchendiener, ein frevelhafter Bursche, Spiel- und Zechbruder eines Abends einen benachbarten Freund und verweilte bei ihm bis gegen Mitternacht. Dieser gleich lockere Geselle wollte seinen Gast mit einer Laterne bis nach Hause begleiten; als sie ungefähr in die Mitte des Friedhofes kamen, löschte ihnen das Licht aus, worüber sie zornig fluchten.

Im größeren Beinhause brannte, wie in der Kirche, eine ewige Lampe. „Ich will hineingehen, sprach der Eine, und dort meine Kerze anzünden.“ „Thue das nicht, entgegnete der Andere, ich widerrathe es dir und will nicht mitgehen.“ „Schäme dich, du bist ein Hasenfuß“, erwiederte der Erste und ging festen Schrittes in das schauerliche Gewölbe.

Während er seine Laterne anzündete, sprach er frevelnd mit Hohngelächter: „Ihr Todten da, seid längst schon schlafen gegangen und braucht kein Licht!“ — Damit blies er die heilige Lampe aus und trat über die Schwelle zum Friedhof; in diesem Augenblicke aber schleuderten ihm die erzürnten Grabgespenster einen Hagel von Knochen und Todtenschädeln nach, welche ihn, während sein Gefährte davongelaufen war, gar übel zugerichtet haben. Er blieb halb todt auf dem Plaze liegen, bis ihn am Morgen Leute fanden und in seine Wohnung trugen. Hier fiel der unglückliche, glaubenslose Frevler in eine schwere Krankheit, die alsbald mit Tod endete. —

Diese Grabgespenster erinnern an die hebräisch-römischen Manen (manes) d. i. Geister und auch Wächter der Verstorbenen sowohl in Reichenhöfen, als auch zu Hause, und sind hier wieder verwandt mit den Hausgöttern Laren und Penaten, ingleichen auch mit den griechisch-slavischen Vampyren, von denen wir weiter unten handeln werden. (Siehe Thiersagen.)

2. Die **Alraun-Wurzel**. Von den hexenartigen Alraunen wurde bereits oben ge-

handelt. Hier sprechen wir von der nach ihnen benannten Zauberwurzel, welche Alräunchen, auch Erd- und Galgenmännchen heißt und im mittelalterlichen Hexen- und Zauberwesen eine ungemein wichtige Rolle gespielt hat.

Es ist das die Wurzel der Pflanze, *Mandragora Atropa*, welche zweigespalten und einem menschlichen Bilde ähnlich ist. Sie aufzufinden war ungemein schwierig, hieß es, und sie aus der Erde zu ziehen, mit großer Lebensgefahr verbunden. Die größten, über einen Schuh langen „Wunderwurzeln“ fand man meistentheils unter dem Galgen, (daher Galgenmännlein), wo sie aus dem Harn eines unschuldig Gehängten entstanden sein sollen. Einst ist solch eine Wurzel der schöneren Art mit 30 bis 40 Silbergulden bezahlt worden, und wer im Besitze solch eines wunderbaren Gewächses war, hatte daran einen wahrhaft kostbaren Schatz, einen Talisman von unberechenbarem Werthe. Ja! was ursprünglich bei den Aegyptiern, Indiern und Arabern ein Talisman gewesen, ohngefähr als dasselbe hat auch im

christlichen Mittelalter diese vermeintliche Zauberwurzel gegolten.

Man hatte daran ein heilkräftiges Arzneimittel gegen alle Krankheiten, sowohl der Menschen, als auch der Thiere, folglich eine wahrhafte Panacee nach der alten, alles heilenden Göttin der Gesundheit, Panacea genannt. Man machte sich mit diesem Galgengewächs alle Menschen gewogen, sogar solche Richter, die man früher als feindlich gesinnt gegen sich gehabt hat. Ferner konnte man durch ein solches Zauberwesen, wie durch einen Heckethaler (siehe oben) steinreich werden, indem sich jedes Geldstück, das man des Abends zu ihm legte, über Nacht auf's mindeste verdoppelte. Endlich könne es das Eine, wie das Andere Geschlecht fruchtbar machen, wenn es dies lange Jahre hindurch nicht gewesen ist.

Dieses letzten Umstandes wegen wurde diese wunderwirkende Wurzel von Seite der Juden von jeher für jene Frucht gehalten und hochgeschätzt, welche Rachel von ihrer Schwester Lea verlangt hat. (Siehe Moses, I. 30. 14.)

Dem Gesagten zufolge ist es erklärbar,

daß mit dieser Mandragora schon um ihres hohen Preises willen der spitzfindigste und zahlloseste Betrug gespielt und der blinde Wahnglaube nach allen Seiten hin ausgebeutet worden ist.

Noch heut zu Tage hängen die Zigeuner starrköpfig an den uralten Ueberlieferungen. Wer ein *Alraundl* besitzt, hält es hoch in Ehren, badet es nach herkömmlichem Brauche in rothem Weine, den er eigenhändig aus (gestohlenen) Trauben preßt, hüllt es zierlich in feines (stibitztes) Leinengewand, pudt es mit einem rothen Mieder auf und schlingt um die Mitte einen glänzenden Gürtel von Metall.

In Wien hatte dieser unselige Aberglaube noch bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts seine Anhänger, wurde jedoch unter der Regierung des Kaisers Josef I. auf das Strengste untersagt und mit den schwersten Strafen bedroht. Nichts desto weniger lesen wir in den Wiener Annalen, daß ein gewisser Jakob Gotscher noch nach dem erlassenen Verbote der Zauberei schuldig befunden und unter dem Rabenstein in der Roßau (Vorstadt) öffentlich gezeißelt wurde, weil er ein *Alraundl*

erkauft, so er zu unterschiedlichen Sachen brauchen wollen. —

3. Die Alchemie. Wie viel Unsinn und Unfug in früheren Jahrhunderten aller Orten im Bereiche der Alchemie getrieben worden ist, kann dem gebildeten Leser nicht unbekannt sein. Diese geheimnißvolle Scheidekunst hatte für's Erste zum Zielpunkte, auf chemischem Wege unedle Metalle in edle, vornehmlich in Gold zu verwandeln; und für's Zweite eine Universal-Medizin (Panacee) zu bereiten, welche alle Krankheiten heilt und die Körper verjüngt.

Die Inhaber dieser zauber- und wundervollen Wissenschaft nannte man Weise, da sie den Stein der Weisen (lapis philosophorum) erfanden; die Meister in dieser Kunst hießen Adepten, die noch Lernenden Alchymisten.

Man findet allerdings Spuren, daß schon die Aegyptier, wie die Griechen und Römer, insbesondere aber die Araber auf chemischem Wege Gold zu bereiten versucht haben; mit einer wahrhaft ungezügelter Leidenschaftlichkeit hingegen sind diese derartigen Experimente erst im christlichen

Mittelalter betrieben worden. Es gab damals nicht wenig fahrende Schwarzkünstler, welche sich gerühmt haben, Goldlöche zu sein und wunderbare Goldtinkturen und Lebens-Exir im Schmelztiegel bereiten zu können. Es ließen sich gar viele Schwachköpfige bethören und stellten den schlauen Betrügern, in dem Wahne reich, oder noch reicher zu werden, große Summen, oft ihr Hab und Gut zur Verfügung. Wieder Andere waren nur Selbstbetrüger, insofern sie diese erlernten scheidekünstlerischen Arbeiten in der Hoffnung unternahmen, ihren vorgesteckten Zweck erreichen zu können.

Uebrigens hat man diesen an sich durchaus fruchtlosen Versuchen doch zufällig eine höchst schätzbare Erfindung, nämlich die des Porzellans, zu verdanken.

In Wien haben die chemischen Schmelztiegel vom 14. bis zum 18. Jahrhundert beinahe ununterbrochen gedampft und geraucht, und Prag, wo Kaiser Rudolf II. besonders viel alchymisirte und astrologisirte, hat in dieser Hinsicht kaum weniger Holz und Kohlen verbraucht.

Eine Wiener Chronik schreibt: Als der Moshamer, Geschichten vom Teufel.

ungarische König Mathias Corvinus im Jahre 1485 als Sieger nach Wien kam, befanden sich in seinem Gefolge nebst 400 Edelleuten auch viele Adepten, welche hier mehrere Werkstätten oder Laboratorien errichteten. Ihr Hauptherd schien jener bei St. Pancratius am Hof (gegenwärtig die päpstliche Nuntiatur) gewesen zu sein. Es war am 7. Juli 1488, als sie in ihrer Kunst mit großem Feuer arbeiteten, wornach das Haus plötzlich in Brand gerieth, dieser sich schnell verbreitete und mehr als hundert Häuser in Schutt und Asche verwandelte. Es erstreckte sich das Feuer bis zu den Schotten auf der Freieung, ergriff den Kirchturm und zerschmolz sogar die größte, schönste Glocke.

Theophrastus Paracelsus, von dem wir im vorigen Abschnitt gehört, daß er unweit Innsbruck mit dem Teufel selbst in unmittelbare Berührung kam, und von ihm zwei Fläschchen erhielt, ist ebenso berühmt als Adept, wie als Wunderarzt geworden und auf seinen vielen Reisen auch einmal nach Wien gekommen.

Hier nahm er seine Wohnung in einem Gasthause in der Rothenthurmstraße nahe

der Donau und ließ es sich einige Zeit recht wohl geschehen. Als es zum Bezahlen seiner Zeche kam, zog er aus der Tasche einen Pfennig von Messing und reichte ihn dem Wirth. Dieser erkannte sogleich das schlechte Metall und wies die Münze mit dem Bedenken zurück, er würde sie recht gern annehmen, wenn sie von Gold wäre. „Dafür ist gleich geholfen“, entgegnete der neckische Tausendkünstler, ließ von seiner Goldtinktur ein Tröpflein darauf fallen und gab sie wieder dem Gastwirth, der nunmehr den zu Gold gewordenen Pfennig entzückt an seine Lippen drückte und damit seinem Hause bis zum heutigen Tage den Namen „Küsse n pfennig“ verschaffte. Hierüber schreibt ein älterer Dichter:

„Der Wirth, fast außer sich, bewundert diese Sache,
Den Pfennig küsse ich, zu Theophrast er
sprache;

Von dieser Wunderg'schicht, die in der Welt bekannt,
Dies Haus den Namen führt: zum Küß' den
Pfennig g'nannt.

Man muß sich über den Wundermann verwundern, daß er ungeachtet seiner lebensverlängernden und stets verjüngenden Elixir kaum 48 Jahre alt geworden ist. Als er,

1541, in Salzburg auf dem Sterbebette lag, befahl er seinem Famulus, die zwei erwähnten Fläschchen von der nahen Salzachbrücke in den Fluß zu werfen und ihm dann zu sagen, was er dabei gesehen und gehört hat. Der Diener kannte den Werth dessen, was er vertilgen sollte, behielt es also verschmitzt im Sacke und sagte bei seiner Rückkehr: „als ich die zwei Dingerchen in die Salzach warf, so sah und hörte ich nichts Anderes, als wenn ich ein paar Steine hinein geworfen hätte.“

„Du bist ein falscher Bursche, ein frecher Lügner!“ herrschte ihn zornmüthig sein Gebieter zu; „geh unverzüglich wieder fort und vollziehe pünktlich meinen Befehl, widrigenfalls du noch vor mir in's andere Leben eingehest!“

Nach wenigen Minuten schon kam der Diener schreckensbleich und zitternd zurück und stammelte: „Ach! mein Herr! ich habe Entsetzliches gesehen und gehört; kaum berührten die zwei Fläschchen das Wasser, fing der Fluß an zu brennen, zu sieden, mit fürchterlichem Gebrause Wellen und Flammen in die Höhe zu schleudern und die ganze Stadt in Angst, Schrecken und Aufruhr zu setzen.“

„Nun denn,“ versetzte Theophrast, „jetzt sehe ich, daß du meinen Befehl vollzogen hast“ — und bald darauf schloß er auch seine Augen.

4. Astrologie. Während wir die Sternkunde (Astronomie) als die einzige Wissenschaft auszeichnen können, welche auf mathematischen Bahnen die Dunkelheit der Zukunft lichtet, hat die Sterndeuterei (Astrologie) den halbblinden Sohn und Enkel Adam's seit Jahrtausenden in dicke Nebel gehüllt und auf Irrwege geführt. Schon Moses hat derselben gedacht; man leitet ihren Ursprung von den Egyptiern und Babyloniern her, und die alten Römer, welche ihre Sterndeuter Chaldäer nannten, hingen dieser Kunst oder Wissenschaft mit der vollsten Wahnverblendung an.

Wir können uns mit ihr aus Mangel an Raum nur kurz befassen. Der gebildete Leser weiß, daß die Astrologen durch das ganze christliche Mittelalter eine hervorragende Rolle gespielt und mit schlauer Gewinnsucht Könige und Fürsten zu blenden und auszubeuten gewußt haben. Unter den Umgarnten und Betrogenen steht oben an

der deutsche Kaiser Rudolf II. (1576—1612), welcher sich mit der Alchemie und Sterndeuterei Tag und Nacht so leidenschaftlich beschäftigt hat, daß ihm keine Zeit übrig blieb, sich mit Regierungsangelegenheiten zu befassen. Der gelehrte, doch gleichfalls abergläubische Astronom Tycho de Brahe konnte dem schwachsinnigen Fürsten nicht oft genug das Horoskop, oder die Nativität stellen, und machte ihn durch seine Prophezeiungen aus den Constellationen des gestirnten Himmels dergestalt verwirrt und verzagt, daß er gleichsam ein unmündiges Kind wurde, wornach es seinem herrschsüchtigen Bruder Mathias nicht schwer fiel, ihn nach und nach all seiner Länder zu berauben.

Auch von dem großen Heerführer Wallenstein (Waldstein) ist es bekannt, daß er den italienischen Astrologen Seni, da er ihn stets begleiten und ihm wahrsagen mußte, seinen zweiten Schatten nennen konnte.

Uebrigens fügen wir hinzu, daß auch das Volk noch heutzutage seine Blicke gar oft an den Sternenhimmel richtet und die jeweiligen Constellationen befragend, Auskunft sucht: ob dieser oder jener Schritt, den man eben zu thun beabsichtigt, einer

höhern Fügung gemäß zu Glück oder Unglück führen werde.

Insbefondere ist es der Mond, welcher mit seine vier Vierteln (Phasen) allerdings auf unsere Elemente, das Meer und die Pflanzenwelt, so auch auf Menschen und Thiere großen Einfluß nimmt, dem der Aberglaube ungleich größere Einwirkungen zuzuschreiben pflegt, als er haben kann und unter Furcht oder Hoffnung sein Verhalten darnach einrichtet. Wer kennt z. B. nicht diese und andere Volkssprüche: Schneide die Haare nur immer beim aufnehmenden Mondschein, sonst wachsen sie nicht, oder werden roth. — Willst du pissen, wende dich mit dem Gesichte nicht gegen den Vollmond, denn du könntest mondsüchtig (monscheinig) werden. — Wenn sich ein schwangeres Weib „verschaut“ oder „verschrien“ wird, kann es leicht geschehen, daß sie ein Mondkalb, d. i. eine Mißgeburt zur Welt bringt u. s. w.

Neben dem Nachtgestirn, das fast in jeder Mythologie seine eigene Gottheit hat, sind es besonders die Kometen, welche den Aberglauben von jeher stark beschäftigt und oftmals in fieberhafte Aufregungen versetzt haben. Bekanntlich erklärt der Volks-

wahn schier jeden Haarstern als eine Zucht-
ruthe des Himmels, als sicheren Vorbo-
ten eines schrecklichen Unglücks, welches
z. B. Krieg, Pestseuchen, Mißwachs, Hun-
gersnoth, Ueberschwemmung, Revolution. &c.,
über die sündhafteste Menschheit kommen wird.

Bertieft sich das Maulwurfsauge des
schwachen Sterblichen allzu sehr in die uner-
forschlichen Erscheinungen des gestirnten
Himmels, kann es nur zu leicht geschehen,
daß er unvermerkt auf Irrwege des Aber-
glaubens geräth und sogar Fatalist wird.
Es gibt ja neben einem pantheistischen und
türkischen auch ein astrologisches Fa-
tum, und wer diesem sklavisch anhängt,
wie es leider so häufig der Fall ist, glaubt un-
bedingt an ein unvermeidliches Schick-
sal und Verhängniß, versetzt sich also
in Widerspruch mit der Allmacht und
Gerechtigkeit Gottes, wie mit der
menschlichen Freiheit und begeht um so
leichter ein Verbrechen, weil es ihm von
einer weltbeherrschenden Naturmacht
im Voraus bestimmt, daher für ihn, den
Sklaven, unvermeidlich ist.

5. Die Rhabdomantie. Unter Rhab-

domantie versteht man im Allgemeinen das Vermögen oder die Kunst: verborgene Schätze, auch Metalle und unterirdische Quellen zc. mittelst gewisser Werkzeuge, namentlich mit der Wünschelruthe, zu entdecken. Auch hat man zu diesem Ende sogenannte siderische Pendel und bipolare Cylinder künstlich gefertigt und noch im vorigen Jahrhundert das Aufspüren der erwähnten Schätze leidenschaftlich betrieben. Dieses ist schon bei den alten Griechen geschehen, wo sich ein gewisser Kinkens als Metallfühler besonders berühmt gemacht hat. In der nordischen Mythologie wird von Odin, dem Obersten der Asen, gesagt: daß er gewußt hat, wo Gold, Silber und Erz in der Erde verborgen lag.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Aufsuchungs- und Entdeckungsweise einestheils auf abergläubischer Selbsttäuschung, anderntheils auf absichtlicher und gewinnjüchtiger Täuschung Anderer beruht. Dies gilt vornehmlich von der Wünschelruthe, welche hie und da noch jetzt als Werkzeug des Betrugs gebraucht wird.

Diese Zauberruthe (*virgula mercurialis*) muß von einem Haselnuß-

strauch, und zwar in der geheimnißvollen Johannisnacht derart gabelförmig geschnitten werden, daß man sich rücklings dem auerseheneu Zweige nähert, mit den Händen durch die Füße greift und ihn vom Stamme stillbetend lostrennt. Hierbei darf man sich von einer Fee oder Nixe, welche den Strauch meist in Gestalt einer weißen Udder (Natter) bewacht, nicht einschüchtern und irre machen lassen. Hat man die zweitheilige Ruthe abgeschnitten oder gebrochen, sucht man mit ihr nach dieser oder jener Stelle, wo man einen verborgenen Schatz vermuthet. Bemerket man, daß irgendwo die zwei Gabeln des Haselzweiges zu vibriren anfangen und niederwärts zusammen schlagen, so ist es ein sicheres Zeichen, daß unter ihr ein Schatz vergraben liegt.

Wir erinnern uns, in einer Jugendschrift einmal gelesen zu haben, daß ein habfüchtiges Mütterchen Jahr und Tag mit einer Wünschelruthe müßig herumgestrichen ist, aber nirgendwo etwas gefunden hat. Endlich fand sie einmal eine Stricknadel, erschrak und erzürnte sich über diesen kleinen Fund, zeigte ihn einem befreundeten

Priester und fragte ihn, was das wohl zu bedeuten habe? — Die Sache ist ganz einfach und enthält für Euch eine gute Lehre, entgegnete der Gefragte, lasset ab von dem nutzlosen Müßiggang, die Stricknadel bedeutet Euch, daß ihr fleißig zu Hause bleiben und arbeiten sollet.

6. Kaiser Maximilian I. In Kaltenbäck's „vaterländischen Denkwürdigkeiten“ finden wir die folgende Sage: „Der hochlöbliche (!) Kaiser Maximilian! hatte zum Gemal Maria von Burgund, die ihm herzlich lieb war, und deren Tod ihn heftig bekümmerte. Dies wußte der Abt zu Spanheim, Johannes Trithem, wohl, und erbot sich dem Kaiser: so es ihm gefalle, die Verstorbene wieder vor Augen zu bringen, damit er sich an ihrem Angesicht ergöße. Der Kaiser ließ sich überreden und willigte in den gefährlichen Vorwitz. Sie gingen mit einander in ein besonderes Gemach und nahmen noch einen zu sich, damit ihrer drei waren. Der Zauberer verbot ihnen, daß ihrer Keiner bei Leibe ein Wort rede, so lange das Gespenst gegenwärtig sei. Marie kam eingetreten, ging säuberlich vor ihnen

vorüber, der lebendigen, wahren Marie so ähnlich, daß gar kein Unterschied war und nicht das Geringste mangelte. In Bemerkung und Verwunderung der Gleichheit ward der Kaiser eingedenk, daß sie am Halse hinten ein kleines, schwarzes Flecklein gehabt, hatte Acht darauf und befand es also, da sie zum andern Mal vorüber ging. Da ist dem Kaiser ein Grauen ankommen, hat dem Abt gewinkt, er solle das Gespenst wegthun und darnach mit Zittern und Zorn zu ihm gesprochen: „Mönch, mache mir der Possen keinen mehr“; und hat bekant, wie schwerlich und kaum er sich habe enthalten, daß er nicht zu ihr geredet.“ —

7. Der Kapuzer. In dem Gebirge der Gastein und um Nauris spukt ein Bergklobold unter dem Namen der Kapuzer, von den Bergknappen gekant und gefürchtet. Andere nennen ihn den kleinen Puz. Ueberhaupt glaubt die Knappenschaft an das Vorhandensein von mancherlei Berg- und Alpengeistern, an das Schranel, das Donanadel, an den bösen Erdgeist Gangerl (der anderweitig für den Teufel selber

gilt), an den Dussl, der nächtlicher Weile die Häuser beschleicht und die kleinen Kinder stiehlt; an den (großen) Putz, der die Wanderer auf Abwege führt, und an die fürchterliche Wildfrau Perchtl. Nicht minder glauben die Bewohner an die sogenannte Wehklage, welche mit dem Todtenvogel vergesellschaftet nächtlich die Orte mit Gewimmer durchhirt. —

Einmal ging ein Knappe über den Hügel nahe am Goldberg hin, er hatte ein Laib Brot an eine Schnur gehängt und trug es über der Schulter. Da kam der Kapuzer wie ein Windstoß und entführte ihm das Brot.

Ein andermal ging derselbe Knappe wieder dort fürbaß und trug zwei Brotlaike, und wieder entriß ihm der neckische Berggeist ein Laib und kollert es bergabwärts. Da warf der Knappe das andere Laib hinterdrein und rief: „Hast du das eine, nimm auch das andere.“ — Seitdem heißt jener Hügel: der „Brotschnagel.“

Uebrigens war der Kapuzer dem Knappen liebreich geneigt und machte, daß er ein glücklicher Finder wurde und zu großem Reichthum gelangte.

8. **Drei salige Feen.** Im romantischen Oetzthale unweit Vengensfeld han'en drei Feen (Feen), welche im Volksmunde auch die drei saligen (seligen) Fräule genannt werden. Sie lieben, beschützen und pflegen abschließend die Gemsen, sind daher spinnefeind gegen alle Gensenjäger, verleiten und verfolgen sie, und stürzen sie auch oft, wenn es ihnen gelingt, in die tiefsten Abgründe der Alpen, während sie gegen alle anderen Bewohner dieser Gegend freundlich und liebreich sind.

Diese drei Berggeister bewohnen einen über alle Beschreibung prachtvollen Palast, in welchen man durch eine unsichtbare Felsengrotte gelangt, und kommen nur hervor, um ihre lieben Tiroler Gazellen zu füttern, zu tränken, oder auch zu heilen, wenn sie krank, oder von den verhassten Jägern angeschossen und verwundet sind. —

Eines Tages kochte sich vor der Grotte ein junger Hirt sein Mittagsmahl, das in Mehlknudeln bestand, war aber dabei so unglücklich, daß er seinen Topf umwarf und seine Speise verbrannte. Als er vor Leid und Zorn über sich selbst laut zu weinen

anfang, kam eine mitleidvolle Fey aus ihrem unterirdischen Palast hervor und brachte dem Hungernden eine andere, gewiß viel bessere Speise.

Sie hatte an dem hübschen Jungen großes Wohlgefallen, bezeigte es ihm auch mit den freundlichsten Worten, führte ihn sogar durch die Felsenhöhle in den glanzvollen Zauberpalast und machte ihn mit ihren Schwestern bekannt.

Sonach hatte sich zwischen ihm und den drei „saligen Fräule“ allmählig ein trauliches und zartes Verhältniß angesponnen; er durfte fortan alle Tage zu ihnen kommen, jedoch mußte er die zwei Bedingungen eingehen: „Für's Erste durfte er dieses freundschaftliche Verhältniß keiner menschlichen Seele kund thun; für's Zweite mußte er beschwören: niemals Gensenjäger zu werden!“

Der Hirt hatte Jahr und Tag treulich Wort gehalten, bis ihm einmal ganz unversehens im Gespräche mit seinem Vater das Geheimniß ent schlüpfte.

Als der Treubruchige am folgenden Morgen zu Berge stieg und in das Zauberpalais hineingehen wollte, fand er Thür und

Thor versperrt und wurde ungeachtet alles Bittens und Flehens nicht mehr eingelassen. Das grämte und schmerzte ihn im Grund der Seele; er blieb nicht mehr Hirt, sondern schloß sich aus Trotz und Verzweiflung einer Schaar Gemsenjäger an, und als er eines Tages auf eine Gemse schoß, empfand er gleichsam einen tödtlichen Stoß in's Herz. In diesem Augenblicke erschien dem Betroffenen die saligste Fey, die er am innigsten geliebt. Sie zeigte sich dem Ungetreuen auf lichter Höhe in verklärter Schönheit und wirkte zauberhaft so gewaltig auf sein reuevolles Gemüth ein, daß er vom Schwindel ergriffen in einen Abgrund stürzte.

9. Eine kluge Wahl. Es geschah zu jener Zeit, wo eine deutsche Völkerschaft in Steiermark (Noricum) eintrug und die Römer daraus gen Süden hin vertrieb, als ein mächtiger Berggeist den Siegern feierlich entgegenkam und sie in freundlichster Weise als Herren des Landes begrüßte. Dieser Empfang, sagt eine sehr alte Chronik, hatte in der Nähe von Bordenberg stattgefunden, wo der Genius der steierischen Gebirge

zu den Führern der Deutschen also gesprochen haben soll: „Wollet ihr Goldminen auf ein Jahr; Silberminen auf zwanzig Jahre, oder Eisenminen für immer?“

Die Befragten erwiesen sich lebensklug und wahrhaft weise, denn sie gaben allso gleich und einstimmig zur Antwort: „Wir wählen Eisen für immer!“

10. Der Buz am Dürrenbach. Die finsternen, eisernen Zeiten des Faustrechts, wo schier jeder Stärkere als ein Raubthier über den Schwächeren hergefallen ist, haben auch in's Salzburgische hineingeschattet, in's besondere in die Beste bei Neukirchen am Dürrenbach, wo ein Raubritter in weiter Umgebung gleich einem grausamen Tiger gehaust hat. Sein Geiz wie seine Habsucht waren maßlos und was der unmen schliche Wütherich an Schätzen zusammengerafft hat, vergrub das Raubthier mit seinen Krallen des Nachts in die ausgedehnte, mit Büschen bewachsene Au am genannten Bache.

Ohne Zweifel ist der Unhold im Kampfe mit einem Stärkeren gefallen; die Volks sage weiß nur, daß er in ein kleines, graues Männlein, Buz genannt, ver-

wandelt und verurtheilt worden ist, der Wächter seiner Schätze zu sein, welche er da bei Lebzeiten vergraben hatte.

Seine gerechte Strafe besteht also darin, daß er beständig ohne Rast und Ruh auf dieser öden Haide herumstreifen muß, unablässig von der Furcht gequält, man werde einmal seinen goldenen Mammon entdecken und rauben. Und gleichwie er stets als böser, schuldbewußter Geist sich selber quälen muß, so quält er auch die Menschen, die dahin des Weges kommen, sucht sie irre zu führen, oder spuckt Flammen aus, wenn sie sich zu sehr der Stelle nähern, wo seine Schätze vergraben liegen und dient somit willenlos als ein warnendes und abschreckendes Beispiel, daß man im Grabe keine Ruhe findet, wenn man mit einem schwerbelasteten Gewissen aus dem Leben scheidet.

11. Eine unnatürliche Mutter. In den Alpenthälern im Pinzgau machte sich's einmal ein weiblicher Berggeist zum Geschäfte, von Ort zu Ort herumzuwandern und die Charaktere der Menschen zu prüfen, um sodann die Guten nach Verdienst zu belohnen und die Bösen nach Verschulden zu bestrafen.

Eines Tages stellte sie auf dem Wege nach Dorfheim im Anzuge einer höchst armfeligen Bettlerin eine schöngeputzte und eitle aber hartherzige Edelfrau auf die Probe und flehte sie dringend um ein Almosen an. Als ihr dieses kalt und schroff versagt wurde, sprach sie zu der Geizigen: „Ihr werdet meiner gedenken, Frau, ihr seid gesegneten Leibes, werdet aber auf einmal zwölf Kindlein zur Welt bringen.“

Das ist auch bald darauf zum Leid und Schrecken der Mutter geschehen, welche in unnatürlicher Weise ihrer Magd befahl, elf Kindlein in einen Korb zu legen und in das Wasser zu werfen, nur solle sie Acht haben, daß ihr der Gemal, welcher eben auf der Jagd, nicht begegne, und treffe sie ihn dennoch auf dem Wege, so soll sie sagen, daß sie elf neugeworfene Hündlein ertränken müsse.

Sie begegnete ihrem Herrn und Gebieter, war aber in ihrer Aussage so verlegen, daß er Verdacht schöpfte, ihr den Korb entriß und sie strengstens aufforderte, die Wahrheit zu sagen. Als sie das gethan, gebot ihr der Edelmann Stillschweigen und trug die

Kindlein zu einer befreundeten Familie, um sie aufziehen zu lassen.

Einige Jahre darnach gab er ein großes Gastmahl und warf da die Frage auf: „welche Strafe eine Mutter verdiene, die mehrere ihrer eigenen Kinder ermordet hat?“

Es war die Schuldige selbst, welche über solch eine Rabenmutter das Todesurtheil aussprach. In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und elf halberwachsene Knaben, welche dem zwölften zu Hause aufgezogenen Sprößling Zug für Zug ähnlich sahen, trippelten in den Speisesaal. Bei ihrem Anblick stieß die betroffene Mutter einen Schrei aus und fiel todt vom Stuhle.

Der Vater ließ sich diese Schauerscene von einem Maler bildlich darstellen und dieses Gemälde soll sich noch in Dorfheim befinden.

12. Ein österreichischer Culenspiegel.

Während die meisten der beliebtesten Volkssagen, z. B. Melusine, die Haimonskinder, Genovefa &c., fremdländischen Ursprungs sind, ist die des schalkhaften Abenteurers Tyl Ulenspiegel durchaus echt deutsch. Etwas über hundert Jahre nach diesem norddeutschen

Poffenreißer ist in Oesterreich ein gewisser Wolfgang aufgetreten, der eine ähnliche Rolle gespielt, aber auch ein wenig den Anstrich eines Zauberers angenommen hat, weshalb wir auch seiner gedenken. Seine Wize und Schwänke sind meist ebenso derb und zotenhaft gewesen wie die seines Vorgängers.

Eines Tages kam der bettlerische Herumstreicher in einen Bauernhof, dessen Besitzerin eine kranke Kuh hatte. Das Gesicht Wolfgang's erschien der Bäuerin so geistreich und vielversprechend, daß sie ihm ihr Unglück mittheilte und fragte, ob er ihr nicht helfen könne. Der Quacksalber aus dem Stegreif versprach, die Kuh in die Cur zu nehmen, wenn sie ihm als Lohn sieben Pfennige geben wolle.

Die Bäuerin gab ihm das Geld, wornach Wolfgang einige Worte auf einen Zettel schrieb und sagte: „Das hängt der Kuh um den Hals und treibt sie fleißig auf die Weide, dann wird sie wieder gesund.“ Die Bäuerin that, was ihr gesagt wurde, da aber das kranke Vieh nach längerer Zeit nicht genas, schöpfte sie Verdacht, sie möchte von dem Landstreicher betrogen worden sein

und zeigte den erwähnten Zettel einem Laienbruder, der das Verslein las:

„Früß du, so gedeihst du; früß du nit, so gedeihst
du nit;

Sieben Pfennige ist mein Gewinn,
— — ich fahre dahin!“ —

Hiezu fügen wir noch eine witzige Anekdote: Eines Tages nahm Wolfgang in einem Wirthshause ein Nachtlager, erhielt jedoch kein Bett, sondern eine Holzbank zur Schlafstelle. Als er des Morgens aufstand, fand er in seinen Haaren eine Flaumfeder. „Ach!“ sprach er mit einfältiger Miene satyrisch zum Wirth, „eine einzige Feder, und ich habe so hart darauf gelegen! um wie viel härter wäre es für mich gewesen, wenn ich in einem Flaumenbette hätte liegen müssen!“

13. Rübezahl. Uns ist kein Berggeist bekannt, der für die Volksagen so viel Stoff geliefert hätte, als der allbekannte Rübezahl, der im Riesengebirge zwischen Böhmen und Schlesien spukt und je nach seiner Laune gegen die Menschen bald als Freund und Wohlthäter, bald als neckischer Quälgeist erscheint. Am ausführlichsten und anmuthigsten behandelte ihn Musäus in seinen an-

ziehenden „Volksmärchen der Deutschen“, wornach ihn Menzel und Gehe dramatisch bearbeitet haben. Sein Tummelplatz ist abwechselnd bald an der 5000 Fuß hohen Schneekoppe und am schauerlichen Riesen- oder Teufelsgrund, bald in den bewaldeten Niederungen und benachbarten Dörfern.

Einmal ließ sich der Berggeist in Gestalt eines Bauers, der eben sehr schöne Äpfel vom Baume schüttelte, von zwei reisenden Drechslergesellen antreffen, welche mit sichtlichem Gelüsten ihre Blicke auf die anlockenden Früchte hefteten. Sie näherten sich dem Manne, kauften ihm eine Tracht Äpfel ab und schritten des Weges weiter. Als sie später Durst bekamen und essen wollten, fanden sie im Sacke keine Äpfel, sondern harte Kieselsteine.

Auf das kehrten sie um, in der Absicht, den betrügerischen Bauer zur Rede zu stellen und ihr Geld zurück zu verlangen. Als sie bei der vorigen Stelle ankamen sahen sie anstatt der Äpfelbäume nur wilde Waldstauden, auf welchen Rübezahl saß und die betrogenen Bursche höhnisch verlachte.

Sie wagten es nicht, ihrem Zorn durch

bittere Vorwürfe und Schimpfreden Ausdruck zu geben, sondern verließen ruhig und schweigend den unheimlichen Platz. Diese mit so viel Selbstbeherrschung bestandene Geduldprobe war auch ihr Glück, ihr wohlverdienter Lohn. Als sie nämlich die Steine aus ihren Säcken auf die Erde schütteten, so fand darunter Jeder aus ihnen ein feines Stück gediegenen Goldes. —

Rübezahl prüft den Borwitz. Er fuhr eines Tages in prachtvoller Kutsche durch Thalwege und Bergschluchten. Da begegneten ihm drei wandernde Handwerksgefallen, hielten ihn für einen vornehmen, reichen Herrn und sprachen ihn bittfällig um eine Wegzehrung an.

Er reichte Jedem eine in Papier gewickelte Gabe, trug ihnen jedoch auf, das Papier erst dann zu öffnen, wenn sie in ihrer Herberge angekommen sind. Raum hatten aber die Wanderbursche eine kleine Strecke zurückgelegt, riß schon Einer, von Neugierde überwältigt, die papierne Hülle auf und fand darin zwei verschimmelte, ganz werthlose Rechenpfennige. Ein Stündchen darnach ließ sich der Zweite vom Borwitz übermannen und erbrach das Couvert, worin

zwei Guttenger Gröschlein lagen. Der Dritte bewährte hinreichende Selbstbeherrschung bis an's Ziel und wurde hier, als er das Papier öffnete, mit zwei schönen Dukaten belohnt. —

Ein wohlhabender Bauer in Krummhübel pflegte jeden Herbst ein paar gemästete Schweine zu schlachten, um für den Winter Selchfleisch und Würste zu bekommen. Rubezahl wußte das und trug sich ihm als stattlicher Metzger oder Schlächter an und wurde auch sogleich angenommen, da er für seine Arbeit kein baares Geld verlangte, sondern nur die Bedingung machte: „daß er so viel Wurst essen dürfe, bis er gesättigt sei.“

Der Bauer hielt ihn wegen seiner allzu bescheidenen Genügsamkeit für dumm, ja, für einen Ochsen, der nach der Schrift für sein Dreschen nur fressen will.

Als nun die Schweine geschlachtet und aufgearbeitet, die Leber- und Blutwürste gesotten und gebraten waren, begann zuerst der hungerige Schlächter seine wohlverdiente Mahlzeit. Er verschlang mit Heißbegier und Blitzesschnelle eine Wurst nach der andern, brachte es bis auf hundertfünfzig Stück,

wornach keine einzige mehr übrig war und der Bielfraß kläglich seufzte: „daß er gar so wenige Würste gemacht habe!“

Während sich der Bauer vor Schreck und Leid kaum zu fassen vermochte, verschwand der zauberhafte Schlächter und Nimmersatt vor seinen Augen. Die ganze Bauernfamilie brach in Weinen und Schluchzen aus, als sie aber die Schinken zum Räuchern in den Schornstein hing und daselbst die hundertfünfzig Würste hängen sah, brach Alles in lauten Jubel aus u. s. w.

14. *Drco*, der tirolische Rübezahl. Auch Tirol hat, vornehmlich in den Gebirgen und Felsenschluchten um Wengen, einen Spulgeist, der die dortigen Bewohner oder Wanderer in ähnlicher Weise, wie der böhmisch-schlesische Rübezahl, aber oft noch viel muthwilliger und boshafter bei der Nase herumführt, ängstigt und quält. Er hat den wälschen Namen *Drco*, als ob er ein wahrhafter Höllengeist aus dem mythischen *Drcus* wäre. (Nomen et omen habet.)

Die wirthschaftlichen Bauernweiber jener Gegenden klagen oftmalß bitter, daß dieser allgemein gefürchtete Unhold als wil-

der Hund oder Fuchs mitten unter ihre Hühner, Enten und Gänse fährt und sie nach allen Seiten hin weit vertreibt, manche auch zerreißt und auffrißt; daß er sich als Naschkäse in die Milchkammern schleicht und Obers und Sahne wegschlürft; daß er beim Brotbacken den Sauerteig wegstibigt, oder das Brot im Backofen ungesehen durch Ueberheizen versengt und verbrennt.

Mit einem Reisenden, der ihm nicht zu Gesichte steht, treibt er oft ein gar böses Spiel: er läßt plötzlich einen fürchterlichen Platzregen oder Hagel über ihn hereinfallen, wirbelt auch Sand und Staub auf und hüllt ihn stundenlang in dichte Nebel und Wolken. Im Winter macht er unter dessen Füßen bei stürmischem Schneegestöber die riesigen Wege so schlüpferig, vulgo: heil, daß der geplagte Wanderer sicher purzelt und auf das Maul fällt, wornach ringsum von Feld und Wald solch ein lautes, schadenfrohes Hohngelächter ausbricht, daß es im Wiederhall neunmal und noch öfter gellend zurückschallt.

Auch weiß der boshafte Orco in seiner muthwilligsten Laune manchen mißliebigen Tiroler oder Fremden mit wahrhafter

Schlangentücke so zu blenden und zu verlocken, daß er ihn unvermerkt weit vom rechten Pfade abbringt, in unwegsame Gegenden führt, bis zur Erschöpfung ermüdet und am Morgen wieder dahin gelangen läßt, wo er am Abend vorher ausgegangen war u. s. w.

15. Der gespenstige Barbier. Ein Handelsmann aus Triest, ^{da} hatte in Laibach ein wichtiges Geschäft abzuthun, welches keinen längeren Aufschub erlitt, und stieg zu Pferde, obgleich es allen Anschein hatte, daß sich eine Bora erheben werde. Bekanntlich hat dieser Wind den Namen von Boreas, d. i. Nordwind und ist eine höchst feindselige Geißel für Istrien, Dalmatien und das adriatische Meer. Die Bora entsteht in dem kahlen, höhlenreichen Karstgebirge und wird vielfach als ein Sammelname von höllischen Berggeistern angesehen, welche in jenen unwirthbaren und schauerlichen Fessenschluchten hausen und daraus ungestüm in zerstörenden Heerzügen hervorbrechen.

Die schlimmen Vorzeichen, die sich dem Kaufmann angekündigt, haben sich leider erfüllt. Nachdem er einige Meilen weit ge-

ritten war, nahm der Sturm derart zu, daß das ermattende Pferd zu wanken anfing und ihn nöthigte, im nächsten Dorfe anzuhalten und auch ein Nachtlager zu nehmen.

Zufällig war das für ihn sonst noch ein schlimmer Tag. Man feierte in diesem Dorfe eben das Kirchweihfest (Kirmes) und wie am Morgen die Kirche, so war am Abend das Wirthshaus, das einzige im Orte, in allen Räumen voll Menschen. Zu ebener Erde wurde lustig gezecht und getanzt, im ersten Stockwerke wüthend gepraßt, gespielt und gelärmt. Der Kaufmann bedauerte höchlich, daß ihm der Wirth bei bestem Willen für heute keinen leeren Raum und kein Nachtlager anbieten konnte.

„Aber doch, bester Herr! doch hätte ich ein Kämmerlein mit einem Bette, nur gibt es da einen fatalen Umstand, daß ich es nicht wagen kann, Sie darin einzulogiren.“

Auf die Frage, warum er es nicht wagen könne, kratzte sich der Wirth verlegen hinter den Ohren und sagte: „Sehen Sie, mein Herr! im vorigen Jahre hat ein Barbiergeselle in diesem Kämmerlein übernachtet und sich aus Liebesgram den Hals abgeschnitten. Seitdem spukt es darin

jede Nacht, da der Selbstmörder in der Geisterstunde mit offenem Rasiermesser herum geht und keinen Ruhestörer duldet.“

„Herr Wirth!“ versetzte der Kaufmann, „führt mich in das Gemach, bringt mir Speise und Trank und macht mir das Bett frisch zurechte.“

Das unheimliche Kämmerlein befand sich im ersten Stocke neben dem Zimmer, wo so viel gepraßt, gespielt und gelärmt wurde. Welch große Augen machten vor Verwunderung die Spieler und Zecher, als sie den Fremdling ganz keck mit dem Wirth an sich vorüber gehen und in das schauerliche Barbierkämmerlein treten sahen und dann hörten, daß er darin auch schlafen wolle.

Ganz ermüdet und erschöpft durch den Kampf mit der stürmischen Bora streckte sich der Reisende, nachdem er ein kleines Nachtmahl eingenommen, schlaftrunken auf das Bett hin und sehnte sich nach erquickender Ruhe. Wie sollte er aber dieselbe finden, da im anstoßenden Zimmer der Höllenlärm nicht allein fort dauerte, sondern immer noch größer wurde, je mehr sich die Bauersleute im Würfel- und Kartenspiel, in Bier, Wein und Spirituosen erhitzten, mitunter

auch in lauten Wortstreit und als Kauf- und Saufbold, in Schlägereien ausarteten.

Der arme Kaufmann konnte kein Auge schließen, doch wartete er geduldig bis Mitternacht und hoffte, die Wüftlinge werden denn doch bald an's Nachhausegehen denken. Da seine Berechnung fehl ging und das tolle Schreien, Händeklatschen, Fußstrampfen, Gläserklirren, Tischeinschlagen, Fluchen und Lästern zc. mit jeder Minute zunahm, stand er endlich auf, zog aus seiner Reisetasche ein Rasiermesser hervor, hüllte vom Bett das weiße Leintuch über sich, nahm ein Waschbecken in die Hand, schlug dreimal mit starken Faustschlägen an die Thüre, öffnete sie und nahm an der Schwelle als gespenstiger Barbier eine schauerlich bedrohliche Stellung.

Die abergläubische Menge erblaßte und zitterte vor Schrecken und ergriff heulend und wimmernd eilig die Flucht. Bald darauf verstummte auch zu ebener Erde die rauschende Tanzmusik, denn Alles lief geisterförmig nach Hause, während sich der siegreiche Gespenst-Komödiant wieder lachend auf sein Bett hinstreckte und darin bis zum Morgen ruhig schlief.

16. Der Zauberer Zytho. Der böhmische König Wenzeslaus hielt einen Hofnarren Namens Zytho, der auch Gaukler, Schwarzkünstler und Zauberer gewesen ist. Von diesem Wundermann erzählt die Sage, daß er sich in jede beliebige Gestalt verwandeln konnte; bald erschien er in seiner eigenen, bald in irgend einer fremden Gestalt und Physiognomie; jetzt in Purpur und Seide, schnell darauf in zerrissenem Bettlergewande.

Als König Wenzel einmal ausfuhr und ihn nicht mitnahm, spielte ihm Zytho den Boffen, daß er ihm in einem reich ausgeschmückten und von Haushähnen gezogenen Wagen nachsetzte und an ihm hohnlachend vorüberfuhr.

Zytho war übrigens ebenso eitel und ehrgeizig, als eigennützig. Er wollte, was ihm eben nicht zu verargen ist, von den hohen Gästen, die zum Könige kamen, für seine Zauberkünste bewundert und belobt, aber nach Gebühr auch anständig beschenkt werden. Noblesse oblige, dachte er. Wer dies nicht that, dem verwandelte er die Hände in Ochsenklauen, oder Pferdefüße und setzte ihm Hirschgeweihe an den Kopf, wenn

er diesen zum Fenster hinaus hielt, so daß der Verzauberte so lange nicht vom Banne befreit wurde, bis er sich nicht entsprechend losgekauft hat u. s. w.

Aehnliche Gaukel- und Zauberkünste erzählt man sich auch von dem fremden Abenteuerer und Wundermann Philadelphia, der auch einmal Wien besucht und sich da producirt hat, bis er gewisser Scandale wegen die Weisung erhielt, daß er schon am nächsten Tage die Stadt zu verlassen habe. Den Thorwächtern wurde aufgetragen, pünctlichen Rapport zu erstatten: ob, wo, wann und wie der Gaukler Philadelphia abgefahren ist. Die Berichte lauteten von jedem Stadthore Wiens ganz einstimmig: „Er hat heute Mittags Schlag zwölf Uhr in schöner Kutsche mit vier Rappen im Galop das Thor N. passirt.“

17. Eine Execution. Wenn man einen Blick in die früheren Jahrhunderte zurück wirft und diesen nur auf Wiens ältesten Stadtplatz, d. i. den hohen Markt beschränkt, so muß man staunen und schauern, in welcher tiefer Geistesfinsterniß die deutsche Kaiserstadt bis herauf zur Regierung des Kaiser

Joseph II. gelegen war. Am beklagenswerthesten war die Justiz bestellt, das zeigte sich am auffälligsten auf diesem genannten Marktplatz, wo sich das Criminalgerichtshaus, die Schranne, der Pranger, die Gerichtsstätte und ringsherum die Reihen von Hundshütten ähnlichen Käfigen befanden, worin die sogenannten Verbrecher schmachteten, die der Mehrzahl nach denuncirte Hexen, Gaukler, Zauberer, Schwarzkünstler zc. waren, und täglich von der schaulustigen Menge ungestraft verlacht, ausgehöhnt und sogar mißhandelt wurden.

Durchblättert man die vergilbten Acten dieser Criminal-Processe bis herauf zu dem berühmten Sonnenfels, dem es unter der milderen Regierung der großen Kaiserin Maria Theresia gelungen ist, wenigstens die gräßliche Tortur (Folter) abzuschaffen, so ersieht man unzweideutig, daß bei Weitem die Mehrzahl der peinlichen Executionen durch Strang, Feuer und Schwert Justizmorde gewesen sind.

Solch ein Opfer war auch im Jahre 1611 eine gewisse Maria Walduglin, welche beschuldigt war, daß sie Hexerei,

Zauberei getrieben und auch eine unbekannte Person auf dem hohen Markte umgebracht habe. Sie ist auch eben daselbst auf die bloße Anzeige hin enthauptet worden.

Hiezu fügen wir noch die Gerichtskosten dieser Execution: „Dem Freimann für das Köpfen 30 Kreuzer; vor Schwert wischen 6 fr., um ein Paar Handschuh 4 fr. — dem Frohnboten vor Urtheil ausrufen 4 fr. — dem Bettelrichter vor Crucifix vortragen 15 fr. und dem Todtengräber 18 fr.

18. Die Trud. In Süddeutschland ist die Trud oder Trude als Unhold gleichbedeutend mit dem hoch- und norddeutschen Alp oder Alpdücken, dessen Ursache die Heilwissenschaft auf das Natürlichste erklärt. Fragt man das Volk, was es unter dem weiblichen Unhold, die Trude, versteht? so gibt es gewöhnlich zur Antwort: „es ist das eine Hexe“, oder auch: „es ist ein bunziger und knopfiger Zwerg, der sich des Nachts auf die Brust eines Schlafenden setzt, um ihn so stark zu drücken und zu quälen, daß er schier ersticken muß.“

Man sollte eigentlich D r u d e schreiben, denn ohne Zweifel stammt das Wort von

den keltischen Priestern, den Druiden ab, welche nach Julius Cäsar auch Aerzte, Richter, Zauberer und Wahrsager gewesen sind.

Um zu verhindern, daß des Nachts eine böse Trude, also ein Druidenweibchen, in das Haus oder Schlafgemach komme, zeichnet das abergläubische Landvolk ein sogenanntes Trudenkreuz, d. i. ein verschlungenes, allbekanntes Doppeldreieck:  an die Thüren, Wände und Fenster. Das hilft aber doch nicht immer, wird weiter gesagt, manche Trude weiß sich so winzig klein zu machen, daß sie durch eine enge „Klumse“ (Spalt, Ritze) kriechen kann. Oft kann man sie nicht einmal dadurch abhalten, daß man eine Haar- (Flachs-) Hechel mit den spitzigsten Nägeln oder Stiften auf die Brust legt. — Läßt man ein Pferd über Nacht auf der Weide, so geschieht es öfter, daß sich eine muthwillige Trud darauf setzt und so lang herumreitet, bis das arme Thier am Morgen vor Ermattung kaum mehr gehen kann u. s. w.

19. Legionen Berggeister. Der alte, böhmische Chronist Theobaldus schreibt: daß es im ganzen Königreiche Böhmen keine

Metallberge gebe, wo sich nicht im Innern, oder in der Nähe derselben, bei Tage wie bei Nacht, ungemein viele und verschiedenartige Berggeister sehen oder verspüren ließen. Einige derselben haben eine Größe von drei Ellen und einen Bart, der bis auf den untersten Bauch herabhängt und meist silbergrau und glänzend ist. Andere erscheinen in natürlicher Menschengröße und tragen Bergmannskleider mit Laternen, Schlägeln, Hämmern und anderen Berggeräthen; wieder Andere sind zwerghaft klein, darum aber doch keine wirklichen Kinder. —

In der Regel thun sie keinem Bergknappen etwas zu leide; nur darf er ihnen nichts in den Weg legen und ihrer spotten. Reizt er sie aber zum Zorn, so schleudern sie schwere Klumpen von Stein und Erz auf ihn und lassen ihn seinen bösen Uebermuth oft mit dem Leben büßen. Der Chronist führt hievon mehrere Beispiele an und fügt hinzu, daß es auch Kobolde gibt, die den Menschen, welche ihnen ihre kostbaren Schätze rauben, unversöhnlich feind sind und sie bald mit Einstürzen von Schachten, bald mit Wasser-Einbrüchen, bald mit ersticken=

den Dämpfen (d. i. schlagenden Wettern) schaarenweise tödten, oder aus den Minen zu vertreiben suchen.

20. Regionen weißer Frauen. Die weiße Frau, fast immer eins mit Ahnfrau, ist eine Volksfage, welche sich bekanntlich an Hunderte von Ritterburgen, Schlössern, Klöstern und alten Gebäuden knüpft und in ebenso viel poetischen Werken aller Art verwoben ist. Der Aberglaube wittert diese Spukgestalt noch heutzutage selbst in älteren Bauwerken, die noch nicht Ruinen sind, sondern bewohnt werden.

Bei unserem beschränkten Raume befassen wir uns blos mit jener weißen Frau, welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts als Familienmutter des Geschlechts der Herren von Rosenberg abwechselnd in Neuhaus, Krumau und Teltsch ihren Nachkommen bis in die neuere Zeit herauf als liebevoller und wohlthätiger Hausgeist erschienen ist. Man gibt ihr den Namen Bertha und fügt auch hier hinzu: „Die schöne Zeit ist längst vorüber, wo Bertha spannt!“

Am geneigtesten erwies sich diese wan-

delnde Ahnfrau ihrem geliebten Enkel Peter Wolf, zu dem sie des Nachts kam, als er eben einsam seine Familienpapiere durchlas. Da er bei ihrem Anblicke erbleichend zusammenfuhr, sprach sie in mildem Tone: „Erschrick nicht über mein unerwartetes Erscheinen; ich bin gekommen, um Dich, meinen Liebling, mit Glücksgütern zu überhäufen. Erhebe Dich also, Peter! und folge mir.“

Nachdem sich Herr Peter gefaßt hatte, zündete die weiße Frau ein überaus glanzvolles Licht in ihrer Handlaterne an und führte den Ritter, schwebenden Ganges voranschreitend, durch mehrere Gewölbe und Gänge in ein unterirdisches Gemach, worin sich eine große Truhe befand, welche sie ihm aufzuheben und fortzutragen befahl.

Als er sich anschickte, Folge zu leisten, sprangen plötzlich zwei große schwarze Hunde herbei und machten zähnefletschend und furchtbar belfernd Miene, ihn grimmig anzufallen und zu zerreißen. Die Ahnfrau beschwichtigte aber den Erschrockenen und gab zugleich jedem der Hunde einen Schlag mit der Hand, worauf sie unter gräßlichem Gebell verschwanden.

Sofort hob Herr Peter die Truhe auf

und trug sie im Geleite der Ahnfrau in sein Schlafgemach, wobei er sich höchlich verwunderte, daß er im Stande gewesen ist, solch eine schwere Last mit Leichtigkeit forttragen zu können.

Zuletzt sprach Frau Bertha noch zu ihm: „Er wolle diesen Familienschatz stets mit weisem Gebrauche genießen und immer getreu die Pfade des Rechtes und der Gottesfurcht wandeln“ — wornach sie ihm noch mit einem mütterlich liebeichen Abschiedsgruß zulächelte und vor seinen Augen unsichtbar wurde.

Die Sage fügt noch hinzu: daß die Truhe einen ungemein reichen Stammschatz in Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen enthalten habe, und hier zur Zeit des Königs Przemysl Ottokar II. während seiner Kämpfe mit dem Kaiser I. von Habsburg in Sicherheit gebracht worden sei.

21. Eine Goldhöhle. Eine schlesische Volksage versetzt einen Berggeist der furchtbarsten Gattung in eine tiefe schauerliche Felsenhöhle, welche unweit Freiwaldau gelegen ist und so sehr von gediegenem Golde strotzt, daß man mit dem hundertsten Theil

dieses edlen Metalls ein Millionär sein würde.

Diesen Goldschatz hütet aber jener Kobold, der in sich alles Gräßliche und Scheußliche vereinigt, was einzeln ein Bär und Wildschwein, ein Lindwurm und Drache, ein Tiger und eine Schlange an sich haben; auch kann er sich in alle diese Thiere verwandeln und Schreckgestalten annehmen, daß man schon beim bloßen Anblicke erstarrt.

Nichtsdestoweniger haben sich im Laufe der Zeiten schon viele kecke Bursche und habgüchtige Männer in sträflicher Vermessenheit mit Waffen und Panzern ausgerüstet, in diese zauberhaft anlockende Goldhöhle zu treten unterfangen, jedoch ist keiner von ihnen jemals wieder zurückgekommen.

In Folge dieser vielen Unglücksfälle hat demnach vor etwa hundert Jahren die Gemeinde den weisen Beschluß gefaßt, an den Eingang dieser Bergschlucht einen großen Stein zu wälzen, damit Niemand mehr versucht werde, hinein zu gehen, und überdies auch in der guten Meinung, daß der Berggeist vielleicht ersticken oder verkümmern werde. — —

Derselbe Chronist schreibt ferner: „Anno 1651, den 16. und 17. September, wurde in Schlesien wider die Hexerei, so an Männern, Weibern und Kindern erschrecklich überhand genommen, grausamlich exequiret, und wurden allein in Zuckmantel acht Henker gehalten, welche alle Tage vollauf zu thun hatten.“ —

22. **Ahasverus.** Die Sage, oder wenn man will, die Legende vom ewigen Juden, genannt Ahasverus, ist eine der sinnreichsten und großartigsten, die es überhaupt gibt. Als Christus, heißt es, unter der Last des Kreuzes am Calvarienberge hinanstieg und erschöpft einen Augenblick auf der steinernen Bank des jüdischen Schusters Ahasver ausruhen wollte, stieß ihn dieser unter Verwünschungen herzlos hinweg. Da sprach der Weltheiland zu dem Grausamen die Worte: „Nun sollst Du wandern bis Ich wieder komme.“ —

Seitdem wandert der Unglückliche von Land zu Land, von Ort zu Ort ohne Rast und ohne Ruh, von Gewissensbissen und Reue gepeinigt, wie der größte Verbrecher. Er wünscht nichts sehnlicher, als sterben zu

können, allein er kann es nicht, die Ruhe des Grabes ist ihm auf allen Wegen versagt. Ihn tödtete kein grimmiger Tiger, kein giftiger Schlangenbiß; kein Blitzstrahl trifft seinen Scheitel, keine Klinge zerschneidet seinen Lebensfaden, kein Pfeil, keine Kugel nimmt ihm das peinlich erdrückende Leben, kein Sturz vom Felsen zerschmettert seine Glieder, und springt er verzweifelt in das sturmgepeitschte Meer, wirft ihn die brausende Fluth wieder an's Ufer zc.

Dieser Sage, welche auf einer Stelle des Evangelisten Johannes (21, 22—28) beruht, haben sich schon viele Dichter und Gelehrte bemächtigt. Man will in Ahasver ein Sinnbild des gesammten heimatlosen und stets wandernden Judenthums erblicken, das nirgend Rast und Ruhe findet, zur Strafe, weil es in Christo nicht den prophezeiten, wahrhaften Messias erkannt hat. — Uebrigens hat es im Laufe der Zeit viele Betrüger gegeben, welche die Rolle des Ahasverus spielten und eigennützig das Erbarmen leichtgläubiger Menschen spitzfindig zu erwecken und auszubeuten gewußt haben.

23. **Kepler's Mutter.** Johann Kepler, der ausgezeichnete deutsche Gelehrte und Vater der neueren Astronomie, von Geburt ein Württemberger, hatte einen großen Theil seines Lebens in Graz, Linz und Prag zugebracht. Zuletzt war Wallenstein sein Protector. Indes ist der Helldenker, beeinflusst vom Geiste seiner Zeit: 1571—1631, ebenso wenig ganz frei geblieben von astrologischen und magischen Irrthümern, als Tycho de Brahe am Hofe des Kaisers Rudolf II. in Prag.

Was Kepler's Mutter betrifft, war sie entschieden und derart vom Hexenglauben befangen, daß sie im Jahre 1620, wo sie bereits 74 Lebensjahre zählte, ihrer unheimlichen Reden und Handlungen wegen für eine wirkliche Hexe erklärt und in einen hochpeinlichen Proceß verwickelt wurde, der 14 Monate lang gedauert hat. Sie wäre auch in der That verbrannt worden, hätte sie nicht ihr berühmter Sohn mit allem Aufgebot der Beredsamkeit standhaft vertheidigt und den Richtern den Lösepreis von 400 Gulden bezahlt, was damals an sich eine nicht geringe Summe und speciell eine fast unerschwingliche für der großen Gelehr-

ten war, der beinahe immer mit Noth und Armuth schwer zu kämpfen hatte.

24. Wilde Weiber. In die Tiefthäler, Felsenschluchten und Wälder der Karpathen, wo nördlich wie südöstlich slavische Völkerstämme wohnen, während die siegreichen Magyaren von Anbeginn die fruchtbaren Ebenen in Besitz genommen haben, versetzt der Aberglaube die sogenannten Dzwivozony, das ist: wilde Weiber und Mädchen, ungefähr das, was in den Alpen die böartigsten Feyen, Nixen und weiblichen Gespenster sind.

Das Hauptgeschäft der Dzwivozony besteht im Diebstahl und verlohnt sich um so leichter, weil sie sich unsichtbar machen können. Nehmen wir Rücksicht auf die Geschichte, d. i. auf die gewaltsame Eroberung des Landes und Zerspaltung des slavischen Elements durch den Heldenherzog Arpad, so erblicken wir um so mehr plausible Gründe für die Habsucht der wilden Weiber, indem sich darin auch zugleich ihr angeborener Nationalhaß und ihre Rachsucht augenfällig abspiegelt und sich in anderen Formen bis zur Gegenwart forterbt und

in der czechischen Opposition den schärfsten Ausdruck findet.

Am empfindlichsten werden die Diebstahle der Dzwivozony dadurch, daß sie mit Vorliebe kleine, aber hübsche Kinder aus der Wiege stehlen und dafür häßliche Mißgeburten zurücklassen, es läßt sich ja ermessen, wie die Mutterherzen der Beraubten bei diesem Umtausch von Schreck, Leid und Verzweiflung erfaßt und durch's ganze Leben gemartert werden müssen!

Einmal ist es indeß doch geschehen, daß eine Dzwivozona das gestohlene Kind wieder zurückbrachte, weil sie erlauschte, daß die Mutter desselben den ausgetauschten Wechselbalg unbarmherzig mit Ruthen strich und über die Diebin die schrecklichsten Verwünschungen austieß. Sonach ist es das blutende Mutterherz gewesen, das die Diebin zum Rücktausche bewogen hat. *Naturam expellas furca, tamen usque recurret* — d. i. „Magst du auch die Natur mit einer Gabel austreiben, kehrt sie doch wieder zurück.“ —

25. Die Habergais. Unter dem Ausdrucke: Habergais verstehen die Landleute

in Oberösterreich einen unheimlichen Waldgeist in Gestalt einer gehörnten und langbärtigen Ziege. In den Nächten, wo sie sich zeigt, meckert sie widerlich laut und überaus kläglich und mit diesem Geschrei verkündet sie der Nachbarschaft jedesmal ein bevorstehendes Unglück.

Man erzählt sich hievon einen besonderen Fall. Einmal ist ein Mann, der in die tiefste Armuth gerieth und in Schulden rann, von seinen unbarmherzigen Gläubigern auf das Peinlichste verfolgt worden. Es blieb ihm kein anderer Ausweg mehr übrig, als die Flucht in den nächsten Wald. Hier traf er die Habergais und klagte ihr seine Gefahr und sein Elend. Sie mochte das als Geist wohl wissen, erbarmte sich seiner und ernährte ihn mit ihrer Milch wie eine Kuh.

Nicht lange darnach gelang es dem herzlofesten und wüthendsten seiner Gläubiger eine Spur von seinem Versteck auszuwittern, wornach er nicht säumte, mit wilden Fanghunden Jagd auf ihn zu machen. Als sich der Schuldner entdeckt sah, gerieth er ob seiner bedrängnißvollen Lage in Verzweiflung, umschlang seine theure,

vierfüßige Amme mit beiden Armen und stürzte sich mit ihr von einem hohen Felsen in den Abgrund. —

26. Der böse Blick. Durch die ganze apenninische Halbinsel, so wie auch in Dalmatien, Istrien und Südtirol, kurz, wo immer ein Italiener athmet, ist es ein feststehender Glaube: daß manchem Menschen ein böser Blick (*mal occhio*) von Natur aus angeboren sei. Es ist das eine eigene Art bösen Geistes, der überall nur Unheil stiften kann; wer von ihm getroffen wird, muß entweder verdorren und langsam hinsiechend sterben, oder es begegnet ihm sonst ein unvermeidliches Unglück, das ihn von der schmalen Brücke des Daseins stoßt.

Dieses unselige Angebinde der Natur, das der beste Mensch von der Wiege her an sich haben und seiner nicht mehr los werden kann, ist heilloser und verderblicher, als ein sogenannter Basiliskenblick, als ein Vampyr, als ein *second sight*, d. i. ein zweites Gesicht, nach dem schottischen Aberglauben, denn das böse Auge (*mal occhio*) ist auch für denjenigen selbst, der es an sich hat, vom größten Uebel. Er

darf ja ein schönes Mädchen, das seine herzliche Neigung gewonnen, er darf ein theures Weib, ja! sein eigenes Kind nicht zärtlich und liebelächelnd anblicken, ohne ihm nicht Verderben zu bringen. Es ist auch schon so mancher Inhaber dieses mehr als giftigen Blickes aus Verzweiflung zum Selbstmörder geworden; er wäre gewiß lieber ein Mann ohne Kopf gewesen, wie er in norddeutschen Sagen spukt.

Die Italiener gehen in ihrem Wahne, richtiger Wahnsinn, so weit, daß sie fest behaupten: der böse Blick gehe von dem Besizenden sogar auf dessen getreues Porträt über und sei auch vom Bilde aus noch Verderben bringend. Sie citiren als Beispiel einen Maler, Namens Pietro Vino, der sich selber porträtirte und den ihm angeborenen Blick mit derselben unheilvollen Wirkung auch auf das Bild übertragen hat. Si non è vero, è ben trovato.

27. Ein Wundersieg. König Andreas I., der vom Jahre 1046 bis 1063 in Ungarn regierte, mußte mit dem deutschen Kaiser Heinrich III. drei Jahre lang Krieg führen, behauptete sich aber kraft eines höheren Bei-

standes siegreich auf seinem Throne. Da indeß zufolge dieser Anstrengungen sein Land wie seine Streitmacht ungemein geschwächt war, benützten das die noch heidnischen Slaven hinter den Karpathen, fielen verheerend wie Raubthiere in das Tiefland ein, mordeten und plünderten mit ebenso viel Grausamkeit als Habsucht und hatten es insbesondere auf die christlichen Kirchen und deren goldene und silberne Schätze und Geräthe abgesehen.

In dieser peinlichen Gefahr und Noth raffte König Andreas in aller Eile seine Streitkräfte zusammen, führte sie selbst gegen den furchtbaren Feind und war so glücklich, denselben in die Flucht zu schlagen.

Sofort griffen aber die heidnischen Heerführer zu einer Kriegslist und befahlen ihren Streitern, daß sie alle geraubten Schätze und Kostbarkeiten von sich werfen sollen, um nach abgeschüttelter Last ihre Waffen besser gebrauchen oder auch schneller entfliehen zu können und zugleich die Magyaren zu blenden, aufzuhalten und sodann mörderisch über sie herzufallen.

Die Kriegslist schien gute Wirkung zu haben; die christlichen Kämpfer fielen hab-

gierig über die weggeworfenen Schätze her und unterließen es, den Gegner wie bisher zu verfolgen und aus dem Lande zu jagen.

Als das der König sah, faltete er die Hände, sank auf die Knie und flehte mit Inbrunst, daß sich die eingesammelten Kostbarkeiten in Steine verwandeln mögen. Dieses Wunder ist auch geschehen, weshalb seine Krieger die werthlos gewordenen Lasten wegschleuderten und, auf's Neue zum Kampfe entflammt, den Feind weiter verfolgten und einen glänzenden Sieg errangen. Bei ihrer Rückkehr ersahen sie zur lohnenden Freude, daß die Steine wieder zu Gold und Silber geworden sind. Diese Sage erinnert an die Legende der frommen, ungarischen Elisabeth.

28. Hero und Leander. Zwischen den Dörfern Altmünster und Traunkirchen, am westlichen Ufer des malerischen Traun- oder Gmundner Sees befindet sich das weit ausgedehnte Alpenthal, Biechtau genannt, und vertieft sich westwärts bis an den Fuß des langgestreckten Höllengebirges, an das sich gegen Norden der waldige Hangar anschließt. In dieser Thalebene erzeugt sich der soge-

nannte Biechtauer= oder Fürchtauerwind, wie die Bora am Karst, und ist für die Schifffahrt auf dem Traunsee eine höchst gefährliche Geißel. Demzufolge nennen ihn auch die Schiffer, Fischer und Anwohner keine natürliche Erscheinung, sondern eine schadenfrohe Sendung der bösen Wald- und Berggeister, welche im Hölleugebirge zu Myriaden hausen. Im Einverständniß mit ihnen, heißt es weiter, scheint eine Hexe oder Zauberin zu sein, welche im Jägerhaus am Stein ihren geheimen Wohnsitz und großen Einfluß auf die Umgebung hat.

Traunkirchen besitzt ein Frauenkloster, welches der Herzog Ottokar IV. im Jahre 1115 gegründet haben soll. In diesem Stifte lebte einmal eine Nonne, welche von ihren Angehörigen gezwungen worden war, den Schleier zu nehmen, denn sie hatte ihr Herz, wie die griechische Hero an Leander oder wie die Shakespear'sche Julie an Romeo, an einen ritterlichen Jüngling verschenkt.

Der Gmundner See hat zwischen Traunkirchen und der Korbachmühle an der Seite des Traunsteins seine größte Verengung, das hindert aber die feindseligen Geisterstürme der Biechtau keineswegs, die grünen

Wellen des Sees hier ebenso, wie sonst überall, tosend aufzuwühlen, zu Schaum zu peitschen und die Schiffe oder Rähne umzustürzen und in den Abgrund zu wirbeln.

So ist es auch eines schlimmen Tages geschehen, daß der ritterliche Leander des Salzkammergutes vom östlichen Seeufer nächtlicher Weile, wie seit lange schon, kühnen Muthes hinüber schwamm zu der geliebten, umschleierten Hero, die seiner im Klostergarten voll der glühenden Sehnsucht harrte, diesmal aber von ahnungsvollen Schauern durchweht war, weil sie stärker als je die Fluthen brausen, den Sturm heulen, die Bäume ringsum rauschen und knattern hörte.

Angstvoll verging für die Liebende Stunde um Stunde; der Morgen begann zu grauen, das Glöcklein rief sie zur Hora, zur Andacht, sie hörte, ja, sie wollte den Schall nicht hören, kletterte über die Gartenmauer, wie es sonst der Geliebte gethan, sprang hinab an das felsige Ufer, spähte ringsumher mit leuchtenden Augen, breitete mit beiden Händen das Seeschilf auseinander, umfing mit beiden Armen die Leiche des geliebten Jünglings und versank mit

ihm durch das Wellengrab in ein besseres Jenseits.

Diese rührende Sage ist von vaterländischen Dichtern schon vielfach lyrisch, episch und dramatisch bearbeitet worden, wie es dem gebildeten Leser sicher bekannt ist.

29. Spuk über Spuk. Es dürfte in unserem Vaterlande kaum einen Winkel geben, der so sehr von wunderbarlichen Sagen und unheimlichen Geschichten wimmelte als die reizenden Umgebungen von Ischl, welche in der neueren Zeit sozusagen ein Vorort der kaiserlichen Residenzstadt geworden ist.

Eine alte Chronik von Goisern fabelt von einer riesigen Stadt, die dort an beiden Ufern der Traun gestanden haben soll; von einer Goisernburg, wo mächtige Fürsten gethront, von einer Burg Reichenstein, nachmals Wurmstein, von einer Weste Wildenstein, wo tapfere Ritter gehaust haben. Sie läßt den heiligen Petrus aus Rom hier kommen, Wunder wirken und die Heiden bekehren.

Alle Höhlen und Schluchten rings umher waren einst von Kobolden aller Art be-

wohnt; insbesondere hat es einen Lindwurm von so entsetzlicher Stärke, Wuth und Grausamkeit gegeben, daß er alle Menschen und Thiere zerfleischt und verschlungen und das ganze, schöne Thal in eine öde Wüste verwandelt hat.

Auf den umliegenden Bergrücken tanzen allnächtlich die Wald- und Berggeister unzüchtig mit Hexen und Feyen und rollen muthwillig manch großes Felsenstück herab, das in der Ebene die Häuser zertrümmert, Menschen und Vieh tödtet. Auch läßt sich bisweilen der gehörnte Holzbock sehen, der Teufel nämlich, richtiger vielleicht ein zurückgebliebener Steinbock. In einer Thalschlucht am Hallstädter See trifft man bisweilen eine Schlange, die aussieht, wie ein großer, astloser Tannenbaum, sich in der Sonne quer über den Weg legt und diesen oft stundenlang versperrt.

In der Nähe von Lauffen befindet sich das schreckliche Hölleloch, das ist eine sehr dunkle und tiefe Felsenhöhle, worin ein See liegt, der Gift ausdünstet und ein goldener Schatz von unberechenbarem Werthe, aber gehütet von bösen Geistern und dem Satan selber. Man findet darin ganze Hau-

fen von Knochen, das ist von Ueberresten der verwegenen und habfüchtigen Menschen, die vermessenlich hineingedrungen sind, in der Hoffnung, den kostbaren Schatz beheben zu können und steinreich zu werden u. s. w. —

30. Die jüngste Spukgeschichte in Wien. Es war erst vor zwei Decennien, als in der Vorstadt Mariahilf, im Hause zum „weißen Kreuz“ ein junges Mädchen eines natürlichen Todes starb, und noch an demselben Tage hieß es, daß ihr Geist umgehe und im Hause spuke. Ein naher Verwandter der Verbliebenen kommt leichenbläß und kaum eines Wortes mächtig in das Gemach zu seinen Angehörigen. Entsetzt fragt man ihn um die Ursache seines Schreckens. „Ach!“ seufzt der Gefragte mit gepreßter Stimme, „ich sah die Verstorbene! Als ich über die Stiege herauf ging, kam sie mir leibhaftig entgegen. Ich konnte vor Entsetzen nicht von der Stelle, und kann es in der That nicht sagen, wie ich herauf gekommen bin.“ Bald hieß es überall, die Verstorbene N. geht um, und jedes Mütterchen machte drei Kreuze, wenn es an dem verruchten (!) Hause vorbei gehen mußte. —

Nicht genög, daß die Hingefchiedene dem Verwandten erschienen feyn foll, erfüllte ein anderer Vorfall alle Hausgenoffen mit neuem Schrecken. — Man faß eben bei Tifche und ein kleines fiebenjähriges Mädchen fchließ ruhig in feinem Bettchen. Plözlich ftieß es einen Schrei aus und alle fahen das arme Kind auf dem Boden liegen, frampfhaft zuckend und das Geficht verzerrend. Man eilt ihm zu Hilfe und findet es fchrecklich entftellt: das Geficht faft verkehrt nach rückwärts, die Gliedmaßen verrenkt und gelähmt. Alles das wurde natürlich auf Rechnung des Geiftes gefetzt, und das verftorbene Mädchen, welches in feinem ganzen Leben Niemanden beleidigt hatte, wurde als häßlicher Plagegeift verfchrien und verwünfcht.

Hiezu kommt noch ein Umftand, der wenigftens anfangs eine fchreckenvolle Senfation erregt hat. Bei dem Bette, wo das Mädchen verftorben war, hing eine Glockenfchnur. Nach ihrem Tode fchellte es plözlich am felben Tage und alle Anweftenden ftarrten einander an. Keiner getraute fich in das Gemach zu gehen und die Urfache aufzufuchen, denn Jeder glaubte feft, die

Verstorbene habe geläutet. Endlich entschlossen sich einige muthvolle Männer hinzugehen. In dem Momente, als sie die Thüre öffneten, schellte es wieder — sie sahen aber kein lebendiges Wesen, und als sie erschreckt umkehrten, schallte die Glocke abermals.

Sohin entschloß man sich, an der Thüre zu warten und aufmerksam zu lauschen, um der gespenstischen Erscheinung auf den Grund zu kommen. Das läutende Wesen kam auch alsbald zum Vorschein, es war ein niedliches Käzchen, das bei eingetretener Stille aus dem Bette hervorsprang, wo es sich versteckt hielt und mit den Pfoten an der Klingelschnur spielend zupfte und zerrte, wie es bekanntlich die Katzen gern und häufig zu thun pflegen.

III. Thiersagen und Märchen.

Man wolle die eigentliche Thiersage mit dem sogenannten Thierdienst ganz und gar nicht vermengen oder in einen unmittelbaren Zusammenhang bringen, am allerwenigsten aber mit der Fabel, welche seit Aesop und Phädrus für sich selbst eine eigene Dichtungsart bildet.

Der Thierdienst der alten Egyptier und Indier beruht auf einer göttlichen Verehrung gewisser, theils nützlicher, theils schädlicher Thiere, insoferne sie in der animalischen Natur etwas Uebermenschliches und Wunderbares erblickten. Zugleich gründet sich diese Verehrung auf den Wahnglauben der Seelenwanderung, weshalb viele Thierarten, z. B. der Apis, der hundertköpfige Anubis in Egypten, aber noch viel mehr in Indien die Zebu-Kuh bis hinab zur Ameise für heilig und unverletzbar gehalten wurden, und wo man in Surate für franke Fliegen, Käfer, Spinnen, Würmer, Wanzen zc. sogar eigene Spitäler errichtet hat.

Die germanische Thiersage ist eine für sich bestehende Schöpfung der Phantasie und gehört unmittelbar in das Gebiet des Aberglaubens. Ihr Ursprung ist sehr alt und steht zunächst im Zusammenhange mit der nordischen Mythologie, wie wir sehen und hören werden. Die Hauptthiere in diesem Sagenkreise waren im siebenten und achten Jahrhundert nach Christus nur noch wenige: der Fuchs, Bos, auch Reginhart und Renart genannt, später Reinecke; der Wolf oder Isengrim; der

Bär oder Brum; der Löwe und einige andere, meist wilde Bestien.

Ein Literaturhistoriker schreibt: „Gleichwie die Begebenheiten einer Heroenwelt sich im Volke zu umfassenden Sagenkreisen ausbildeten, so gestaltete sich auch aus kindlich=phantasievoller Auffassung des Thierlebens eine Thiersage, deren Charakter anfangs durchaus episch war, jedoch schon früh die didaktisch=satyrische Richtung in sich aufnahm.

Das Volksmärchen, auch Märe, vulgo Marl, genannt, von dem alten Zeitworte maran, d. i. erzählen, abgeleitet, ist bekanntlich eine profaische Dichtungsform, in welcher meist eine wunderbare, in's Gebiet der Geisterwelt eingreifende Begebenheit erzählt wird.

Als die besten Märchen sind unstreitig diejenigen anzusehen, welche in ihrem Inhalte, wie in ihrem Baue eine einfache, rein natürliche Kindlichkeit, daher so wenig als möglich eine künstlerische Gestaltung an sich haben.

Unbezweifelt ist die glühende Phantasie des Orients die erste und reichhaltigste Quelle

gewesen, aus welchen das Märchen in den gefälligsten Formen geflossen ist. Wer kennt und bewundert nicht vor allen anderen die arabischen Meisterschöpfungen, zumal: Tausend und Eine Nacht, welche alle anderen derartigen Erzeugnisse im Morgen- und Abendlande weit überragen?

Indeß hat auch unsere germanische Heimat vielfach Tüchtiges geschaffen, und zwar schon frühzeitig, vor den Kreuzzügen und neben den Thiersagen, mit denen sie nicht selten in einer inneren Verbindung stehen. In den von den Gebrüdern Grimm gesammelten Volksmärchen die „Kinder- und Hausmärchen“, tragen nicht wenige das Gepräge eines sehr hohen Alters.

Im 15. und 16. Jahrhundert hat sich die deutsche Kunstpoesie vieler Volksagen bemächtigt und diese, vielfach fremdländischen, Stoffe erweitert, umgestaltet und als Volksbücher in Druck gegeben. So sind bekanntlich: Fortunat, Kaiser Octavian, Magellone, Melusine, die Haimonskinder, Genovefa und andere erschienen. Von den neueren Dichtern wollen wir nur noch Musäus als Verfasser der bekannten: „Volksmärchen der Deutschen“ an-

führen und zur Aufstellung unserer kleinen Ausbeute schreiten.

1. Ein Basilisk. (Thiersage.) Man hatte schon in den ältesten Zeiten von einem Wunderthiere gefabelt, das sich irgendwo in einem Reiche der Natur finden ließ und gab ihm den Namen Basilisk. Nachmals übertrug man diesen Namen auf eine in Südamerika entdeckte Eidechsenart mit einer Haube auf dem Kopfe und einem Kamm auf den Rücken. *Lacerta basiliscus*.

Im Jahre 1212, also lang vor der Entdeckung Amerika's, hat man, den ältesten Annalen Wiens zufolge, in der inneren Stadt, in einem Hause der Schönlaterngasse, nahe der Universität, im Brunnen das besagte Wunderthier aufgefunden und ihm den Namen Basilisk oder Eidechsenkönig gegeben. Dieses Monstrum hatte ungefähr die Gestalt und Größe eines kalekutischen Hahnes mit einer großen und blauen Nase, wie der Mandril, feurig blickenden Augen, großen Stacheln am Hinterkopfe, am Halse und Rücken, wie über den ganzen Leib war es mit Schuppen bedeckt und hatte drei Hörner auf dem Kopfe.

Der Volksfage nach verdankte es sein Entstehen einem Hahne, der alle 15 Jahre ein Ei legt. Dieses zauberhafte Ei brüete eine Mauerkröte in einem dunklen Gewölbe, Keller oder Brunnen aus und sei auch die Amme dieser scheußlichen Mißgeburt, die schon durch ihren bloßen Blick Menschen und Thiere tödten kann. Seinen eigenen Tod fände das Ungethüm nur dann, wenn man ihm einen Spiegel vor die Augen hielte, denn es würde aus Zorn und Entsetzen über seine Mißgestalt mit einem lauten Knall zerplatzen.

Das oben erwähnte Haus, wo dieses phantastische Thier aufgefunden wurde, führt noch heutzutage den Namen Basiliskenhäus und hat außen ober der Eingangsthür ein Bild aus Eisenblech, das mit der vorstehenden Beschreibung vollkommen übereinstimmt.

2. Vier Jungfrauen. (Märchen.) Wir entnehmen das folgende, zart sinnige Märchen dem Werke „Schimpf (d. i. Scherz) und Ernst“ des Dichters Johannes Pauli, der von Geburt ein Elsässer, also damals ein Oesterreicher war. Dieses Buch ist

seit 1520 in vielen Auflagen im Drucke erschienen.

Eines schönen Tages kamen auf einem blühenden Gehilde vier liebliche Jungfrauen zusammen und unterhielten sich eine geraume Weile mit gemüthlichen Gesprächen, heiteren Tänzen und Spielen, wie es unschuldige Mädchen zu thun pflegen. Sofort sagte eine aus ihnen: „Liebe Schwestern! da wir uns heute so gut unterhalten haben, so mache ich den Vorschlag, daß wir uns nächstens wieder zusammen finden sollten.“

Da sich Alle freudig einverstanden erklärten, fragte sie die nächststehende Gespielin: wie sie heiße, und wo sie wohne. — Die Gefragte antwortete: „Ich heiße Luft und wohne da, wo ihr sehet, daß sich ein Blättchen am Baume, ein Blümchen auf der Wiese bewegt.“ — Die Zweite versetzte: „Ich heiße Feuer und wohne in jedem harten Steine, wo ich allsogleich herauskomme, wenn man mit Eisen oder Stahl daran schlägt.“ — Die Dritte sagte: „Mein Name ist Wasser, sucht mich an den Wurzeln des grünen Schilfrohres auf feuchtem Grunde, da bin ich gewiß und am leichtesten zu finden.“ —

Die Vierte senkte ernst und düster ihr Köpfchen und mußte wiederholt gefragt werden, bis sie tieffseufzend die Antwort gab: „Ach, ich heiße Erde-Wahrheit, aber fragt mich nicht, wo ich wohne, ich habe leider keinen feststehenden Aufenthalt, denn wo ich immer weilen will, bin ich verhaßt und werde unablässig und schuldlos von einem Wohnsitze zum andern vertrieben.“ (Veritas ubique odiosa.)

3. Der Fisch Celebrant. (Thiersage.)
In dem vor zweihundert Jahren im Druck erschienenen Traktätlein des Johann Rasch über das Erdbeben lesen wir, wie sich seine Zeitgenossen das Erdbeben zu erklären verstanden haben. „Es begibt sich oft“, schreibt er, „daß das Erdreich erbebt in etlichen Länden, also daß Burgen niederfallen und etwa ein Berg auf den andern. Nun wissen aber gemeine Leute nicht, woher solches komme. Davon dichten aber alte Weiber, daß sie meinen: „es sei ein großer Fisch und heiße Celebrant, darauf stehe das Erdreich und er habe den Steuß oder Schwanz im Munde, und wann sich der recke, oder umkehre, so erbebe das Erdreich.“ —

Der Chronist hat leider vergessen oder vergessen wollen, uns seine eigene Ansicht über die Grundursache des Erdbebens mitzutheilen. — Uebrigens erinnert diese alte Volkssage lebhaft an die oben besprochene Midgardschlange in der nordischen Mythologie, welches riesige Ungeheuer an der Meeresküste lag und sich als böses Wesen rings um die Erde geschlungen haben soll, bis es der gewaltige Thor erlegt, aber im Kampfe selbst auch den Tod gefunden hat.

4. Ein Seelenhandel. (Märchen.) Der oben Nr. 2 erwähnte Dichter Johannes Pauli schreibt: „Es saßen einmal lockere Gefellen in der Schenke, sprachen wacker dem Weine zu, spielten Wüfel und redeten mitunter von der menschlichen Seele. Da sagte Einer von ihnen: „Wir sind wirklich dumme Narren, daß wir uns von den Paffen be-thören lassen und glauben, es gebe eine Seele und nach diesem Leben noch ein anderes Leben. Ich habe all mein Geld verspielt, kaufet mir jetzt zum Einsatz meine Seele ab.“ Keiner wollte sie kaufen. Da kam ein Mann zur Thüre herein und fragte, was sie miteinander gesprochen hätten. Sie sagten es

ihm, und er versetzte: „Junge! ich will dir deine Seele für einen Gulden ablaufen.“ — Jener nahm den Kauffschilling an und spielte weiter. Als sich die Zecher anschickten, heimzugehen, sagte der Seelenkäufer: „Ihr Gefellen! ist es nicht recht und billig, daß, wenn Jemand ein Pferd kauft, ihm auch der Zaum gehöre, damit er es fortführen könne?“ —

Als die Jungen das bejahten, sprach der Käufer — das war der Teufel — — „Ich habe deine Seele gekauft, junger Mann! somit habe ich auch den Zaum, das ist, deinen Leib gekauft!“ —

Also nahm der arglistige Erbfeind den Leib und die Seele und fuhr damit von dannen. So hat es der Ungläubige erfahren, daß es nach diesem Leben noch ein anderes Leben gibt.“ — Pauli schließt sein gut erfundenes Teufelsmärchen mit den Worten: „Wahrlich hätte es Mancher noth, daß er solche Dinge in eifrige Betrachtung ziehe.“

5. Der Lindwurm. (Thiersage.) Die schauerliche Sage vom Lindwurm ist im Grunde nur eine Variation jener indischen

und altgriechischen Mythen, welche von Drachen, Typhonen, Greifen und ungewöhnlich großen Schlangenungethümen handeln. Ungefähr dieselben Kämpfe, welche ein Perseus, Herkules, Jason zc. in der griechischen Heroenzeit, oder der nordische Donnergott Thor und der gewaltige Thyr zc. mit furchtbaren Land- und Seeungeheuern bestanden haben, ließ man im christlichen Mittelalter unsere abenteuerlichen Ritter bestehen und bald hier, bald dort die wundervollsten Heldenthaten verrichten.

Es dürfte in unseren Ländern wenig große und schauerliche Felsenhöhlen geben, wo neben anderen Unholden nicht auch ein entsetzlicher Lindwurm gehaust hätte. Wie aber solch eine scheußliche Ausgeburt der Phantasie ausgesehen hat, wird man uns zu schildern erlassen, da es in Tausenden von Bildern zc. vorhanden ist.

Auch besassen wir aus Mangel an Raum nur mit einer einzigen Lindwurmsage, nämlich mit der Legende des Ritters St. Georg, welche überdies auch einen naturhistorischen Anhang von wichtiger Bedeutung hat.

Der Heldenritter St. Georg, ursprünglich ein asiatischer Prinz, ist der christliche Perseus, erlegte in seiner Heimat den Lindwurm und rettete damit eine Königstochter, Namens Aja, aus ihrer hochpeinlichen Todesgefahr. Die Ungarn hingegen versetzen diese siegreiche Heldenthat auf ihren eigenen Grund und Boden in eine große, schauerliche Felsenhöhle an der unteren Donau neben der Burgruine Golubac oder Kolumbac und erzählen: „Aus dem Haupte des hier erlegten Höllenungethüms fliegen alljährlich zwei und drei Mal im Sommer wolkenähnliche Schwärme von Mücken hervor, die eine entsetzliche Plage des Landes sind.“

Diese Mücken oder Fliegen sind eigentlich braungrünliche Bre m m e n, welche Ofen zu den Kriechschnacken (Simulium) zählt. Der Landmann hält sie ihrem Ursprunge gemäß für wirkliche höllische Wesen, da sie ihm manchmal in der That unberechenbaren Schaden bringen. Diese äußerst lebhaften Beißfliegen überfallen, ähnlich den sonneverfinsternden Heuschrecken-Schwärmen, die Viehherden auf der Weide, suchen sich die zartesten Theile aus, kriechen und fressen sich in die Ohren, in die Augendrüsen, in

die Nasenlöcher, in die Luftröhren, in die Eingeweide der Thiere hinein und tödten sie unter unsäglichen Schmerzen. Jeder Stich oder Biß erzeugt schnell eine brennende Geschwulst; oft fallen ihnen ganze Herden zum Opfer, da sie durch nichts abzuwehren oder auszurotten sind.

Mit besonderer Wuth hausten diese Kolumbacher Mücken, die oft Tagreisen weit verheerend ausflogen, im Hochsommer des Jahres 1842. Damals haben sie im Distrikte Pozarevac allein 1612 Stück Rinder, 420 Pferde, 2152 Schweine, 70 Ziegen und einen Esel getödtet u. s. w.

6. Der Felsen Babakai. (Märchen)

In der unteren Donau, unweit der schönen Insel Moldowa, ragt aus dem Strome ein kahler Felsen hervor, der den Namen Babakai führt, das heißt „Bereue“. Daran knüpft sich das folgende Schiffermärchen: Ein vornehmer Türke an der nahen Grenze verliebte sich in die junge reizende Gemalin eines ungarischen Edelmannes und beschloß, sie gewaltsam zu entführen und als Odaliske seinem Harem einzuverleiben.

Wohl gelang es ihm, die Schöne in Abwesenheit ihres Gemals zu rauben, aber auch ihr gelang es, dem Muselmanne zu ent schlüpfen und nach Hause zu entkommen. Da sprach der erzürnte Aga oder Pascha zu seinem Janitschar: „Sehe der Entlaufe- nen eilig nach, wenn Du sie mir aus ihrem Schlosse heil zurückbringst, sollst Du zum Lohne zehn Beutel Goldes erhalten.“ —

Der wildmuthige Janitschar schwang sich wohlbewaffnet auf seinen Renner, drang in das Schloß, hieb hier Alles nieder, was sich ihm widersetzte, ergriff die reizende Edel- frau, lud sie auf seinen Renner und brachte sie seinem Gebieter zurück. —

„Babakai — bereue!“ — rief ihr dieser zornglühend entgegen und ließ sie zur Strafe für ihren Kalt Sinn auf dem benannten Fel- sen aussetzen, damit sie dort anderen Sin- nes werde — oder des Hungers sterbe.

Die Edelfrau, ihrem Gemal wie ihrem Glauben getreu, bereute nicht, wurde nicht anderer Sinnes und starb auch nicht des Hungers. Sie saß über eine Woche lang auf dem kahlen Felsen, zu dem sich die Fischlein der Donau schaarenweise hin-

drängten und sich augenfällig gerne fangen und verzehren ließen.

Mittlerweile ist der Gemal der ausgesetzten Ariadne heimgekehrt, und hat sie, nachdem er ihren Aufenthalt ermittelt, von ihrem felsigen Naros siegjubelnd befreit und heimgeführt.

7. Das weiße Pferd. (Thiersage.) Die alten Perser, Parsen oder Gebern, auch Feueranbeter genannt, haben den weißen Pferden, als Lichtgestalten, göttliche Ehre erwiesen. Diesen Cultus haben auch die mit ihnen stammverwandten Germanen und Slaven angenommen und mit herüber nach Europa gebracht. Es mußten indeß diese weißen Pferde schon blendend weiß von einer Schimmelstute gekommen sein. In diesem Falle hat man sie für prophetische Thiere gehalten und sie unter die Aufsicht und Pflege eigener Priester in heiligen Hainen gestellt. Auch das achtfüßige Leibroß Odin's (Wodan's) soll ein Schimmel gewesen sein.

Einer böhmischen Sage zufolge hatte Ribussa, die jüngste Tochter Krol's, um das Jahr 700 nach Christi die Regierung des

Landes übernommen, Prag gegründet und kraft ihrer Sehergabe viele Bergwerke entdeckt. Als sie sich den Anschein gab, daß sie unverehelicht bleiben wolle, drangen die Großen des Reiches wiederholt und heftig in sie mit dem Verlangen, daß sie einen Mann nach freier Wahl zum Gemale nehmen solle. Endlich gab sie den Anforderungen nach und sprach zu ihnen: „Da seht ihr das weiße, heilige Pferd, es wird los und ledig vorauslaufen und Euch den Weg zeigen, den Ihr zu nehmen habt. An der Stelle, wo es stehen bleiben wird, werdet Ihr den Mann meiner Wahl in dem Momente finden, wo er eben auf einem eisernen Tische seine Mahlzeit hält.“ —

Der auserwählte und von dem prophetischen Pferde nach schnellem Laufe alsbald aufgefundenene Mann nannte sich Przemysl, Herr zu Staditz an der Bila. Er befand sich eben, als das weiße Roß und hinter ihm die Deputation der Großen ankam, neben seinem umgestürzten Pfluge und hielt auf diesem eisernen Tische mit Brot und Käse seine Mahlzeit. — Das königliche Geschlecht der Przemysliden ist erst im Jahre 1306 erloschen. —

Eine spätere, gleichfalls böhmische Volksfage erzählt: Im Jahre 1624 war ein Bauer, Namens Illing, auf dem Ackerfelde mit Pflügen beschäftigt, wobei er sein Pferd am Fuße des Willenauerberges über die Kräfte angestrengt hat. Auf einmal rannte ein weißes Pferd herbei, spannte sich selbst an den Pflug, als wollte es mitleidsvoll helfen, riß aber kraft seiner übernatürlichen Stärke und Hitze das andere Pferd sammt dem Pfluge und dem Bauer so schnell und gewaltsam mit sich fort, daß Alles in Trümmer ging, wornach es los und ledig von hinnen sprengte und hinter dem Berge verschwand. —

8. Zwei Hunde. (Märchen.) Eine ehrfame Witwe wohnte mit ihrem achtjährigen Töchterlein in einem Flecken unweit Salzburg und ernährte sich kümmerlich durch weibliche Handarbeit. Ihr Oheim, ein wohlhabender Pfarrer im Gebirg an der oberen Salzach, unterstützte sie leider sehr wenig, setzte sie aber zur Universalerbin ein, da sie seine nächste Verwandte war.

Man kann es der Schwergeprüften kaum verargen, daß sie bei der Nachricht

seines Ablebens viel mehr erfreut als betrübt gewesen ist. Nach etwa zwei Monden wurde ihr gerichtsamtlich bedeutet, daß sie die Erbschaft ihres seligen Ohms im Betrage von fünfzehntausend Gulden in N. beheben könne.

Sie fühlte sich reich und glücklich und konnte bei ihrer angewohnten Geschäftigkeit leider nicht umhin, am Tage vor ihrer Abfahrt Allen im Hause zu erzählen, daß sie morgen Abends schwer beladen von N. zurückkommen werde.

Die Fahrt ging glücklich von statten. Auf dem Rückwege hielt der Wagen bei einem Landwirthshause neben der Salzach an, um ein Stündchen Rast zu halten.

Da kam von der nahen Fischerhütte ein kleines Mädchen herbei, trug auf den Armen einen jungen Hund und bot diesen der Witwe mit Thränen in den Augen an, denn sie sollte ihn ertränken, weil sie ihn nicht mehr ernähren könnten.

Das Töchterlein der Witwe hatte großes Wohlgefallen an dem hübschen Hündchen und bat die Mutter inständig, es kaufen zu wollen. Die Witwe fragte das fremde

Kind: „Seid Ihr also recht arm, weil Ihr das arme Thier nicht mehr füttern könnt?“

„Ach! wir sind sehr arm“, seufzte das siebenjährige Mädchen, „ich habe noch drei kleine Geschwister und da der Vater schon lange krank liegt, haben wir nicht genug Haferbrod, uns zu sättigen. Auch kann ich es nicht über mein Herz bringen, dieses liebe Hündlein in die Salzach zu werfen, weil mich im vorigen Jahre dessen Mutter als mich ein heftiger Windstoß vom Ufer in's Wasser schleuderte, daraus gerettet hat.“

Tief gerührt von diesen Worten ging die Witwe hinüber in die Fischerhütte, um sich von dem Zustande der darbenden Familie zu überzeugen. Sie fand da zu ihrem großen Herzleide drückendes Elend, hinterließ unter tröstenden Worten eine Hand voll Silbermünzen, behielt das Hündchen und fuhr nach Hause.

Es war schon spät in der Nacht, als sie ankam. Bisher hatte sich der kleine Phylax zwischen der Witwe und ihrem Töchterlein ganz ruhig verhalten, als sie aber in ihre Wohnung traten, fing er so laut und ungestüm zu bellen an, als ob er toll geworden wäre. Die Frau machte in aller

Elle Licht und sah, daß der Hund mit einem Feinde unter ihrer Bettstätte im Kampfe liege, sah auch, daß eine schwarze Hand hervorstieß, zog schnell ihr Töchterlein mit sich über die Thürschwelle und erhob im Hausflur solch ein Hilfesgeschrei, daß alle Leute zusammenliefen.

Die unbedachte Geschwätzigkeit der Frau von gestern, daß sie heute reich zurückkommen werde, war auch zu den Ohren eines liederlichen Gesellen im Hause gedrungen, den man zu dieser Stunde gefangen nahm. Er hatte sich durch den Schornstein in die versperrte Wohnung eingeschlichen und nichts Geringeres im Sinne, als die Erbin und ihr Töchterlein des Nachts umzubringen und zu berauben.

Die Witwe, welche ihre Rettung einzig dem angekauften Hunde zu danken hatte, glaubte in ihm ein übernatürliches Wesen erblicken zu müssen, zumal da dessen Mutter im Sturme das Fischertöchterlein aus dem Wasser gerettet hat. Sie fühlte sich demzufolge von frommer Nührung und und Dankbarkeit bewogen, am nächsten Tage schon zu der armen Fischerfamilie zurückzufahren und ihr eine nicht unbedeutende

Geldsumme einzuhandigen, und da sich bei diesem Anlaß die zwei kleinen Mädchen innig befreundeten, nahm die gutherzige Witwe das Fischertöchterlein an Kindes Statt an, um Beide mit aller Liebe und Sorgfalt zu erziehen.

9. Die Spinnen. (Thiersage.) Die Spinnen überhaupt und namentlich die häßlichen Kreuzspinnen haben im Volke beinahe eben so viele Freunde als Feinde, gelten durchwegs als „verwunschene“ Thiere, die auf den Menschen einen zauberhaften Einfluß nehmen. Bekanntlich hält man die Spinne für eine Wetterprophetin, was schon der römische Naturforscher Plinius behauptet und der französische Gelehrte Quatremère in seinem arachnologischen Werke bestätigt hat.

Leidenschaftliche Lotterieschwestern pflegen gern eine Spinne in ein Glas zu sperren, legen 90 Zettelchen mit je einer Nummer zu ihr und setzen diejenigen in die Lotterie, welche die prophetische Weberin aufhebt und in ihre Netze einspinnt. Anderntheils sagt der Volkswahn: Sperre hundert Kreuzspinnen in ein Glas oder eine Schachtel,

öffne diese nach sieben Monaten, so wirst Du finden, daß sich die Spinnen alle einander aufgefressen haben, Eine jedoch, die Letzte, sich in einen kostbaren Edelstein verwandelt hat. Schreiber dieser Zeilen war einmal Zeuge dieser Thierquälerei, welche selbstredend dieses Resultat nicht geliefert hat. — Mit dem Ausdrucke: „ihm ist eine Spinne über die Leber gelaufen“ — will man sagen: „es hat ihn eine giftige Spinne mürrisch und verdrießlich gemacht, er ist spinnefeind geworden.“ — Wenn dir des Morgens eine Spinne entgegen oder über das Bett kriecht, so steht dir ein Glück bevor! u. s. w.

10. Die Passauische Kunst. (Märchen.)

Diese zauberhafte Quacksalberei soll dem blinden Wahnglauben nach: hie b=, stich= und kugelfest, mit einem Worte unverwundbar gegen alle tödtlichen Waffen machen. Der Erfinder, heißt es, war ein Scharfrichter in Passau im Jahre 1611, zur Zeit, als sich daselbst ein baierisch-österreiches Kriegsheer angesammelt hatte, um gegen die aufständischen Protestanten in Prag einzurücken. Es sollte demnach diese Spiegelfechtereie dazu dienen, den verzagten Sol-

daten kühnen Muth einzuflößen. Man gab ihnen kleine Briefchen oder Zettelchen mit verschiedenen, geheimnißvollen Charakteren beschrieben, welche sie wie Amulette um den Hals hingen, oder auch verschluckten. Hat ein Krieger zufällig das Unglück, verwundet zu werden, muß er solch einen Zauberzettel schnell in die Wunde legen und sie wird bald und sicher heilen.

Um den Glauben an diese Kunst zu stärken und desto gewisser Muth, Zutrauen und Kühnheit einzuflößen, hat man (natürlich blind geladen) auf Hunde und andere Thiere, denen man solche Zettel an den Hals gehängt, zwei und drei Mal geschossen und sie sind unverseht geblieben.

Dieser Betrug und Unsinn erstreckte sich so weit, daß man das Moos von der Hirnschale eines Gehenkten, Enthaupteten oder Geräderten abschabte und in die Kleider versteckte, um sich unverwundbar zu machen.

11. **Rabenliebe.** (Thiersage.) Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia hat in Schardenberg, zwischen Passau und Schärding, ein Pfarrer Namens Johann Stephan Koller gelebt, der in mehrfacher

Hinsicht, insbesondere aber wegen seiner fanatischen Katzenliebe ein Sonderling ohne Gleichen, übrigens aber ein Muster eines frommen und würdigen Priesters gewesen ist. Er scheint durch eine Erbschaft sehr reich gewesen zu sein, denn er hat zwei kostspielige Gärten mit hohen Ringmauern angelegt, gemauerte Wirthschaftsgebäude eingeführt, ohne ein einziges Nutzhier zu besitzen, Hof und Gänge mit Granit pflastern lassen, werthvolle Granter angeschafft, und ein überaus nettes, geräumiges und wohnliches Katzenhaus von Stein gebaut, während sein Pharrhof von Holz und ziegelroth angestrichen war. Man muß ebenso stutzen als lachen, wenn man alles das sieht, wie es der Schreiber dieser Zeilen, der in seiner Jugend zwei Jahre lang dort verlebt hat.

Dieser Sonderling hielt keine Köchin, noch je einen Dienstmann; er kochte für sich und seine herzlichsten 30 bis 40 Katzen aller Art und Farbe wöchentlich nur ein Mal, lauter Knödel (Klöße), wie erzählt wird, und hielt täglich seine Mahlzeit um elf Uhr im Kreise seiner vierfüßigen Lieblinge, die er in possierlichen Künsten abrichtete und so betrachtete, als ob ihre Thier-

seele etwas Uebernatürliches an sich hätte.

Man bot ihm von allen Seiten Katzen zum Kaufe an, er war indeß sehr wählerisch, bezahlte aber die, welche seinem Geschmack entsprachen, um hohen Preis; die wildesten waren ihm die liebsten. Einmal brachte man ihm eine ungewöhnlich große, blaugraue Katze mit blitzenden Augen und drohenden Mienen. Sie war ohne Zweifel eine wirkliche Wildkatze, für die er 40 Gulden gegeben haben soll. Er mußte sie an eine Kette legen und konnte sie ungeachtet aller Mühehaltung niemals gänzlich zähmen, darum hielt er die Unbändige für besessen und nannte sie: Teufel! —

12. Ein weiblicher Tugendspiegel.
(Märchen.) Es lebte einmal in einem mährischen Dorfe eine ehrbare Familie, die aus Vater, Mutter, einer bereits erwachsenen Tochter und einem noch kleinen Sohne bestand. Sie nährten sich sehr kümmerlich von einer kleinen Feldwirthschaft, hatten nur eine Kuh und ein paar Ziegen, aber nicht einmal ein Pferd, um ihr Haserfeld pflügen zu können.

Ihr Unglück wurde nachgerade noch größer und endlich riesengroß, denn die arme Mutter erblindete in Folge der Blattern und bald darnach auch der Vater. Die Nachbarnsleute bemitleideten wohl die Armen, da sie aber selbst nicht viel besaßen, konnten sie ihnen auch nur wenig geben.

Da raffte sich die wohlherzogene Tochter mit allem Thatenmuth auf, dem grausamen Schicksale Trotz zu bieten, und durch unausgesetzte Arbeit die Eltern, sich selbst und ihren Bruder vor dem Hungertode zu schützen. Sie pflegte das Hausvieh, mähte die Wiese und den Rain, bestellte das Ackerfeld so gut es ging mit der Kuh und dem Spaten, besorgte den kleinen Herd, holte mit dem Bruder vom nahen Walde dörres Holz, hielt dort mit ihm Mahlzeit von Beeren und wilden Früchten aller Art, sammelte auch dieselben nebst eßbaren Wurzeln, Kräutern und Schwämmen für den Winter, schnitt Weidenruthen, um damit bis spät in die Nacht Körbe zu flechten und sie gegen Geld oder Brot zu verkaufen.

Nachdem es ihr Jahr und Tag gelungen war, den dringendsten Bedürfnissen für ihr Haus abzuhelpfen, hatte sie einen Traum,

worin ihr bedeutet wurde, sie solle am Fuße des Hügels mit einem Wacholderzweig in der Hand herumsuchen und an der Stelle, wo sich der Zweig (Wünschelruthe) von selbst erdwärts neige, nachgraben, denn da werde sie einen großen Schatz finden.

Sie folgte der übernatürlichen Weisung und fand einen ungemein reichen Schatz. Der armen Familie ward geholfen. Zum Dank erbaute die glaubensfromme Jungfrau auf dem besagten Hügel noch ein hübsches Schloß, bestimmte es insbesondere für elternlose, arme Kinder und nannte es daher „Waisenburg“.

13. Das böse Königspaar. (Thiersage.) Die alte polnische Hauptstadt Krakau soll um das Jahr 700 nach Christi erbaut worden sein. Etwa hundert Jahre darnach regierte hier ein König mit Namen Popelus, der ebenso wie seine Gemalin höchst übermüthig, lasterhaft und grausam, daher auch allgemein verhaßt gewesen ist. In Folge dessen sahen sich die Stände des Reiches veranlaßt, den Unwürdigen vom Throne zu stürzen und auf diesen einen würdigen Fürsten zu erheben.

Als Popelus erfuhr, daß man zur Wahl eines Nachfolgers schreiten wolle, stellte er sich todtkrank und berief zwanzig einflußreiche Männer, die er bat, sie möchten nach seinem Hintritte einem seiner Söhne ihre Wahlstimmen geben. Da sie sich auf das Recht und den Willen der Landstände beriefen, trat die Königin mit einem Becher zu ihnen und ersuchte sie, auf die Genesung des Königs zu trinken. Sie thaten das und verließen den Palast, fielen aber gleich darauf alle todt zu Boden, denn sie waren vergiftet. Der unmenschliche Fürst ließ die Leichname nicht ehrsam begraben, sondern wie Aeser in den See Goplo werfen.

Darauf erfolgte aber die verdiente Strafe Gottes. Aus den versenkten Leibern wuchsen unzählbar viele Mäuse, welche, zur Rache ausersehen, allsogleich wüthend über den König, die Königin und ihre Kinder herfielen. Die Bedrängten suchten Zuflucht in einem festen Hause, das auf einer Insel des genannten Sees lag; es half jedoch Alles nichts, keine Schutzwehr, keine Waffe, die gefräßigen Nagethiere vollzogen auf höheres Geheiß ihr schreckliches

Rachewerk und zernagten die Schuldigen bis auf die Gebeine. —

Die Sage erinnert an jene vom Mäusethurm bei Bingen am Rhein, welche wir für die jüngere halten zu müssen glauben.

14. Habsburg. (Märchen.) Die Stammveste des österreichischen Kaiserhauses, im jetzigen Schweizer-Canton Aargau gelegen, ist im 11. Jahrhundert von dem Straßburger Bischof Werner, ohne Ringmauer, erbaut worden. Als man ihn auf diesen Mangel einer äußeren Schutzwehre befragte, rief er seine bewaffneten Mannen zusammen, ließ sie in Reih und Glied rings um die Burg aufstellen und sprach: „Da seht, diese lebendige Mauer ist stärker, als jede andere von Kalk und Stein und gewährt in Fahr und Noth den sichersten Schutz.“ —

Von dem elsässischen, damals österreichischen Dichter, Joh. Pauli (siehe oben Nr. 2) entlehnen wir die folgende Märe. Westwärts von Straßburg liegt ein schönes, breites Thal, dessen Bewohner einmal von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht

wurden, welche Niemand zu heilen verstanden hat.

Da kam eines Tages ein Graf von Habsburg, Albrecht genannt, in diese Gegend, um den armen Leuten Trost und Hilfe zu bringen. Er mußte in sich eine eigene Wunderkraft besessen haben, denn jeder Kranke, den der hohe Herr berührte und behandelte, ist gesund geworden. Und da er auch noch überdies sehr freigebig war und viele Wohlthaten austheilte, hat man dem Thale zu seinem Andenken den Namen „Albrechtsthal“ gegeben, den es jetzt noch führt.

15. Ein diebischer Rabe. (Thiersage.)

Der ungarische König Mathias Corvinus besaß einen überaus kostbaren Ring mit einem rothen, hellglänzenden Steine, der ein Rubin gewesen sein dürfte. Eines Tages zog er ihn im Freien vom Finger und legte ihn neben sich auf die Seite. — Husch! kam aus der Höhe ein diebischer Rabe (corvus) herabgestürzt, der gleichfalls wie der Greif und die Eule zc. ein „verwünschener“, ja, schon seiner kohlschwarzen Farbe nach, ein gezeichneter Höllenvogel ist.

In der Meinung, ein Stück Fleisch mausen zu können, raffte er das Kleinod blitzschnell an sich und schwang sich wie ein Pfeil in die Luft empor. Ein wirklicher Pfeil aber, den der König von seinem Bogen meisterhaft abschöß, durchbohrte den Leib des Raubvogels, der auch allsogleich mit dem kostbaren Ringe im Schnabel zur Erde niederfiel.

In Folge dieses wunderbaren Meisterschusses, heißt es, soll Mathias den Beinamen *Corvinus* angenommen und auch Ducaten geschlagen haben, darauf ein Rabe geprägt war, und die man deshalb *Räbler* zu nennen pflegte.

16. Ein wunderbares Bett. (Märchen.)
Ein römisch-deutscher Kaiser (von welcher Dynastie, wird nicht gesagt) hatte eines Tages gehört, daß ein Mann gestorben sei, der einst ungemein reich war, aber bei seinem Hintritt sehr viele Schulden hinterlassen habe. Als man seine Güter abschätzte und sodann zum Verkaufe ausbot, um seine Gläubiger zu befriedigen, wurde diese Verlassenschaftsabhandlung bei der kaiserlichen Tafel zum Gegenstand lebhaften

Gespräches und auch gesagt: daß der verstorbene Edelmann ein ruhiges Ende genommen hat und selig im Herrn entschlafen ist.

„Es hatte also dieser große Schuldner auch ein Bett“ — bemerkte der Kaiser verwundert, und gab sogleich einem Ritter den Auftrag: daß er dasselbe für ihn kaufen solle.

„Wie doch, o Herr und Gebieter!“ versetzte ein Hofmann aus der Tafelrunde. „Habt Ihr denn nicht ein viel besseres Bett, als der Verstorbene?“

„Ganz und gar nicht“, entgegnete der Kaiser, „da der verblichene Edelmann so viele tausend Ducaten schuldig gewesen ist und dennoch ruhig schlafen konnte, so muß es allerdings ein recht gutes, ja! wunderbares Bett sein, und ganz sicher könnte ich besser darauf schlafen, als in meinem Bette.“

17. Die Schußnatter. (Thiersage.)
Bekanntlich knüpfen sich seit der verhängnisvollen Schlange, die unsere Stammeltern verführt, sehr viele Sagen an dieses unselige Reptil, in welchem der Aberglaube

noch immer den tückisch verlarvten Erbfeind erblickt. Die specielle Sage von der Schußnatter, auch Kranl=Natter (Kranl, d. i. Krone) ist in ganz Süddeutschland ein Phantasiebild der entsezlichsten Art, wie auch Bernalecken in seinen „Reise=Scizzen“ bezeugt, daß sich das Landvolk noch immer nicht entschließen kann, an der wirklichen Existenz dieses phantastischen Ungethüms auch nur zu zweifeln.

Man erklärt die Schußnatter für die Königin aller Schlangen, denn sie trägt auf dem Kopfe eine Krone, die von lauter Diamanten blizt und einen weit höheren Werth haben soll, als das schönste Königreich, als das größte Kaiserthum in der ganzen, weiten Welt.

Was die Größe dieser Natter betrifft, so wird sie meist als ungewöhnlich lang, doch weniger dick geschildert, denn hie und da berühmen sich in der That manche Landleute, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben, nur hat sie noch Niemand berührt, wie es nach dem Folgenden leicht erklärbar wird.

Sie beherrscht die Schlangen und Nattern so, wie die Bienenkönigin ihre

geflügelten Unterthanen, kriecht aber meist nur allein herum, wie denn die Schlangen überhaupt viel häufiger vereinzelt, als gesellschaftlich erscheinen. Schon ihr Zischen ist von Weitem hörbar, und wenn sie aus ihrer Kehle ein Pfeifen ausstößt, so schrillt und schallt es viele Meilen weit und ruft alle ihre Untergebenen zusammen.

Ihre Stärke ist nicht bloß riesenhaft zu nennen, sie übertrifft sogar die Gewalt einer Kanonenkugel, ist also geradezu übernatürlich, da sie im Stande ist, durch neun Thüren zu schießen (darum Schußnatter), ob sie auch von dicken, eichenen Brettern und ganz mit Eisen beschlagen, ja! durchaus von Stahl und Eisen wären!

Wie sich alle Schlangen gern in die Sonne legen und sich an ihrem warmen Strahle erquicken, so pflegt das häufig auch die Krantl-Natter zu thun. Um da gemächlicher ruhen und auch ein süßes Schläfchen machen zu können, nimmt sie ihr etwas schweres Krantl von der Stirne und legt es neben sich in das Gras oder auf den Sand, wo es an Schönheit, Glanz und Schimmer die Sonne selber übertrifft.

Hier wäre nun der rechte und einzige Augenblick, wo man sich der kostbaren Krone bemächtigen könnte. Zu diesem Ende müßte man freilich ein schnellfüßiges Pferd bei der Hand haben, sodann ein nahes Haus wissen, das wenigstens neun offene Thüren hat, diese müßte man, wenn man sie anders im schnellsten Ritt und Lauf erreicht, allsogleich hinter sich zuschlagen, denn die Schußnatter, welche inzwischen aufwacht und sich der Krone beraubt sieht, würde einen furchtbar schrillen Pfiff ausstoßen, um alle Schlangen nah und fern zu Hilfe und Rache aufzurufen, mit Blitzesschnelle die Spur des Räubers verfolgen, und ihm, wenn sie ihn noch vor der neunten Thüre einholt, mitten durch den Leib schießen. Erreicht sie ihn nicht mehr, würde sie zwar noch die neunte Thüre mit dem Kopfe durchstoßen, darin aber vor Ermattung stecken bleiben und sterben.

18. Die Krank=Adder. (Märchen.)
Auf dem hohlen Grunde der vorstehenden Phantasterei hat die gemüthliche Volkspoesie ein zartes Märchen geschaffen.

Armselige Eheleute, welche eine ein=

same Hütte bewohnten, besaßen ein Töchterlein, das ihre ganze Liebe und Freude war. Sie konnten jedoch ihren engelgleichen Liebling nur an Sonn- und Feiertagen anhaltend um sich haben, denn an Werktagen mußten sie von früh bis spät in einem entfernten Dorfe um den Taglohn arbeiten.

Es durfte indeß das fünf- oder sechs-jährige Mädchen auch allein nicht ganz müßig sein; es mußte allerlei kleine Geschäfte im Hause verrichten und acht haben auf ein paar Ziegen, welche auf der anstoßenden Au weideten, sie auch um die Mittagszeit melken, so gut sie es vermochte.

Des armen Mädchens einzige Nahrung war Milch und Brot. Das aß die Genügsame mit einem hölzernen Löffel aus einer irdenen Schale, und verzehrte ihre Mahlzeit meist auf der Antrittsstufe zu ihrer Thürschwelle sitzend.

Eines schönen Tages näherte sich ihr die „Kranl-Ratter“ (Adler), warf ihr einschmeichelnde Blicke zu, beleckte ihre Händchen, und gab ihr alle Beweise von Zuneigung, welche ihr das gute, freundliche Mädchen auch alsbald ohne Scheu er-

wiederte. In Kurzem scherzten und spielten die Beiden, wie Kinder pflegen, und wenn das Mädchen ihre Mahlzeit hielt, gab sie auch der Schlange in zärtlicher Weise zu essen.

Da aber die Schlange lieber die lautere Milch schlürfte und das Brot bei Seite schob, klopfte sie das Mädchen freundlich ermahnend mit dem Holzlöffel auf die Krone und sagte zu ihr: „Liebe Adder! Die Milch allein macht Dich ja nicht satt, iß auch Brocken dazu, damit Du nicht hungrig bleibest.“

Das Kind klopfte ihre Gastfreundin öfter auch aus dem Grunde auf die schimmernde Krone, weil diese einen ganz eigenthümlich hellen und angenehmen Silberklang von sich gab, der dem Ohre und der Seele wohl that.

Wenn die Eltern Abends nach Hause kamen, erzählte ihnen das Töchterlein immer: wie sie heute wieder mit der lieben und schönen „Adder“ gegessen und gespielt hat.

Indeß sollte diese Geselligkeit nicht lange mehr dauern. Als der rauhe Herbst herankam, näherte sich eines Tages die

Schlange langsam und so mühselig, als ob sie kaum mehr zu kriechen vermöchte. Sie verschmähte diesmal Milch und Brot, blickte ihre Freundin mit brechenden Augen trübselig an und gab ihr zu verstehen, daß sie sich sterbenskrank fühle.

Das Mädchen verstand auch ihre Blicke, streichelte mit Thränen im Auge sanft ihren Rücken, und nahm sie in ihren Schooß, um sie zu erwärmen, weil sie heute ungleich kälter anzufühlen war, als je zuvor.

Statt warm zu werden, wurde das kranke Thier immer noch kälter, erstarrte endlich und lag entfärbt und regungslos im Schooße ihrer Gespielin, der zuletzt das kostbare „Kranl“ in den Händen blieb als theures Angedenken herzinniger Liebe und Dankbarkeit. —

Zum Schlusse wird wohl gesagt, daß dieses überaus reich gewordene und zur reizendsten Jungfrau herangeblühte Tagelöhner-Mädchen von einem Prinzen abgeholt und Königin geworden ist, nur weiß Niemand mehr das Land zu nennen, wo sie auf den Thron gelangt ist. — Sicher in Utopien.

19. Ziegenklauen. (Thiersage.) Der Balaton= oder Plattensee, das ungarische Meer genannt, bietet in naturhistorischer Hinsicht vielfache Merkwürdigkeiten dar. Wir gedenken nur gewisser Versteinerungen, die aus den Tiefen dieses 40,000 Klafter langen und 3000 bis 8000 Klaftern breiten Binnensees ausgeworfen und Ziegenklauen genannt werden. Von diesen erzählt man:

Prinz Andreas, der Vetter des Königs Stephan, habe als eifriger Christ blutige Kriege gegen die slavischen Heiden geführt und diesem gottverdienstlichen Werke all sein Hab' und Gut geopfert. In Folge dessen habe er auch von Gott die Gabe der Weissagung und sogar Wunder zu wirken erlangt.

Als er eines Tages in besonders peinliche Geldnoth gerieth, ging er zu einem Hirten, richtiger Landwirth, von dem er wußte, daß er reich sei, und ersuchte ihn, er möge ihm tausend ungarische Gulden leihen. Darauf habe ihm der geizige Hirt, der nur ein Scheinchrist gewesen sein soll, zur Antwort gegeben: „Gott weiß es, daß ich kein Geld habe.“ — Andreas erwiederte

ihm: „Wenn es Gott weiß, daß Du Geld hast, so strafe er Dich und Deine Herde.“

Auf das sei ein böser Geist in den lügenhaften Hirten gefahren und habe ihn gezwungen, sich in Tollheit mit seiner ganzen Ziegenherde in den See zu stürzen.

Seitdem kommen die Klauen dieser Thiere versteinert, somit als ganz eigenartige Petrefakte zum Vorschein. Man erkennt an ihnen unzweideutige Spuren, daß sie versteinerte Muscheln sind und dem Meere angehört haben, das sich einst über das ganze ungarische Tiefland ausgebreitet hat. Die Quacksalber schreiben diesen kalkigen Conchylien eine wundersame Wirkung zu, indem man sie pulverisirt und ihren Staub den an den Augen leidenden Pferden in die Sehorgane bläst.

20. Der daumenlange Hansel. (Märlein.) Was in Norddeutschland der Däumling oder Hans Däumling, das ungefähr ist im Süden der liliputianische Poffenreißer und Schwänkemacher: der daumenlange Hansel, man setzt auch hinzu: und die nudeldicke Dirn. Dieses lebenslustige, mitunter auch etwas streit-

füchtige, übermüthige und liederliche Zwer-
genpaar gebietet über drei zauberhafte Dinge:
a) über ein Tischleindeckdich, auf
dem Speisen und Getränke erscheinen, so
oft der Däumling winkt; b) über einen
Esel, der Geld macht (der rohe Volks-
ausdruck lautet anders), wenn sein Gebieter
dessen benöthigt, und c) über einen Prügel,
der von selbst herausfliegt und links und
rechts Alles zu Boden schlägt, wenn der
Hansel und seine Dirn loser Streiche
wegen mit Anderen in Streit gerathen und
Gefahr laufen, von ihren erbitterten Geg-
nern durchgeprügelt zu werden.

21. Fuchs und Geier. (Thiersage.)
In der Natur ist beständig Krieg. Der Löwe
und Tiger stehen dem Rind und Pferde, der
Wolf dem Schafe, der Fuchs dem Geflügel,
der Geier dem Lamm und Kitzelein, der
Haifisch dem Lachs u. s. w. feindlich gegen-
über, sind auch besser bewaffnet, arglistiger,
verwegener und gewandter als die zahmen
Thiere und machen diese zur Beute.

Wir stellen aber hier zwei Raubthiere
gegenüber. Den listigen Meister Fuchs und
den kaum weniger schlauen Geier und

lassen sie einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Wer wird siegreich hervorgehen? Vederemo. Reinecke Fuchs ging auf die Jagd, um für sich und seine Jungen guten Fraß zu suchen. In gleicher Absicht flog ein Lämmergeier aus seinem Felseneste herab, haakte seine Krallen in den Rücken des Fuchses und trug ihn triumphirend hinauf zu seiner hungerigen Brut. In dem Momente, als sich hier der geflügelte Räuber niederließ und mit vorgestrecktem Halse nach seinen lieben Küchlein lugte, machte der Geraubte eine rasche Wendung, durchbiß den Kragen des Geiers und ließ ihn in den Abgrund fallen. Selbst hinunter zu springen, konnte der Sieger freilich nicht wagen, doch gerieth er keineswegs in Verzweiflung, denn er dachte: „Ist es das Männlein gewesen, das ich erwürgt habe, so wird gewiß auch das Weiblein in ihr Nest zurück kommen, und da weiß ich mir schon wieder Rath zu schaffen.“ —

Um inzwischen nicht müßig zu sein und zugleich den eigenen Hunger zu stillen, ließ sich Reinecke die drei oder vier kaum noch flügge gewordenen Geier wie Braten schmecken und streckte sich dann auf die

Ueberreste hin, als ob er schläfrig oder todt wäre.

Das Geierweibchen kam nach Hause, entsetzte sich über die schreckliche Verheerung und wußte in diesem Augenblicke nicht, was es zu thun habe. Das wußte aber der vierfüßige Planmacher recht gut; er sprang mit Blitzesschnelle auf den Rücken des Raubvogels, schnellte ihn vom Felsenrande, klammerte sich mit seinen Krallen fest und rechnete darauf, daß sein geflügeltes Leibroß unter seiner Last bald ermatten und zu Boden sinken werde. Hier machte er an dem Weibchen dieselbe Operation, wie früher an dem Männchen und schleppte die doppelte Beute siegestrunken in seine Spelunke — für sein eigenes Weiblein und ihre Jungen eine köstliche Mahlzeit! —

22. Die Traun = Nixe. (Märchen.)

In der Stadt Wels am smaragdgrünen Traunflusse lebte einmal ein Bürgermann, der zwischen Vinz und dem Salzkammergute einen lebhesten Handel mit verschiedenen Waaren getrieben und sich ein ansehnliches Vermögen erworben hat. Sein Neumund ist indeß kein schmeichelhafter gewesen, denn

er hat allgemein für einen herzlosen Geizhals und Wucherer gegolten und sei auch manch spitzfindigen Betrügerien nicht fremd geblieben.

Bezüglich des letzteren Umstandes gerieth er einmal in einen verwickelten Criminalproceß mit einem seiner Zwischenhändler, einem ehrsamem Kaufmanne in Gmunden, der ihn der Fälschung eines Wechsels beschuldigte und deshalb gerichtlich belangte. Der Angeklagte hatte das zweifelhafte Recht seiner Schuldforderung mit einem feierlichen Eide vor dem Richterstuhle zu bekräftigen.

Das Amtsgebäude befand sich an der Traun, wo sie eben geräuschvoll aus dem See in die Tiefe niederstürzt. In dem Augenblicke, als der Welsler Bürger seine rechte Hand erhob und die zwei Finger zum Schwure emporstreckte, vernahm man von außen mit lauter Stimme die zwei Worte: „Halt ein!“

Man blickte zum Fenster hinaus, konnte aber nicht erkennen und ermessen, woher dieser geisterhafte Warnungsruf gekommen sei. Der Welsler, obwohl sichtlich erschüttert und erblaßt, faßte sich indeß schnell wieder und legte den verlangten Eid ab, gewann

somit den Prozeß und richtete seinen Gegner zu Grunde.

Am selben Tage noch setzte sich der Gewinnende auf ein Salzschiß, um auf der Traun nach Hause zurückzukehren. Sein mit einer neuen Last beschwertes Gewissen ließ ihn trotz seines Sieges nicht froh und heiter sein; als er an dem wilden und weltberühmten Traunfall bei Roitham vorbeifuhr und dann in den künstlichen (von Thomas Seeauer 1416 erbauten) Fahrkanal einlief, durchschauerten ihn so trübe Ahnungen, daß er sich, von einem Schwindel erfaßt, mit der rechten Hand an der obern Kante der Schiffswand stützen und festhalten mußte.

Halt ein! rief er schmerzvoll aus, obwohl in dieser Lage kein Einhalten möglich gewesen wäre. Die Schiffswand hatte im raschen Gefälle mit aller Schwere an die Felsen angestreift und dem Meinedigen die zwei Finger von der Hand weggerissen, mit der er kurz zuvor den falschen Schwur abgelegt.

Er ging auch darob in's Gewissen; kehrte nach ärztlicher Pflege nach Gmunden zurück und stellte sich dem Gerichte als Verbrecher des Meineids. —

23. Feldmäuse. (Thiersage.) Aus einer Tiroler Chronik entnehmen wir, daß im Jahre 1519, im Sterbejahre des Kaisers Maximilian I., die Gemeinde Stilsß von sogenannten Lutmäusen, d. i. Feldmäusen. dergestalt geplagt und zu Schaden gekommen ist, daß sie, weil sie sich dieser zauberhaften und gefräßigen Thiere nicht mehr erwehren konnte, durch den Landwirth Schwarz Minig eine förmliche Klageschrift aufsetzen und bei Gericht einreichen ließ.

In dieser Beschwerde wird kurz gesagt: „Wenn diese schädliche Tire mit weggeschafft werden, köneten die Landleut ihre Jahrszinse der Grundherrschaft nit mehr geben, und müßten verursacht werden, hinweg zu ziehen, weiln sie sich solicher Gestalten nit zu erwehren wüßten.“ —

Auf diese Einklage ist von Seite der Ortsbehörde folgende Antwort als Urtheil erlassen worden: „Auf Klage und Antwort, Red' und Widerred, und auf eingelegte Kundschaften, und alles was für Recht komen, ist mit Urtheil und Recht erkennt, daß die schädlichen Thierlein, so man nennet die Lutmäuse, denen von Stilsß ihre Acker und Wiesmäder nach Laut der Klage in vierzehu Tagen

räumen sollen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten dahin nimmer mehr kommen sollen. Wo ains oder mehr der Thierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen (fortziehen) möchte (könnte), dieselben sollen derzeit von Jedermann ein frei sicheres Geleit haben 14 Tag lang; aber die so ziehen mögen, sollen in 14 Tagen wandern.“ —

Etwa hundert Jahre früher sind die Feldmäuse im Schweizer Canton Bern auf ähnliche Weise im Rechtswege belangt und aus abergläubischer Scheu ebenso human und antithierquälerisch wie die tirolischen abgeurtheilt worden. —

24. Die Andreas-Insel. (Märchen.) Unterhalb Bissegrad und Marosch theilt sich die Donau in zwei Arme und bildet dadurch die 5 Stunden lange Insel St. Andreas, an welche sich eine schauerliche Volksmäre knüpft. Es hat noch ziemlich lange nach dem ersten christlichen Könige Ungarns, dem heiligen Stephan viele Familien gegeben, welche ihren heidnischen Götzen nicht abschwören wollten. Sie schwelgten nach wie vor in sinnlichen Genüssen, trieben Vielweiberei,

ergaben sich allen Arten von Sünden und Lasteren und widerstanden mit Trotz und Hohn jedem Bekehrungsversuche der geistlichen Apostel und Lehrer.

Von der Uebermacht in die Enge getrieben, setzten die starrköpfigen Götzendiener mit Hab und Gut auf die Andreas-Insel hinüber und lebten dort wie bisher in thierischer Unzucht, Saus und Braus. Gingen ihnen Lebensmittel aus, machten sie räuberische Einfälle an beiden Ufern, plünderten die Schiffe, welche auf der Donau kamen und wütheten unter den Christen, wie Wölfe und Bären in den Viehherden auf der Weide. Jeder Angriff wurde abgeschlagen, jeden Sieg feierten die Gottlosen mit den schauerlichsten Orgien; man sah sie mit den heidnischen Priestern und Kriegern ohne Unterlaß prassen, schwelgen, tanzen und hörte sie unter den ausgelassensten Geberden die unflätigsten Lieder singen. Viele sprangen des Nachts sogar unbekleidet herum und scharfe Augen wollen vom Ufer aus den geschwänzten und g hörnten Teufel selbst bemerkt haben.

Endlich haben die Gottlosen die Langmuth des Himmels erschöpft und seinen

gerechten Zorn mit einer gewaltigen Zucht-
ruthe bewaffnet. Eines Abends, wo sie
wieder bei einem großen Gözefeste in üp-
piger Sinnenlust, Trunkenheit und grober
Ausschweifung tanzten, schlemmten und sün-
digten, kam unvermuthet die Stunde des
Gerichts mit allen Schrecknissen der Vernich-
tung. In Folge eines heftigen Wolkenbru-
ches, der im Westen niederging, war die
Donau hoch angeschwollen und mit den
wildbrausenden Fluthen rollte zugleich auch
ein furchtbares Ungewitter heran, so daß
die empörten Elemente unten wie oben
gleich verheerend tobten. Die ganze Andreas-
Insel war in wenigen Minuten schon tief
unter Wasser gesetzt und was auf ihr ath-
mete ging jammervoll zu Grunde. —

25. Der gespenstige Fudel. (Thiersage.)
Der böhmische König Wenzeslaus gerieth
im Streite mit seinen vielen und mächtigen
Feinden zweimal in Gefangenschaft, die
Volksfage läßt den Unglücklichen seine Graus-
samkeiten und wüsten Streiche einmal auf
der Ritterburg Wildberg abbüßen und gibt
ihm einen Fudel an die Seite, der noch

jetzt, und sogar bei hellem Tage als Gespenst erscheint.

Die genannte Ritterburg ist jetzt Ruine und liegt zwischen Linz und dem kleinen Badeorte Kirchschlag am tiefen schauerlichen Haslachgraben, der bei St Magdalena beginnt und von der Bergstraße aus eine romantische Aussicht gewährt.

Für die Bewohner von Linz, wie auch für viele Reisende ist dieser zauberhafte Budel der anziehendste Magnet. Auch wir ließen uns bereden, das angerühmte Schauspiel anzusehen und pilgerten dahin, in der Hoffnung: des Budels Kern ergründen zu können. Von der hohen Bergstraße aus betrachtet sieht man wirklich an einem Fenster der Burgruine eine aufgerichtete, hellweiße Hundegestalt mit rothen feurigen Augen von Osten über den genannten Graben ausschauen und sich sogar bewegen. Es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß eine von oben oder seitwärts einfallende Beleuchtung dieses Phantom erzeugt, somit der ganze Spuk auf optischer Täuschung beruht.

26. **Eichhorn und Eule.** Unter den sogenannten verwunschenen oder behexten Thieren ist außer der Schlange und Kröte keines so sehr verhaßt und auch gefürchtet, als die Nachteule (Uhu, Buhu, Kauz, Nuff ꝛc.), die doch bei den Griechen und Römern als Sinnbild tiefster Gedanken und Weisheit der Pallas-Athenae (Minerva an die Seite gestellt worden ist.

Ein alter Forstmann im Salzburgerischen erzählte, daß er in seiner Jugend einen Jägerburschen gekannt hat, der, im blinden Aberglauben auferzogen, nicht zu bewegen war, auf eine Eule, zumal auf eine Ohreule zu schießen, weil ihm gesagt worden ist: es würde ihm beim Schuß seine Flinte zerspringen.

Da es aber von der Herrschaft anbefohlen ward, wo möglich alle Raubvögel zu vertilgen und weil man gegen Einlieferung des Kopfes oder Krallen eines erlegten Buhu 4 Kreuzer Schußgeld erhielt, entschloß sich der arme Junge eines Tages doch unter Zittern und Zagen, auf solch ein gruseliges Hexenthier zu schießen.

Er zielte und drückte los — allein statt des Raubvogels fiel vom Baume —

ein Eichhörnchen, das er früher nicht bemerkt hatte. Es ließ sich leicht erklären, daß das vierfüßige Thier hinter dem Laubwerk versteckt war und der Vogel auf den Büchsenknall weggeflogen ist; allein der blöde Junge hielt das für Hexensput, wurde geisteszerrüttet in ein Irrenhaus gebracht und genas erst in Jahr und Tag, wornach er ein Handwerk erlernte. —

27. Zugheuschrecken. (Thiersage.) Unter allen Insecten, die es überhaupt gibt, richtet keines so großen Schaden an, als die Wanderheuschrecke, welche sich meist aus asiatischen Gefilden zu vielen Millionen in dunklen Schwärmen erhebt, wie Gewitterwolken stundenlang die Sonne verfinstert, und wo sie sich zum Fraße niederläßt, in Aeckern, Wiesen, Hainen und Gärten bis auf die Wurzeln Alles aufzehrt. —

Im Jahre 1350 kam von Osten her über Ungarn, Oesterreich, Mähren und Böhmen zc. solch ein Schwarm herangeflogen, daß unter ihm völlige Nacht eintrat, sich dann zur Erde niederließ und nach der Versicherung der Chronisten durch seine Gefräßigkeit so ungeheure Verheerungen

anrichtete, daß für dieses Jahr kein Grassalm, kein Blatt, kein Körnlein mehr zu ernten war.

Man hielt diese Thiere allgemein für höllisches Ungeziefer, das sich nicht durch Schreien und anderen Lärm, nicht durch Feuer und Rauch, nicht durch Waffengewalt schrecken und vertreiben ließ. Kaiser Karl IV., der sich an diesem Tage des Unheils in Mähren auf Reisen befand, gerieth in die peinlichste Lebensgefahr, und obgleich diese geflügelten Unholde keine Fleischfresser sind, wird doch erzählt, sie hätten einen Ritter sammt seinem Pferde aufgezehrt und nur Knochen, Feder und Eisen übrig gelassen, weil sie das nicht zernagen konnten.

Endlich wußte man in dieser Noth und Verzweiflung nichts Anderes mehr zu thun, als daß man über diese Sendlinge der Hölle bei offenen Kirchenthüren mit brennenden Wachskerzen und unter dem Geläute aller Glocken den Bannfluch mit allem ceremoniellen Gepränge ausgesprochen hat.

28. Kindliche Aufopferung. (Märchen.)

Ein ungarischer Landmann und guter Familienvater besaß nahe am Fuße der Karpathen eine ziemlich ausgedehnte Wirthschaft und wurde von seinem treuen Weibe, wie von seinen sechs wohlerzogenen Kindern auf das Zärtlichste geliebt und vom ganzen Dorfe geachtet.

Diesen ehrsamem Mann befiel eines Tages plötzlich eine schwere Krankheit, welche augenfällig eine schnelle Hilfe verlangte. Da es aber weder im Orte noch in weiter Umgebung einer Doctor oder Bader gegeben hat, so rief man in der peinlichen Noth ein benachbartes Weib herbei, das im Dorfe für eine Hellscherin galt, manch guten Rath zu ertheilen und auch manches Uebel glücklich zu heilen verstanden hat. Als nun diese Tausendkünstlerin den Kranken untersuchte, sagte sie kopfschüttelnd: „Da ist kaum mehr eine Rettung möglich, auch habe ich, als ich hieher kam, auf Eurem Hause den Todtenvogel sitzen gesehen.“

Die ganze Familie brach in lautes Weinen aus. „Aber hört“, fuhr das Weib fort, „ich weiß doch ein Mittel, das sicher helfen würde, wenn es nur schnell genug

zu bekommen wäre. Es ist das ein gelbes Zauberkräutlein, das hoch auf dem steilen Adlerkogel in einer Felsenschlucht wächst.“

„O, da will ich allsogleich fortlaufen und das gelbe Kräutlein holen“, rief der ältere Sohn des Kranken und sein etwas jüngerer Bruder trug sich zum Begleiter an. „Aber habt Acht!“ rief ihnen die Seherin nach, „denn der Adlerberg ist un-
gemein schroff und hoch und ein stürmischer Wind hat sich eben erhoben.“

Die zwei Brüder eilten um die Wette ihrem Zielpuncte zu. Der Ältere kletterte gleich einer Gemse, obwohl mit größter Anstrengung am steilen Felsen empor, erreichte auch fast athemlos den Gipfel, fand die Schlucht und darin das gelbe Zauberkräutlein, das er sogleich siegjubelnd pflückte.

Nun erging es ihm aber wie dem Kaiser Maximilian I. auf der Martinswand bei Zirl in Tirol; er entdeckte rings um sich nur glatte, steile Felsenwände und nirgend einen Stützpunkt für einen einzigen Tritt. So mußte er sich augenfällig für verloren halten, und da er auch das Wunderkräutlein des reißenden Sturmes wegen

seinem Bruder in der Tiefe nicht zuwerfen konnte, rief er hinab:

„Ich finde keinen Weg mehr zurück und stürze mich deshalb in den Abgrund, da größte Eile vonnöthen ist; das Kräutlein findest Du auf meiner Brust; bring es schnell unserm lieben Vater; lebt Alle wohl, ich gehe freudig in den Tod!“ —

Er stürzte sich vom Felsen; der Todtenvogel hatte sein Opfer und schonte des Vaters, der auch bald darauf genas.

29. Vampyre. (Thiersage.) Der Name dieser größten Gattung ausländischer Fledermäuse soll serbischen Ursprungs sein, allein die Serben, Griechen, Ungarn und Polen verstehen unter dem Worte Vampyre keine Thiere, sondern blutsaugende Geister, ähnlich den furchtbaren Harpyen und Empusen der alten Griechen. Die alten Römer nannten sie Lamiae oder Lemures, die Neugriechen aber Brukolakas und Mirony.

Besagte Völker glaubten noch vor hundert Jahren fest daran, ja, Viele glauben noch jetzt, daß die Leichname Derjenigen, welche im Verdachte der Zauberei oder wegen anderer Vergehungen im Kirchenbanne

gestorben sind, nicht verwesen, sondern an sich selber nagen, des Nachts aus ihren Gräbern steigen, Personen, mit denen sie ehemals in näherer Verbindung gestanden, unvermerkt das Blut aussaugen und sie so im Schlafe tödten.

In manchen Gegenden gingen die Leute in ihrem Wahnglauben so weit, daß sie behaupteten: gewisse Vampyre kommen auch in Hundsgestalten, erscheinen selbst bei Tage, zeigen sich als weiße Gespenster, saugen nicht bloß den Menschen, welche sie hassen, das Blut aus, sondern auch oft Pferden und Rühen bis zur völligen Entkräftung.

Es widerstrebt uns, aus alten Proceßacten und Chroniken einzelne Vorfälle aufzunehmen, weil sie alles Maß von hirnverbranntem Unsinne weit überschreiten. — Dafür citiren wir aus dem Wienerischen Diarium (damals Wiener Zeitung) folgendes „Avertissement“, welches die Kaiserin Maria Theresia in ihrem fünfzehnten Regierungsjahre, also 1755, erlassen hat, weil kurz zuvor in Schlesien der Vampyre wegen ein großer und gefährlicher Volksaufstand ausgebrochen ist:

„Nachdem durch die aus Oberschlesien hero eingelangte Nachrichten der Ruf ausgebreitet worden, als ob dortlandes zu Her= einisdorf einige sogenannte Wampyrs oder Blutsaugern sich spühren ließen, und derowegen von denen dortigen Einwohnerin die wirkliche Ausgrab= und Verbrennung einiger bei ihnen in Verdacht gefallenen Körpern vorgenommen worden wäre: so haben Ihre kais. königl. Majestät zu gründlicher Erforschung der Sache eine eigene Commission von erfahrenen und dem Werk gewachsenen Männern ad locum abgeordnet, von welchen nach genauster Untersuchung aller Umstände befunden worden ist, daß dieses Vorgeben blos von der durch die seit vielen Jahren her eingewurzelte, betrügliche Vorurtheile und einen sträflichen Aberglauben, verderbten Einbildungskraft, deren dortigen Bauersleuten herrühre, folglich auch alles, was davon in verschiedenen Zeitungsblättern ausgestreut worden, grundfalsch, und diese greuliche Execution einzig und allein aus eigenem Antriebe deren dortigen Inwohner ohne Vorwissen der gehörigen Landesstelle vollzogen worden seyn, welches ärgerliche Beginnen Ihre Majestät

nicht nur gegen alle diejenigen, welche hieran Theil genommen, scharf geahndet, sondern auch mittelst eines an alle Dero Länder Repräsentationen erlassenen Circularrescript allen sowohl geist- als weltlichen Obrigkeiten Allergnädigst anbefehlen lassen, daß sie ihre Untergebene von solchen sträflichen und Aberglaubischen Irrthümern ableiten, dann hinfüro auf solche ärgerliche und abergläubische Art fürzugeben, sie bei schwerster Ahndung abhalten sollen." —

30. Zwei Schwestern. (Märchen.)

Nicht weit entfernt von dem berühmten Hercules-Bade Mehadia in der Militärgrenze entspringen zwei Bächlein aus Einer Felsenquelle, vereinigen sich aber schon am Fuße des Berges von schwesterlicher Liebe sympathisch angezogen. Von nun an murmeln sie gleichsam traulich plaudernd durch blumige Wiesen und schattige Haine, hüpfen bisweilen tanzend und schäckernd über ein kleines Wehr oder ein querliegendes Gestein und bleiben immer silberklar bis zum Grunde, wie lebensfrohe unschuldige Mädchen. Es erfreut sie, daß die Blumen am Rand sich in ihren Wellen spiegeln, sie tranken ihre

Wurzeln zu immer frischem Leben, tränken auch die der nahen Gräser, des Schilfs und der blühenden Gesträuche. Sie verdoppeln so zu sagen in ihrem Spiegel Tag und Nacht die Schönheiten der Natur, lassen darin die reizenden Hügel und Berge, das majestätische Bild der Sonne, den gestirnten Himmel zweimal schauen und schwärmen wohl am liebsten mit dem keuschen Monde, wenn er vertraulich zu ihnen niederblickt, als wollte er auch ihre Wellen aufschlürfen, wie die des ebbenden Meeres.

Auf einmal ändert sich die Lage der Dinge! Ein starrer Fels erhebt sich, darauf sitzt oder thront vielmehr der gekrönte Goldkönig in majestätischer Pracht und Herrlichkeit. Er trennt die beiden Schwestern wider ihren Willen, trennt die Recka von der Arecka gewaltsam und verschwindet mit der Geraubten in einer dunklen Felsen-schlucht.

Hier wird die arme Recka von ihrem grausamen Entführer in hundert Theile zerrissen und so in die kleinsten Berghöhlen, Felsenrisse und Spalte hineingeworfen, daß sie überall die Goldkörner vom Gestein losreißt und abspült und die Schätze des

Nimmersfatten damit vermehre. Ach! was hat da die arme Sklavin, die der König als seine Gemalin erklärt, erduldet und gelitten! Wie oft ist sie da unwillkürlich in schäumende Zornwuth aufgerauscht, wenn sie, von starren Felsen eingezwängt, trotz aller Anstrengung keinen Durchbruch gefunden und zurückgestaut andere Auswege aufspüren und in engen Klüften und Ritzen durchwühlen mußte.

Endlich war es ihr gelungen, sich gleichsam tropfenweise am Fuße des Goldberges in einem Steinbecken zu sammeln und der Freiheit auf's Neue sich zu freuen. „Wo ist meine verlorne Schwester!“ war ihr erster Gedanke. Sie wußte es nicht und begann auf gut Glück in der Richtung gegen das Thal zu fließen, wo sie ihre theure Arcka am zuverlässigsten zu finden hoffte. Wie erschrak sie aber bis zum Entsetzen, als sie im Sonnenlichte bemerkte: wie unrein sie in ihrer Sklaverei geworden, wie viel Schmutz und Schlamm sie unbewußt aufgenommen. Wohl hat sie auch Goldkörner mitgeführt, doch gewährten sie ihr wenig Trost und Freude; viel lieber sind ihr einst die kleinen Fischlein

gewesen, mit denen sie in reiner Fluth unschuldig wie ein kleines Kind gespielt. Nachdem sich der Schlamm zu Boden gesetzt, wurden ihre Wellen zwar wieder klarer, doch genoß sie des Daseins nicht lange mehr, fand wohl noch ihr Schwester, mußte sich aber nach diesem freudigen Wiederfinden in den Donaustrom ergießen.

IV. Abergläubischer Schutt.

Was wir nunmehr zum Schlusse aufzeichnen, ist sozusagen der Kehricht auf dem unsauberen Boden des Aberglaubens. Indem aber auch ein großer Theil dieser Stäubchen, Körnlein und Splitter nicht unwesentlich dazu beiträgt, das unheimliche Gebiet, in welchem wir uns bisher bewegt haben, in einem möglichst weiten Gesichtskreise kennen zu lernen, so können wir es nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit auch nach dieser Richtung hin zu lenken und zu fesseln.

Es würde uns keineswegs schwer fallen, mit diesen spreuartigen Abfällen ein paar Folianten anzufüllen, wir wählen indeß ein ganz kleines Gefäß, aus gerechter Besorgniß,

daß jede größere Anhäufung unsere verehrten Leser anwidern oder ermüden dürfte. Vielleicht ist ihm selber Derartiges in Hülle und Fülle bekannt, zumal wenn er öfter in Verkehr mit unteren Volksschichten gekommen ist, sie in ihrem Thun und Lassen aufmerksam belauscht, oder wenn er gar in gesellige Spinnstuben hinein gehorcht hat.

In diesem Falle wäre er unstreitig in der Lage, viel von dem, was er bei uns vermissen dürfte, aus eigenem Vorrath ergänzen, und somit unser Buch an Inhalt verbessern, an Umfang vermehren zu können.

* * *

Beim Erscheinen eines nächtlichen Gespenstes hat man sich dreimal zu bekreuzen und die folgende Anrede oder Beschwörungsformel zu gebrauchen: „Alle guten Geister loben den Herrn; sag' an, was ist denn Dein Begehren?“ —

* * *

Wenn man in der Eile etwas sucht und nicht sogleich findet, dann kann man versichert sein, daß der Teufel seine Tazen darüber hält und dich boshaft neckt, damit er dich, den Erzürnten, zum Fluchen bringt. Oft siehst und findest du selbst lange deine

Brillen nicht, welche du doch auf der trägst.

* * *

Fällt dir ein Messer aus der Hand, und bleibt es mit der Spitze auf dem Boden stecken, so kommt ehestens ein seltener Gast oder Besuch zu dir.

* * *

Klingt und singt dir das rechte Ohr, so spricht irgend ein Bekannter gut von dir; er spricht jedoch übel, wenn dein linkes Ohr klingt und singt.

* * *

Kizelt dich die rechte Hand, so wirst du bald Geld einnehmen; du wirst aber Geld ausgeben müssen, wenn dich die linke Handfläche kizelt.

* * *

Bekommst du im schnellen Gehen oder Laufen das Milzstechen, steh' nur einen Augenblick still, knöpfe den linken Theil des Hosenträgers auf die verkehrte Seite, so wird das Stechen allsogleich aufhören.

* * *

Kizelt dich die Nasenspitze, so wirst du recht bald eine wichtige Nachricht oder Neuigkeit vernehmen. Ingleichen, wenn dich

die Hühneraugen (Reichdorne) empfindlich
beißen.

* * *

Plagt dich der Schnackel (Schluchzen), drehe dich drei mal links, dreimal rechts sehr schnell um dich selbst herum, so wird das Uebel vergehen.

* * *

Wer etwas erzählt, oder behauptet und hiebei nießen muß, so wird das als ein Beweis angenommen: daß er nicht gelogen, sondern wahr gesprochen hat.

* * *

Hat man empfindliches Halsweh, heilt man es am sichersten, wenn man eine lebendige Keller=Kassel verschluckt —
horribile dictu! —

* * *

Begegnet dir ein Mensch, sei es auch ein ganz Fremder, der augenfällig an der Selbstsucht leidet, so spucke ihm plötzlich ohne Scheu und Bedenken in's Gesicht, denn der Erschreckte oder Erzürnte wird auf der Stelle augenblicklich seine Krankheit verlieren.

* * *

„Jemanden um den Daumendrehen“, heißt ihn betrügen; aber für Jemanden den

Daumen festhalten, ist ein Zauber-
spruch und will sagen: so lange man den
Daumen für sich selbst oder einen Andern
mit den Fingern fest umschließt, bannt
man das Glück bei jedem gefährlichen
Unternehmen, z. B. im Hazardspiele.

* * *

Hast Du weiter auszugehen, und be-
gegnet dir zuerst ein altes unheimliches
Weib, oder lauft dir eine Kaze, kriecht dir
ein Molch, eine Natter über den Weg, oder
krächzt vor dir eine Elster, ein Rabe, oder
starrt dich eine Dhreule an, so kehre schnell
um nach Hause, oder schlag zu deinem Ziele
einen andern Weg ein. Die genannten
Thiere gehören zu den verwunschenen
und können nach sechs Jahren entweder
Hexen oder sonst böse Geister und Gespen-
ster werden.

* * *

Die Zahl 13 ist stets und überall
vom Uebel. Unternimm also am 13. des
Monats niemals ein wichtiges Geschäft.
Das Krächzen der Nachteule, wie das feine,
winselnde Zischen der Fledermaus klingt un-
verkennbar wie: dreizehn. Kommen zum
Mittagstisch zufällig 13 Personen zusammen,

so stirbt binnen Jahresfrist gewiß Eine aus ihrer Mitte.

* * *

Wer den ganzen Tag über bei Allem, was er thut, Unglück hat, ist unstreitig des Morgens zuerst mit dem linken Fuße aus dem Bette gestiegen.

* * *

Fallen dir vom Brote sogenannte „Breseln“ (Brosamen) auf den Boden, hebe sie sorgsam auf und wirf sie in's Feuer, wo sie von den armen Seelen im Fegefeuer als wahrhafte Leckerbissen aufgezehrt werden.

* * *

Wenn man einsam und bei stiller Luft im Walde geht und bedächtig aufhorcht, hört man kleine Glöcklein läuten, als ob sie von Silber wären. Diese ungemein lieblichen Laute sind pure Stimmen der Engel, die eben fromme Lieder singen.

* * *

Erhebt ein Hund vor einem Hause ein enterisches, durchdringendes Wehgeheul, so kündigt er damit einen bevorstehenden Todesfall an.

* * *

Lobhudelt man zu sehr ein kleines Kind, daß es so schön, so lieb und herzig sei, kann man es verschreien, wornach es dereinst garstig oder ungerathen wird.

* * *

Einem Mordbrenner oder Raubmörder, der unbußfertig gestorben ist, ist es oftmals schon geschehen, daß er seine Hand, mit der er im Leben so gottlos gefrevelt hat, noch aus dem Grabe hervorstrecken mußte.

* * *

Jeder Mensch hört einmal im Leben, und zwar bis in sein vierzigstes Jahr, unversehens ein lauten „Schwalzer“, der ihn aufmerksam macht, welchen Weg er einschlagen soll, um sein gutes Brot, d. i. sein Glück zu finden. Wer diesen mahnenden Laut, der sicher von seinem Schutzengel ausgeht, leichtsinnig überhört, oder nicht beachtet, sondern starrköpfig seinem eigenen Sinn und Willen folgt, geht gewöhnlich irre, geräth auf schlüpfrige Abwege und bereitet sich ein traurig Schicksal.

* * *

Schwalben gelten für heilige und unverletzliche Marienvögel, darum hat man es gerne, wenn sie im Innern des Hauses

nisten, weil sie Glück und Segen bringen, insbesondere Schutz gegen Feuer gewähren. Ebenso gern sieht man es, wenn Störche ihr Nest auf einem Dache bauen, da diese sogar löschen helfen, wenn ein Brand ausbricht.

* * *

Hat man Nachteulen oder Fledermäuse lebendig gefangen, werden sie grausamer Weise gewöhnlich lebendig an die Haus- und Stallthüren angenagelt, in dem Wahne, daß sie jeden bösen Geisterspuk und Kobold abschrecken und fernhalten.

* * *

In einem Schaltjahre gilt nicht der 24., sondern der 29. also letzte Februar für den Schalttag und wird von dem Volke als einer der allerunheimlichsten und verhängnißvollsten Tage angesehen, wo es dem Teufel am leichtesten gelingen soll, den schwachen Menschen zu irgend einem Verbrechen oder Laster zu verleiten.

* * *

In Böhmen wie auch in anderen slavischen Ländern ist das sogenannte Tod austreiben eine altherkömmliche Sitte. Zu Anfang des Frühlings machen junge Leute, meist Kinder armer Eltern, einen Stroh-

mann, einen Popanz aus Stroh, der den Tod vorstellt. Diesen tragen sie im Dorfe herum und singen dabei kurze Lieder vor den Hausthüren, wo die Bewohner hervortreten und ihnen Geld geben, damit sie vorüber ziehen, und den Tod nicht etwa in das Haus tragen. Zuletzt wird der Strohmännchen unter allerlei possenhaften Ceremonien auf einem freien Platze verbrannt.

* * *

Bei den Türken ist der Freitag ein Festtag, weil ihr Gott Allah an diesem Tage die Welt erschaffen haben soll. Bei den Christen hingegen gilt er fast durchgehends als ein Unglückstag, zumal wenn er auf den 13. des Monats fällt, weil an diesem Tage Christus gekreuzigt worden ist. Man scheut sich daher, an diesem Tage ohne äußerste Nothwendigkeit ein wichtiges Geschäft zu unternehmen. — Du kannst dir indeß ohne Bedenken auch an einem Feiertag die Nägel schneiden, nur mußt du sie im Feuer verbrennen, traditionell nach der nordischen Mythologie, weil das Todtenschiff Naglfari aus Menschennägeln gezimmert worden ist.

* * *

Am Charfreitag wird bekanntlich auf dem Lande vor den Kirchenthüren ein Feuer angemacht, geweiht und darin auch der Jud' verbrannt. Die Landleute kommen mit Holzbündeln herbei, lassen die Stäbe etwas anbrennen und stecken sie zu Hause in allen Winkeln auf, damit kein böser Geist einschleicht, kein Ungewitter einschlagen, kein Feuer ausbrechen und der „Gottsebeiuns“ selbst fern gehalten werden soll.

* *

Wenn man einen Herd oder Ofen heizt, vernimmt man bekanntlich gar oft, daß das brennende Holz, zumal wenn es etwas feucht ist, stark zu zischen und gleichsam zu singen anfängt. Das sind die Stimmen und Töne einer armen, im Fegefeuer büßenden Seele, welche damit ihren zurückgelassenen Angehörigen und Freunden frohmüthig ankündigt, daß sie bald erlöst zu werden hoffe. Andere sagen wieder, diese Stimmen seien der Ausdruck und die Kundgebung der ungeheuren Schmerzen, welche die arme Seele zu leiden habe; sie ermähne und bitte, daß man fleißig für ihre baldige Erlösung beten möge. —

* *

*

Es gibt alte Mütterchen, welche fest behaupten: sie hätten durch ihr anhaltendes Beten, Fasten, Wallfahren und Almosengeben 2c. schon so und so viele arme Seelen aus dem Fegefeuer erlöst.

* * *

Der Karpf ist ein heiliger Fisch, weil er in seinem Kopfe, d. h. in dessen Knorpeln, Muskeln und Sehnen alle Leidenswerkzeuge Christi trägt. (Carpionem a capite lauda.)

* * *

Der Starrkäfer, welcher bekanntlich durch sein Knarren, Klopfen und Hämmern im alten Holzwerke viel Angst und Schrecken einflößt, gilt als ein böses Grabgespenst und wird deshalb insgemein die Todtenuhr genannt.

* * *

Ein starkes Ungewitter hat nicht selten einen starken Hagel (vulgo Schauer) im Gefolge. Der Abergläubische schreibt dies einem Kampfe wüthender Hexen zu, welche sich entzweit haben und im dunklen Schooße der Wolken auf Leben und Tod raufen. Man will nämlich in vielen der herabgefallenen Schloßen oder Eiskörner

(vulgo Rieseln) lange, wirkliche Weiberhaare gefunden haben.

* * *

Fällt ein tüchtiger Regen und scheint zu gleicher Zeit die Sonne in die fallenden Regentropfen, so spricht das gemeine Volk mit schadenfrohem Lächeln: „Da seht, der Teufel prügelt wieder einmal sein Weib!“ —

* * *

Eine wirkliche Hexe wird von ihrem Liebhaber oder Kebsmanne, dem Teufel, niemals in lange und schwere Noth versetzt bleiben. Wird sie gar zu stark von Hunger geplagt, so braucht sie nur ihren Ofenschemel umzuwenden und die vier Füße desselben wie ein Kuh- oder Ziegen-Euter zu melken, wornach sie immer genug Milch, somit auch Butter, Schmalz, Topfen und Käse bekommt.

* * *

Das allbekannte Johannisfeuer, auch Würz- und Sonnenwendfeuer genannt, ist ein Erbtheil aus dem heidnischen Feuersdienste, der ursprünglich von Indien und Persien ausgegangen und nachmals auch von den Römern adoptirt worden ist. Der

gebildete Leser weiß es ja, daß man zu Ehren der Göttin *Vesta* in feierlicher Weise Feuer anzündete und sich damit belustigte, daß man über dieselben paarweis hinwegsprang und auch rings um dieselben tanzte. Da bei uns diese hochsommerliche Fastnachtsunterhaltung im Freien, meist in Hainen, von Sonnenuntergang bis spät in die Nacht hinein ausgedehnt wurde und mit vielem Unfuge verbunden war, haben schon oftmals geistliche und weltliche Fürsten strenge Verbote dagegen erlassen, da aber verbotene Früchte gar so süß schmecken, werden sie noch immer nach wie vor gepflückt. — Ueberdies versichert der Aberglaube, daß dieses Johannisfeuer die wunderbare Wirkung habe, alle schädlichen Dünste und giftigen Stoffe, alle bösen Miasmen und Luftgeister zu verbrennen, weil vom heiligen Johannes gesagt wird, daß er Gift trinken konnte, ohne Schaden zu nehmen, wornach bei der gereinigten Luft sowohl die Menschen als auch die Thiere das ganze Jahr gesund bleiben werden.

* * *

Will ein junges, heiratslustiges Mädchen das Bildniß ihres künftigen Bräu-

tigams sehen, so muß sie am St. Johannis-
tag, aber noch vor Sonnenaufgang,
zum Brunnen gehen und hineinschauen,
denn da wird der Bormwizigen das Gesicht
des noch Unbekannten entgegen lächeln.

* * *

Am Garda-See wird behauptet, daß
der Aalfisch, wenn man ihn in drei oder
vier Stücke zerhackt, nicht bloß noch lange
fortlebt, sondern daß sich die getrennten
Theile unter convulsivischen Zuckungen der-
art wenden und bewegen, daß sie sich wie-
der vereinigen und zusammenwach-
sen wollen. — Dies soll auch einmal
einen Scharfrichter, der auch Arzt, wenig-
stens Quacksalber war, zu dem schauerlichen
Experimente veranlaßt haben, einem Men-
schen sogleich nach der Enthauptung den
Kopf wieder auf den Rumpf zu setzen und
zu befestigen, in der Meinung, das Getrennte
würde wieder zusammenwachsen und auf's
Neue fortleben, der Versuch aber sei, was
ganz natürlich, gänzlich mißlungen.

* * *

Wenn sich eine Kuh von der Weide
unbemerkt in ein Kleefeld verläuft und da
über das Maß frist, wird sie verhext,

denn der Bauch schwillt ihr so hoch auf, daß sie leicht zerplatzen kann. — In diesem Falle lösen schnell zehn oder zwölf Weiber und Mädchen ihre Strumpfbänder von den Füßen, binden sie zusammen und schlingen sie um den Bauch der Ruh. — Das allein kann noch helfen.

* * *

Der vierblättrige Klee, der sich wahrlich nicht schwer finden läßt und doch für eine große Seltenheit gilt, wird für ein ganz besonderes Zaubermittel angesehen und höher geachtet als ein Amulet oder Talisman. Viele glauben sogar, durch solch ein an einem Posttag gefundenes Kleeblatt könne man sich unsichtbar, kugelfest und unverwundbar machen, überhaupt jeder Gefahr vorbeugen und immer nur Segen und Glück finden.

* * *

Man fände kaum irgendwo einen Menschen, und wäre es der größte Renommist und Maulheld, der es selbst gegen eine glänzende Entlohnung wagen würde, eine unheimliche Pos, d. i. Geisternacht ganz allein und ohne Licht auf einem einsamen Friedhose, in einem Weinhause, in einer

tiefen Gruft, in einer öden Burgruine oder auf einer Richtstätte zuzubringen. — Gerstäcker meint sogar, es hätte Niemand den Muth, zur Zeit der Geisterstunde in einem leeren Hause, mit einem brennenden Lichte in jeder Hand vor einen großen Spiegel zu treten, drei Mal laut seinen eigenen Namen zu rufen, höhrend sein Gesicht zu verzerren und sodann laut und grell aufzulachen.

* * *

Die Fischer am Traun- oder Gmundner See behaupten: es wäre in der Mitte ihr See gerade so tief, als der Traunstein hoch ist (5342 Fuß) und es lebe darin seit Menschengedenken ein Wallfisch, mindestens solch ein furchtbares, höllennmäßiges Fischungeheuer, das viel größere Augen hat, als ein Dachs und einen entsetzlich großen Kachen mit ellenlangen Zähnen. Das Ungethüm sei wohl schon öfter in ein Streifnetz gerathen, habe es aber jedesmal wie Spinnenweben zerrissen.

* * *

Das Pfarrdorf Andrichsfurt, im Innkreise gelegen, ist ein Wallfahrtsort, denn es berühmt sich: daß es gerade mitten

in der Welt liegt, indem die Kirche mit dem Pfarrhose um die Mittagsstunde keinen Schatten wirft.

* * *

Auf dem adriatischen Meere und sicher auch anderweitig, wird niemals ein Schiffmann müßig und gedankenlos pfeifen, wenn sich eine Brise erhebt und die Wellen kräuselt, denn er hat zu fürchten: daß er mit seinem Pfeifen, wie der Jäger seinen Hund, einen verderblichen Wettersturm herbeirufen könnte.

* * *

Am Charfreitag Früh reisen alle Glocken der katholischen Kirchen nach Rom, um dort auf's Neue geweiht zu werden; sonach fliegen sie am folgenden Tage zur Auferstehung Christi wieder in ihre früheren Plätze zurück.

* * *

Der heilige Vater in Rom, aber sonst kein einziger Mensch auf Erden, hört jedes Jahr einmal eine Stimme von Gott.

* * *

Wenn auf den Alpen die gefrorenen Ströme, d. i. die Gletscher oder Fir-

ner krachen, so sind das die Berggeister, die sich eben bekriegen und auf einander schießen, dabei auch oft Lawinen zum Abrutsch bringen.

* *

Ein wälscher Ritter oder Graf war so verwegen und schlau, daß er sogar den Teufel überlistet hat. Er verschrieb ihm gegen einen Sack voll Ducaten seine Seele auf eine Reihe von Jahren. Als die Frist heran kam, begab sich der Edelmann zur Mittagszeit an das Seeufer bei Triest und beschrieb mit einem Zauberstab rings um sich' einen Kreis. Als der Höllenfürst kam und auf ihn lossprang, um ihn zu zerreißen, warf ihm der Kreissteher eine Hand voll Sand in die Augen und blendete ihn mit Zuhilfe der blitzenden Sonne dergestalt, daß der Teufel den Schatten des Grafen statt ihn selber packte und damit zur Hölle fuhr. Der Gerettete warf nun freilich bei hellem Tage keinen Schatten mehr.

* *

Es hat einmal irgendwo ein Glockengießer gelebt, der ein grausamer Wütherrich war und im Zorne seinen Lehrlingen er-

schlug. Seitdem hat aber keine Glocke mehr, die er gegossen, einen anderen Klang mehr gehabt, als ein Faß oder Kübel von Holz.

* * *

Ein altes Kochbuch sagt: am grünen Pfingsttag (d. i. Gründonnerstag) gehöret sichs: Salat zu essen; solches hätten schon die alten Romanier in Wälschland gethan, denn an diesem Tag macht Salat die Gesundheit grün, d. h. er verjüngt.

* * *

Das erste Beilchen, das man findet, soll man, ohne es zu kauen, allsogleich verschlucken, denn es sei der beste Schutz gegen das Fieber.

* * *

Wo die zwei siebenfarbigen Säulen eines Regenbogens auf die Erde niedergehen, würde man ganz gewiß, wenn man nur schnell dahin kommen könnte, die allerkostbarsten Perlen und Edelsteine finden.

* * *

Ein Neusonntagskind, heißt es, hat einen Kreuzkopf, oder ist ein Kreuzkopf, Kreuzköpfl, ist wunderbar gescheidt und findig, ist von Geburt ein edleres Ding, als die gewöhnlichen Menschen,

hat auch Glück im Leben und versteht es zu nützen, während Andere im Pech stecken und sich nicht helfen können. — Diese Weltanschauung, welche sich bei dem gemeinen Volke ziemlich häufig findet, erinnert an das Fatum der Alten, das als dunkle Naturmacht und unvermeidliches Verhängniß die moralische Freiheit aufhebt und unvermerkt vom rechten Glauben ablenkt.

* * *

Little Mädchen und auch alternde Frauen können es oftmals nicht unterlassen, Gesicht und Hände mit frisch gefallenem März=Schnee zu waschen, weil er, wie sie fest glauben, die Haut überaus lind und weiß macht, den Teint verschönt und gleichsam verjüngt. — Andere gehen in dieser Hinsicht noch viel weiter; sie waschen sich mit dem Urin eines kleinen Kindes, das noch an der Mutterbrust liegt, da diese Flüssigkeit nicht allein dieselbe Zauberkraft haben soll, wie der März=Schnee, sondern auch die Leberflecken, vulgo Gugaschecken, wegwäscht und damit besondere Körperreize enthüllt.

* * *

In der nordischen Mythologie spielt das bekannte Schmarotzergewächs die Mistel eine ungemein wichtige Rolle. Die Druiden erklärten sie für das Heiligste in der Natur. Der blinde Hodur warf dieses Bäumchen auf Balldur und tödtete den Königssohn, den besten der Asen. — Auch im christlichen Mittelalter hat man dieser leimhaltigen Pflanze noch eine bedeutsame Zauberkräft zugeschrieben; nachmals haben sich, bis auf unsere Tage herauf, die Quacksalber derselben bemächtigt und aus ihr ein Heilmittel gegen das Hinfallende, d. i. Fallsucht (Epilepsie) bereitet.

* * *

Bernimmt man irgendwo einen ungewöhnlichen Laut, ein Klopfen, Knarren, Fallen, Seufzen, Aechzen, Tosen zc., dessen Ursache man sich durchaus nicht zu erklären vermag, so nennt man das mit Schauer und Grauen: Anmelden. Ein entfernter Verwandter oder Freund zeigt damit an, daß er eben gestorben ist oder im Sterben liegt, kurz, es erfolgt bald die Nachricht eines Unglücksfalls.

* * *

Es gibt Sonderlinge, welche eine eigene Manie haben, Stricke anzukaufen und wie Talismane zu bewahren, mit welchen Missethäter gehenkt worden sind.

* * *

Ein Gutsherr schoß einen Reiher, der sich eben aus einem Sumpfe erhob. Sein Bedienter, ein Rumäne, lief hin, um die wohlgetroffene Bente zu holen. Als er sie aufheben wollte, richtete der todte Vogel seinen langen Kragen empor, aus dem sich eine lange Schlange herauswand und den Burschen dergestalt erschreckte, daß er heulend davon lief, sich unablässig bekreuzte und dem Herrn stammelnd meldete: „er habe einen Höllenvogel geschossen, der wieder lebendig geworden ist.“ — Das schauerliche Räthsel löste sich unverweilt. Der Reiher hatte kurz vor dem Tode die Sumpfnatter verschlungen, die jetzt wieder unversehrt in die Freiheit zurückkroch.

* * *

Das gemeine Volk nennt den Kehlkopf: Adams-Äpfel und glaubt, es sei unserem Stammvater im Paradiese ein Stück von der verbotenen Frucht als trauriges Andenken und Wahrmahl im Halse stecken ge-

blieben. Vom Weibe wird gesagt, es habe um eine Rippe mehr als der Mann, denn diesem habe Gott eine Rippe weggenommen und daraus die Eva gebildet.

* * *

In Oberösterreich wird der uns unbekannte Vogel Fias als ein Wunderding bezaubernder Schönheit und Farbenpracht geschildert. Selbst Jäger sehen ihn höchst selten auf einen kurzen Augenblick und halten ihn für ein unnatürliches Wesen. —

Auch von dem muntern Zeisig wird gesagt und geglaubt, er sei ein zauberhafter Vogel, der sein Nest frei in der Luft oder hoch in den Wolken baut, da man es nirgendwo auf Bäumen oder auf der Erde finde. — Dieser Wahnglaube ist, nach Lafontaine auch in Frankreich verbreitet. Es ist indeß erwiesen, daß der Zeisig sein Nest auf den höchsten Gipfeln der Tannen und Fichten aus Baumflechten baue. —

* * *

Oft erhebt eine Schaar zahmer Gänse auf der Weide durch widerliches Geschnatter einen Höllenlärm. Dies geschieht, heißt es, wenn die Hexen einen großen Zug Wildgänse durch die Luft nach dem Blocksberg

treiben. Es kommt da bisweilen vor, daß sich eine zahme Gans zauberhaft verführen läßt, mühselig zum Aether empor flattert und sich da zu ihren wilden Schwestern gesellt.

* * *

Am Palmsonntag kauft bekanntlich alle Welt sogenannte Palmbuschen oder Zweige von Weiden oder auch von Birken, läßt sie weihen und steckt sie an das Fenster, um alles Unheilige und Böse vom Hause abzuhalten. — Wer sich besonders frommgläubig zeigen will, pflückt ein Palmkäßlein (wollige Knospe) vom Zweige und würgt sie den Hals hinab.

* * *

Hat man weiche Eier ausgeschlürft, so zerdrücke man die leeren Schalen, damit die Hennen ja wieder um so gewisser legen. —

Eier, welche am U t l a ß = P f i n g s t a g, d. i. Gründonnerstag gelegt worden sind, sollen abgesondert hart gesotten, am Ostersonntag geweiht, zu Mittag sammt der Schale in vier oder mehrere Theile zerschnitten und sodann sammt der Schale auch gegessen, d. h. wie die Palmkäßlein mühselig hinabgewürgt werden.

* * *

Wir lasen einmal eine kleine Geschichte, die nicht als eine Anekdote, sondern ganz glaubwürdig als Thatsache hingestellt war: Ein Geistlicher predigte eines Tages vom Teufel und malte ihn so schauerlich, daß Alles erschüttert war. Da fügte es der Zufall, daß des Meßners schwarzer Ziegenbock, der außen im Friedhof weidend herumstrich, durch die offene Thüre in die Kirche kam und die gläubige Menge so erschreckte, daß der größte Theil über Hals und Kopf heulend die Flucht ergriff oder sich hinter den Bet- und Beichtstühlen versteckte, bis das Unthier wieder zu seiner Weide zurückkehrte.

* * *

„Hochwürdiger Herr!“ sprach eines Tages ein Mütterchen zu ihrem Pfarrer, „ich bin noch ganz außer mir vor Angst und Schrecken, denn heute Nachts hat mir eine Maus meine Pantoffel zerbissen; ach! was hat denn das zu bedeuten?“ — „Liebe Frau!“ entgegnete der Pfarrer lächelnd, „das will weiter nichts sagen, als daß Ihr einen kleinen Schaden erlitten habt. Wann aber einmal Eure Pantoffel oder Schuhe eine Maus zerbeißen, dann meldet es mir, denn

dies hätte eine hochwichtige Bedeutung.“ — Die geistesarme Frau soll bis an ihr Ende auf dieses Zauberstück gewartet haben. —

* * *

Die Mücken sind in der Volksemeinung nichts Anderes als junge Hexlein, welche nach 13 Jahren wirkliche Hexen werden können. Wenn sie über feuchten Niederungen lustig und schaarenweise auf und nieder tanzen, so ist das der wahrhafte Hexentanz mit unsichtbaren Teufelchen und bedeutet baldigen Regen.

* * *

In der Nacht wird am meisten gesündigt; das ersieht man auch an den schönen Thautropfen, denn das sind nichts als Thränen, welche die Engel schmerzvoll über die sündhafte Menschheit weinen.

* * *

Erblickst du zum ersten Mal die Sichel des Neumondes oder siehst du eine Sternschnuppe fallen, so wünsche dir allsogleich etwas, denn du kannst versichert sein, daß dein Wunsch bald in Erfüllung gehen wird.

* * *

Sprüht von der Kerze oder Lampe plötzlich ein Ganal, d. i. ein heller Funke zur Seite, so bedeutet dies, daß ehestens ein inhaltvoller Brief an dich ankommt.

* * *

Wenn des Nachts das sogenannte Leichenhuhn oder der Todtenvogel, d. i. ein Käuzchen, kreischt, so stirbt alsbald Jemand aus deiner Familie oder deinem Orte. Auch der bekannte Nachtschmetterling: Todtenkopf, dessen Raupe und Puppe meist auf Kartoffelblättern ange troffen wird, flößt unbeschreiblichen Schrecken ein, wenn er sich zufällig in eine Wohnung verirrt.

* * *

Frauen- oder ^{*} Marienkäferchen und leuchtende Johannismwürmchen sind als heilige Thiere anzusehen. Als fromm gelten die Schwalben und die Tauben. Es ist ein gutes Zeichen, wenn man Schafen begegnet, ein übles Zeichen aber ist es, einer Herde Schweine zu begegnen, denn das bedeutet Unglück. Manche halten Singvögel, nicht aber des Gesanges wegen, sondern weil sie gewisse Krankheiten, die den Besitzer treffen sollten, anziehen und für ihn

sterben. Eine trächtige Kuh soll man in ihrer Art ebenso sorgfältig pflegen, wie ein Weib, das in gesegneten Umständen ist. Die Katze ist und bleibt immer ein falsches, diebisches Thier; wenn sie sich auch durch Vertilgung der Mäuse nützlich zeigt, weiß man doch Fälle, daß sie manch einem unbewachten Säugling in der Wiege ihren Schweif in den Mund gesteckt und den armen, hilflosen Wurm grausam erstickt hat.

* * *

Gibt eine Kuh oder Ziege zeitweilig rothe Milch, so halten sie die Landleute unter Schreck und Leid für behext und verzaubert. Daß diese Entfärbung von gewissen Kräutern herrührt, wissen sie nicht, wollen es auch oftmals gar nicht glauben. — Dasselbe gilt vom rothen Schnee, welcher diese Farbe erwiesenermaßen von rothen Infusorien und auch von Samenstäubchen gewisser Pflanzen angenommen hat.

* * *

Die walachischen Weiber in Siebenbürgen, die sehr stark in Quacksalberei und Kurpfuscherei machen, berühmen sich, aus Zwiebeln Medicinen bereiten zu können,

welche nicht weniger als sechzehn schwere Krankheiten heilen.

* * *

Das unheimliche Schreien der Unken im Teiche rührt von Wassernixen her; das übermäßig laute Quacken, vulgo Sagen der Frösche ist ein Zeichen, daß ein verheerendes Ungewitter mit Hagelschlag im Anzuge ist.

* * *

Der moderne Spiritismus befaßt sich als Wissenschaft mit übernatürlichen Dingen und greift in die Geisterwelt, somit in das Gebiet des Aberglaubens wo möglich noch tiefer hinein, als der Mysticismus, von dem wir oben gehandelt haben. Der Spiritist will ungefähr das sein, was die alten Druiden der Celtogallen und die indischen Brahminen zu sein vorgaben; er geberdet sich als Hellseher und Wahrsager, setzt sich in Verbindung mit den Seelen der Verstorbenen, unterhält eine zauberhafte Correspondenz mit entfernten Bekannten, wie durch einen elektro-magnetischen Telegraphentrakt, und herrscht gleichsam über Zeit und Raum, über Vergangenheit, Gegenwart und Zu-

kunst. Sein Bereich umfaßt das bekannte Tischrücken, das Geisterklopfen und andere geheimnißvolle Seherkünste und Gaukeleien, womit er, wenn auch nicht sich selbst, doch viele Blindgläubige täuscht und auch ausbeutet. Ein eigenartiger Spiritist war der kürzlich in Wien verstorbene Herr von Reichenbach, der ein dunkel sensitives Buch über das sogenannte Od, d. i. eine besondere Seelenkraft geschrieben hat, durch die sich der Eine Mensch mit einem anderen sympathisch Verwandten bloß durch Gefühlsregungen, ohne Wortsprache, über die wichtigsten Lebensfragen verständigen kann. —

* * *

Wenn die mit den Russen stammverwandten Ruthenen in Galizien die erschütternde Nachricht erhalten, daß eine böse Seuche, namentlich die Cholera in ihrer Nähe grassire und bereits im Anzuge sei, so recrutirt jedes einzelne Dorf dreizehn Jungfrauen. Eine derselben wird auserkoren, bei hellem Vollmonde mit einem Pfluge rings um das Dorf eine ununterbrochene Ackerfurche zu ziehen, wobei sie die anderen zwölf Jungfrauen begleiten

unter Gebeten, Segensprüchen und frommen Liedern, um die Furche gleichsam zauberhaft zu weihen, daß die bedrohliche Krankheit diese Grenzlinie ja nicht überschreite.

* * *

Vor Zeiten, schreibt ein ungarischer Chronist, waren die Gold- und Silberminen in Schemnitz durch die Gunst und Gnade der Berggeister über alle Vorstellung reich und ergiebig. Die Bergknappen haben es damals gar nicht nöthig gehabt, einen Arbeitslohn anzusprechen, sie brauchten nur Abends ihre Gewänder auszuklopfen, denn sie sind schon durch den edlen Metallstaub, der daran hängen geblieben ist, hinlänglich bezahlt und reich geworden.

* * *

Wenn der Blitz in einen Baum einschlägt, ihn versengt und zersplittert, so nimm davon ein angebranntes Stück oder eine Kohle und trage sie, mit Weihbrunnen besprengt, auf deinen Dachboden, denn das wird ein sicheres Schutzmittel gegen einen Brand sein.

* * *

Neben dem Blitz gelten dem Landvolf fast alle feurigen Lusterscheinungen als böse, dem Menschen feindselige Wesen. Der Irrwisch oder das Irrlicht erscheint ihm als ein grauenvoll tückisches Gespenst, das ihn links oder rechts in Sümpfe oder tiefe Abgründe verleiten will. Sucht ihm der Abergläubische durch schnelles Laufen, Reiten oder Fahren zu entkommen, zieht er das flackernde Licht durch den Luftzug erst recht an sich, und schreit sich heiser und oft auch krank vor Angst und Schrecken.

Auch die Sternschnuppen oder Sternschüsse werden häufig mit Furcht und Grauen betrachtet, wobei Viele der Meinung sind, daß diese lebendigen Unholde sich selber schneuzen oder von unsichtbaren Wesen wie Kerzenlichter geputzt werden.

Eine Fata Morgana, d. i. Luftspiegelung oder Kimmung, die auf den Büsten Ungarns nicht selten sind, wird meist als ein prophetisches Zeichen angesehen, daß der Umgebung oder dem Lande ein sehr schweres Elementar=Unglück bevorsteht.

Dieselbe Angst und Kimmerniß flößt ein Nordlicht ein, um so mehr, da es

ziemlich selten in unserem Horizont eintritt. Die jüngste Lusterscheinung dieser Art, welche sich bekanntlich am 4. Februar 1872 vom Innflusse bis über Linz, Prag und Teschen ausdehnte, und neben den schönen, elektrischen Farbenbüscheln auch flammende Ruthen zeigte, hat aller Orten ungeheures Entsetzen erregt. Man hielt dieses Feuermeer für einen wirklichen Weltbrand, bekreuzte sich schreck erfüllt bei seinem Anblick und läutete, wie bei starken Ungewittern, mit den Glocken.

* * *

Was die Meteorologie oder Witterungskunde betrifft, so gibt es keinen aufmerksameren Wetterpropheten, als den Landmann, der das ganze Jahr Hand in Hand mit der Natur geht und dessen Wohl und Wehe mit den jeweiligen elementarischen Veränderungen in derselben im engsten Zusammenhang steht.

Unsere Kalender wimmeln fast durchgehends von sogenannten Postagen und Bauernregeln, gereimt und ungereimt; was jedoch auf Grundlage vieljähriger Beobachtung und Erfahrung für den Einen Standpunct eine durchschnittliche Gel-

tung haben kann, das hat sie nicht regelmäßig auch für einen anderen weit entfernten, tellurisch und klimatisch verschiedenen Standpunct. Stellt z. B. Jemand in Lemberg das Prognostikon des neuen Jahres in folgender Weise: „Bläst der Wind in der Neujahrnacht von Osten, so bedeutet das ein gesegnetes Obstjahr; bläst er von Süden, steht eine reiche Kornernte zu erwarten; von Westen: viel Segen an Vieh, Fischen und Flachs; von Norden: furchtbare Fröste und Mißwachs zc., so kann es zufällig für einen Theil Galiziens zutreffen, aber nicht auch für weit entlegene Länder und Gegenden. Dasselbe gilt für einzelne, als wichtig angenommene Postage, z. B. Pauli Befeh- rung, Lichtmeß, Medardus, Johann, Jakobi, Anna, Martini, Andreas u. s. w.

Wir stoßen uns indeß weniger an diesen und ähnlichen Ungereimtheiten, nehmen jedoch großes Aergerniß an solchen Prophe- zeiungen, die augenfällig auf Dingen, und vagen Erscheinungen beruhen, die einen grassen, vielfach schädlichen Aberglauben bekunden, welche wir aber hier aus Mangel an Raum nicht besprechen können. —

Ein ähnliches Vergerniß nehmen wir an der Quacksalberei und Curpfscherei, welche nicht blos auf dem Lande, sondern auch in Städten von jeher namenloses Unheil angerichtet haben und noch anrichten. Wir bekämpfen keineswegs den Gebrauch sogenannter Hausmittel, die sich aus vieljähriger Erfahrung für gewisse kleinere Uebelstände als heilkräftig bewährt haben; wenn man aber aus unzweideutigen Symptomen ersieht, fühlt und erkennt, daß eine schwere Krankheit im Anzuge oder bereits vorhanden ist, vertraue man Gesundheit und Leben nicht solchen Personen, die in keiner Weise, am wenigsten in wissenschaftlicher Hinsicht ärztlichen Beruf haben.

Zumeist sind diese Heilkünstlerinnen auf dem Lande Weiber von Wasenmeistern, Hebammen, befugte und unbefugte, verschmitzte, geheimnißvolle und redselige Mütterchen, die sich mit ihren sympathischen, wunder- und zauberkräftigen Heilmitteln zu den Krankenbetten hinzudrängen oder einzuschleichen wissen, dem blinden Aberglauben Thüren und Thore öffnen und nicht selten, physisch und moralisch, die

traurigsten Verheerungen in ein Haus bringen.

Noch vor Kurzem ist es geschehen, daß solch eine Akrane einen zwölfjährigen Knaben, der über Kopfw. eh klagte, zur Cur übernahm, zur sogenannten Hafer = Cur, welche darin bestand, daß sie in eine mit Wasser gefüllte Schüssel eine Handvoll Haferkörner nebst einigen Zauberwürzlein warf, sodann das Gefäß ceremoniell einsegnete, geheimnißvolle Sprüche murmelnd auf den Kopf des Leidenden stellte und mit einem geweihten Stäbchen den Hafer so lange herumrührte, bis der aufrecht gehaltene Kranke ohnmächtig wurde und in das Bett zurück sank. Nachdem die Martyrerin diese unsinnige Operation über eine Woche lang fortgesetzt und nebenbei noch wirkungslose Medicinen, Kraftsalben und Latwergen zc. aus eigener Fabrik in Anwendung gebracht hatte, ohne einen günstigen Erfolg zu erzielen, riefen die armen trostlosen Eltern freilich einen Doctor aus der Stadt, der es auf den ersten Blick erkannte, daß der Knabe am Kopftypus darnieder liege. Weil indeß das Uebel schon zu weit vorgeschritten war, vermochte auch die wissenschaftliche

Heilkunde keine Hilfe und Rettung mehr zu schaffen.

* * *

In den gewöhnlichen Traumdeutungen und den bekannten egyptischen Traumbüchern der Lotterieschwestern liegt so viel abergläubischer Wust, daß es uns anwidert, darin herumzuwühlen.

Ein Stück Chronik.

(Schluß.)

Es liegt ein altes, zu Frankfurt a. M. im Jahre 1630 gedrucktes Buch vor uns, welches zunächst Oesterreich angeht und den folgenden Titel führt: Kurze Erzählung dero Wunderzeichen, Feuersbrünsten und Wassergüssen, welche Gott der Allmächtige so wohl am hohen Himmel, als in der Luft, wie auch auff dem Erdboden und in den Wassern, von allen vier Orten der Welt, von anno 1618, da dieses trübselige (d. i. dreißigjährige) Kriegswesen angegangen, und dadurch rechtschaffener Reu und Buß anzumahnen, biß auff gegenwärtige Zeit, sehen und erfahren hat lassen.“

Dieses Buch ist uns ein getreuer Spiegel jener Zeit, in der es erschien. Es umfaßt nur das Jahrzehnt von 1620 bis 1630, die traurigste Periode der Glaubensspaltung und des deutschen Religionskrieges, wo die verdunkelten Geister und beängstigten Gemüther so gerne jede, nur ein bißchen ungewöhuliche Naturerscheinung in das Gebiet der Wunder versetzten und mit den trüben, scheelfehenden Augen des Aberglaubens betrachteten. — Der Urtext lautet:

„Den 2. September 1621 hat sich in Ungarn Nachts von 9 bis gegen Morgen 4 Uhr ein großes Chasma erzeugt, also daß vom Morgen, Niedergang vnd Mitternacht die Strahlen gegen einander gleich einem Kriegsheere gefochten, ist auch selbige Nacht so hell gewesen, gleich als ob der Mond geschienen. Dessen Bedeutung hat man gar bald erfahren.

„Zu Ende Mai 1623 hat sich zu Eger ein Haufen Heuschrecken am hellen Mittag ob der Stadt in der Luft sehen gelassen, also, daß auch der großen Menge halber die Luft verdunkelt worden. Haben sich nachmals von einander getheilt, in der Luft eine Zeit lang gestritten gegen einan-

der, alsdann wiederum sich getheilt, ein Haufen in die Pfalz gegen Waldsachsen zu, die andere Hälfte gegen Ellenbogen zufliegend und sich wieder von dannen begebend. Viele sind aus Mattigkeit auf die Erde gefallen, und haben, wo sie nur das Feld antreffen mögen, alles verzehrt, hernach todt liegen geblieben.

„Im Monat Juli desselben Jahres haben sich zu Wien, am Rhein, Mainstrom, wie auch anderswo wunderbare Würmer sehen lassen, so gelbgrün und goldfarbig anzusehen gewesen, ohne Füße, allein mit etlichen Fäselein am Hintertheile, sich an die Bäume, Zäune, Mauern gehenkt, mit dem Untertheile des Leibes sich bewegt — haben einem Kind in Windel gewickelt gleich gesehen.

„Den 25 Jänner 1624 ist eine große Menge Ungeziefer, in Gestalt kleiner Eichhörnchen, doch mit vier Flügeln, in Oberungarn und Siebenbürgen in der Luft geflogen, so dick, daß sie das Tageslicht verdunkelt, und haben um Zips den Erdboden auf eine Meile Weges bedeckt.

„Fast zu Ende desselbigen, Monats Dezember ist in Böhmen zwischen 10 und

11 Uhr die Sonne in unterschiedliche Farben verändert worden, sind theils aus derselben, theils wieder dieselbe feurige Kugeln gefahren.

„Im Monat Juli 1625 sind erschreckliche Wetter von Donner, Blitz und Wolkenbrüchen, sonderlich in Böhmen und Mähren hergegangen, so daß viele Leute einander geseget, nicht anders meinend, es gehe die ganze Welt unter, und der jüngste Tag sei vorhanden.

„Den 16. October 1826 ist folgendes Wunderzeichen am hellen Himmel gesehen worden. Die Sonne hat am Himmel allen Glanz verloren, da sie nicht anders als der Mond anzusehen gewesen, ist auch der Himmel ganz blutroth verwandelt worden. Darauf haben sich zwei geharnischte Männer im vollen Kürass sehen lassen, welche wider die Sonne gestritten. Diese Wunderzeichen (dessen Bedeutung allein Gott wissend) ist auf der Ostseite, also gegen Böhmen, Mähren und Oesterreich gesehen worden.

„Im Monat Jänner und Februar 1627 erzeugten sich im Lande ob der Enns allerlei Wunderzeichen und Gespenster, denn

zu Galspach hat man am klaren Himmel des Nachts eine große feurige Ruthen und ein blutrothes Schwert gesehen.

„Zu Linz hat sich vor Vielen ein Mönch, den Kopf unter dem linken Arme tragend, sehen lassen, der zuweilen zu den Schildwachen gekommen und denselben übel mitgefahren. Auf der Schanze, der Trugbauer genannt, erschienen nicht allein zur Nachtzeit, sondern auch bei hellem, lichtem Tag viele Bauern ohne Köpfe, welche mit einander gestritten, alsdann verschwanden.

„Den 28. November hat sich zu Prag und daselbst herum ein erschrecklich starker Wind, und während des Winds ein großes Blitzen und Donnern erhoben, welches, weil es um diese Zeit ungewöhnlich ist, denen Leuten einen großen Schrecken verursacht. Folgende Nacht ist es so hell gewesen, als wenn der Mond voll wäre und der ganze Himmel ist roth, wie mit Blut überzogen, gesehen worden. Solche Röthe des Himmels hat bis nachfolgenden Donnerstag gewährt und sind dazumal des Morgens früh auch drei Sonnen gesehen worden.

„In Breslau (damals zu Oesterreich gehörig) ist im März 1628 am Himmel ein großer Mond mit vier Stück Geschütz (Kanonen) so heftig auf einander geschossen, mit großem Schreck gesehen worden.

„Zu Bilbeck in Ungarn ist im April ein erschreckliches Wetter gewesen. Darauf sich der Himmel aufgethan vnd ist die heilige Dreyfaltigkeit, mit vielen Engeln umgeben, erschienen, welche Engel einen Schall, so laut als eine Glocke erklinget, von sich gegeben, was aber gar lieblich zu hören gewesen.

„Zu Sagan in Schlesien hat man sich um den 23. October ein erschrecklicher Wind, so Tag und Nacht gewährt, erhoben, sonderlich aber die erste Nacht so tumultuirt, als ob die Stadt zu Grunde gehen wollte. Hat auch gedonnert vnd geblitz; über der Kirche sind feurige Strahlen mit einem Schwert vnd Ruthen zugleich gesehen worden. Die Glocken haben von selbst angefangen zu läuten; auch ist eine Meile davon der Himmel fast eine Stunde lang gleichsam offen vnd ganz feurig gesehen worden.

„Zu Pardubitz im Königreich Böhmen hat sich am 10. Jänner 1629 ein erschreck-

licher Wind erhoben vnd ist darauff in der Luft eine jämmerliche Stimme gehört worden, welche etliche Mahle geschriehen: „O, weh! o, weh!“ — darauff hat man am Himmel zwei große Kriegsheere gesehen, welche wider einander gezogen vnd mit solchem Grimm auf einander getroffen, daß man das Krachen der Geschütze gar eigentlich gehört.

„Im Monat Jänner 1629 hat zu Tzweia, vier Meilen Weges von Prag, eines Schneiders Weib ein Kind geboren, so ein Maul wie ein Hund, einen hohen Aufsatz auf dem Haupt, mit einer hohen, klaren Haube vnd einem Ring, gleich einem Halsband, umb den Hals gehabt. Hat nach der Geburt dreimal geseufzt vnd ist dann gestorben.

„Den 15. Februar haben in der Stadt Breslau die Kirchenknöpfe des Morgens umb acht Uhr vnd des Mittags umb zwölf Uhr geraucht, als ob sie brenneten, welches auch zu Schweidnitz noch kurz zuvor, ehe die Reformation daselbst vor sich gegangen, geschehen ist.

„Den 5. September hat es im Lande ob der Enns, in der Frau Förgerin Ge-

biet, der Herrschaft Köppach, Schloßen oder Kiesel geworfen, die auff allerlei Manier, wie der Bauern Waffen zwei Jahre zuvor, gewesen sind.

„Im Jänner 1630 hat sich über die Stadt Eger Morgens eine schwarze Wolken sehen lassen, worauff es dann hell vnd licht geworden. Darauff ist von halb Mitternacht eine andere Wolken gekommen vnd gegen die erste gezogen. Als sie beisammen waren, hat man bei einer halben Stunde starkes Schießen gehört. Solche Schüße hat man nicht allein gehört, sondern auch jeder Zeit gar eigen das Feuer vnd darauff den Rauch gesehen. Worauff dann ein schwarzer Adler vnd ein Löwe gegeneinander an den Wolken sich haben sehen lassen. —

„Den 29. Jänner ist in Schlesien mit dem Monde zugleich ein großes Feuer aufgegangen, also, daß die Anschauenden nicht anders gemeint, denn es wäre etwa eine Feuersbrunst angegangen. Nachmals ist in dem Körper des Mondes ein Stuhl von fünf Ecken, fast wie ein Predigtstuhl, erschienen. Da das vergangen, hat man im Monde einen Tisch gesehen, auf dem ein Kelch, mit einem Patentlein zugedeckt,

gestanden. Nach Verschwindung dessen ist im Monde eine große Butte vnd darauff ein türkischer Bund gesehen worden. Endlich hat sich ein Fels gezeigt, auf dem ein Kirchlein erbaut gestanden.

„Was im Monat August in der Stadt Saatz, in Böhmen gelegen, mit einer Magd, welche den Schwittern Brot backen wollen, sich begeben, verhält sich folgender Gestalt: Die Magd schöpfte Wasser in einem Kübel, den Teig damit anzumachen, geht zuvor hin, um das Mehl in den Trog. Als sie das Wasser holen vnd daran gießen will, siehe! da hat es sich zu pur lauterem Blut verwandelt! Sie zeigte solches dem Hausvater, der erschrickt nicht allein darob, sondern tauchte auch einen Finger darein, den Geruch zu erforschen, welcher so häßlich gestunken, daß er darüber sich dreimal hat erbrechen müssen. Die Magd gießt das Wasser aus, das den Kübel so gefärbt, als ob viele Wochen lang Blut darin gestanden wäre.

„Den 9. August hat es um Wien auf den Gebürgen bei Kahlenberg, Meidling, Krems vnd da wo die besten Weine wachsen, ein erschreckliches Gewitter gehabt, vnd hat große Steine wie wälische Nuß, vnd noch

größer, geworfen. Diese sind wie Menschen-
gesichter formirt gewesen, wie ein
Schnecken schwänzlein daran gehangen,
vnd haben an dem Wein großen Schaden
gethan.“ —

* * *

Wir schließen kurz und am besten mit
Schiller:

„Gefährlich ist's, den Feu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn! —“



Inhalts-Verzeichniß.

Vorwort.	Seite I
------------------	------------

Erster Theil.

I. Die Macht der Phantasie	1
II. Mythologie und Geschichte	10
III. Das Urböse	24
IV. Die heutige Geltung des Teufels	37
V. Die Raun-Nächte	48
VI. Die Teufelsbeschwörung	60
VII. Die Teufelaustreibung	74
— — Thomas Böschl	79
— — Böschl exorcirt	88
— — Böschl tritt öffentlich als Sectirer auf	95
— — Die Herde (Böschlianer) ohne Hirten	99
— — Der 30. März 1817	103

Zweiter Theil.

Sagenkreise	111
I. Teufelsfagen	113
1. Der Stock im Eisen	113
2. Die mittlernächtliche Schlittensfahrt	116
3. Das Kopfverdrehen	118
4. Buzbaum	121
5. Das Adam- und Eva-Spiel	123
6. König Friedrich der Schöne	125
7. Der Hermanns Vogel	128

	Seite
8. Das Gablerkreuz	131
9. Der Donaustrudel	133
10. Das Schneiderschloß	135
11. Die Teufelsmauer	136
12. Zwei ungleiche Nachbarn	139
13. Ein Spiegelbild	142
14. Im Salzkammergute	143
15. Der Falkenstein	146
16. Der Hangar	148
17. Ein Forstteufel	150
18. Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim	151
19. Die eiserne Geldkiste	154
20. Der Wassermann	156
21. Der Grünrockete	159
22. Der Teufelsstein	161
23. Die böhmische Teufelsmauer	162
24. Ritter Arnulf und seine Töchter	164
25. Der Teufel als Drache	168
26. Ein Katzenpflug	169
27. Der Heckethaler	170
28. Die wunderbare Linde	172
29. Der Wollustteufel	174
30. Der Antichrist	175
 II. Unnatürliche Wesen und Spuk-	
gestalten	184
1. Ein Grabgespenst	186
2. Die Alraun-Wurzel	188
3. Die Alchemie	192
4. Astrologie	197
5. Die Rhabdomantie	200
6. Kaiser Maximilian I.	203
7. Der Kapuzer	204

	Seite
8. Drei salige Feyer	206
9. Eine kluge Wahl	208
10. Der Putz am Dürrenbach	209
11. Eine unnatürliche Mutter	210
12. Ein österreichischer Eulenspiegel	212
13. Rübezahl	214
14. Orco, der tirolische Rübezahl	218
15. Der gespenstige Barbier	220
16. Der Zauberer Zytho	224
17. Eine Execution	225
18. Die Trud	227
19. Legionen Berggeister	228
20. Legionen weißer Frauen	230
21. Eine Goldhöhle	232
22. Ahasverus	234
23. Kepler's Mutter	236
24. Wilde Weiber	237
25. Die Habergais	238
26. Der böse Blick	240
27. Ein Wundersieg	241
28. Hero und Leandro	243
29. Spuk über Spuk	246
30. Die jüngste Spukgeschichte in Wien	248
III. Thiersagen und Märchen	250
1. Ein Basilisk	254
2. Vier Jungfrauen	255
3. Der Fisch Celebrant	257
4. Ein Seelenhandel	258
5. Der Lindwurm	259
6. Der Felsen Babakai	262
7. Das weiße Pferd	264
8. Zwei Hunde	266
9. Die Spinnen	270

	Seite
10. Die Passauische Kunst	271
11. Katzenliebe	272
12. Ein weiblicher Tugendspiegel	274
13. Das böse Königspaar	276
14. Habsburg	278
15. Ein diebischer Kabe	279
16. Ein wunderbares Bett	280
17. Die Schußnatter	281
18. Die Kranl-Abder	284
19. Ziegenklauen	288
20. Der daumenlange Hansel	289
21. Fuchs und Geier	290
22. Die Traun-Nixe	292
23. Feldmäuse	295
24. Die Andreas-Insel	296
25. Der gespenstige Pudel	298
26. Eichhorn und Eule	300
27. Zughenschrecken	301
28. Kindliche Aufopferung	303
29. Vampyre	305
30. Zwei Schwestern	308
IV. Abergläubischer Schutt	311
Ein Stück Chronik (Schluß)	347



UB WIEN



+AM332627704



1882

